Träume und Schäume vom Rhein.

In Reisebildern aus Rheinbaiern
und den angrenzenden Ländern.

Aus den Papieren eines Müden.

Zweiter Band.

Speyer, Landau und Grünstadt.
F. C. Neidhard's Buchhandlung.

Wd

XV.

Neuer Ausflug nach Nordwest. Weilwagenfahrt. Das Lauterthal. Wolfstein. — Das Westrich und seine Bewohner. — Römische Alterthümer. Der Dreikönigszug auf dem Potzberge. Die Familie Günther. Abend- und Nachtgemälde. Das Wächterhorn. — Der Sonntagsmorgen. Remigiberg. Cusel. Lichtenberg. — Das Glanthal Die Kirche zu Offenbach. — Lauterecken. Meisenheim. Kirche und Schloß. Meisenheimer Wünsche. — Abtei Disibodenberg. Das Nahethal. Staudernheim. Der Oberschulz. — Fahrt auf der Nahe. Schloß Böckelnheim und Heinrich IV. Rothenfels, Rheingrafenstein und Ebernburg.

Speier ist auch langweilig, oder bin ichs; ich weiß nicht wer mehr. Mich überfällt in dieser einförmigen Ebene eine so sehnsüchtige Stimmung, daß ich das Abendroth nicht mehr sehen kann, ohne den nagenden Schmerz des Heimwehs zu fühlen, und doch will ich nicht heim, nur fort. Wäre die Umgegend zu kleinen Ausflügen einladend, oder könnt' ich mich in eine Masse von Ueberresten aus früherer Zeit hineinwühlen, oder wäre das Leben selbst lebendiger, bewegter, und zöge sich nur eine volle Ader der Kunst durch dieses kleinbürgerliche Leben, dann hätte ich mit Freuden bei dir aushalten mögen, Gustav, aber so unmöglich.

Man hat mich auf eine schöne Partie im äußersten Westen des Landes aufmerksam gemacht, auf das Glanthal. Obschon die Bewohner der Rheinebene Gänsehaut bekommen, wenn sie nur vom Westrich reden hören, so schien man doch allgemein jener Gegend einen gewissen Vorzug vor andern des Westens einzuräumen, fügte aber sogleich hinzu, wenn ich mich nicht im August noch dahin aufmache, würd' ich in eine Jahreszeit gerathen, in der dort nicht mehr zu leben sei. Schnell war sonach mein Entschluß gefaßt, und schon am elften August saß ich in dem Kasten, welchen die Leute den Weilwagen oder die Schneckenpost nennen, weil er wöchentlich zweimal auf dem Wege nach Kaiserslautern verweilt. Das Unternehmen laborirt, zu seinem eigenen Schaden, an denselben Gebrechen, wie das ganze deutsche Postwesen, an Langsamkeit und Uebertheuerung. Die Franzosen verstehen das besser, sie fördern Personen und Sachen wohlfeil und schnell, und finden ihre Rechnung dabei. Schade, daß man auch in dieser Beziehung durch ganz Deutschland das alte Lied singt: Nur langsam voran!

Aus der Zeit der Turnfahrten, wo wir Studenten noch nicht so träg und vornehm waren, als die heutigen, und doch ein Gutes mehr galten, als diese, die es bald für Schande halten, zu gehen; aus der guten Zeit, wo wir mit unserm Ränzchen und dem derben Ziegenhainer uns für die Könige der Erde, für die seligsten Menschen hielten, bin ich an rasches Fußwandern gewöhnt, und liebe es heute noch, trotz dem daß ich ziemlich viel älter geworden bin; darum sind mir alle Eil- und Gesellschaftswägen verhaßt, insbesondere

wenn Crethi und Plethi darin aufgeschichtet ist und untereinander gerüttelt wird, wie die Ingredienzien einer Brechmixtur. Jedoch was war zu thun? Ich konnte mich nicht, wie Semilasso, vornehm nachlässig in den Fond eines eigenen glänzenden Wagens werfen; und sollt' ich den Weg, welchen ich schon einmal zu Fuß zurückgelegt, kurz darauf noch einmal durchwandern? Nein! lieber bei zwei Schacherjuden, einer alten Jungfer und etlichen zweideutigen Personen in diesem Wagen. Ich konnte jedoch von Glück sagen, ich durfte beim Conducteur im Cabriolet sitzen, und im langsamen Fluge die schon einmal genossenen Reize der Gegend an mich herankommen lassen. Wie Frühlingsblüthen ließ ich sie still über mich hereinschneien, während wir dem Gebirge naheten und durch das Neustadter und Frankensteiner Thal fuhren. Man kann das alles mehr als einmal sehen, und sich jedesmal daran ergötzen. Ein Gedanke aber quälte mich, im Grunde ohne Grund; es war der an den Conducteur. Immer mußt' ich denken: Wenn es dem lieben Gott gefallen hätte, dich in ein solches Aemtchen hinein zu pressen, und du jahraus jahrein auf dieser Straße hin und her fahren müßtest! Fürchterlich langweilig! Und was sind am Ende alle anderen Aemter? geht man nicht auch dort um das liebe Brod tagtäglich dieselbe Straße auf die Schreibstube und wieder zurück? Muß man nicht dort an der Deichsel des Staatswagens mitziehen, während so ein Conducteur noch gezogen wird, und immer neue Gesichter sieht? Da erst dankte ich meinem Gotte, daß er so eigentlich gar nichts aus mir gemacht hat. —

Von Kaiserslautern red' ich nicht weiter, ich habe bereits gesagt, was ich davon weiß. Das Lauterthal ist es, welches ich zunächst betrete, und das sich mit dem Bache nordwestwärts hinabzieht. Der Eingang dazu mit seinen niedrigen, kahlen Hügeln ist an sich öde, todt und traurig, wie die ganze Umgebung der Stadt, nur die Mühlen des Baches verleihen ihm einiges Leben. Bald aber gewinnt es ein anderes Ansehen, und je tiefer hinein, desto anmuthiger wird es mit seinem schmalen Wiesengrunde und den angebauten Hügeln, denen nur eine größere Abwechslung durch frische Wälder mangelt. Wahrhaft schön wird das Thal bei den neben einander liegenden Dörfern Kaulbach und Kreimbach. Das letztere schmiegt sich an einen höheren Berg, das erstere bedeckt den Fuß eines niederen runden Hügels, von dem die Kirche mit ihrem uralten stumpfen Thurme ganz frei auf beide niederschaut, und um den sich die Lauter in einem weiten Bogen windet.

Der Glanzpunkt des ganzen Thales aber, der, welcher alle Schönheiten desselben in einen engen Rahmen zusammenfaßt, ist der Flecken Wolfstein mit seiner Umgebung. Nicht fern von einer einsamen Kirche nahe der Landstraße, dem einzigen Ueberbleibsel des spurlos verschwundenen Dorfes Zweikirchen, macht die Straße eine leichte Krümmung, und überrascht bleibe ich hier vor einem köstlichen Bilde stehen. Da unten in einem tiefen grünen Kessel, in dessen Wiesengrunde nur Weiden, Pappeln und Erlen den Lauf des Baches bezeichnen, liegt Wolfstein, theilweise hinter Bäumen versteckt, unmittelbar über den Häusern des Ortes die Ruine der Burg Neuwolfstein und auf weniger als

Schußweite hinter ihr die kleine Feste Altwolfstein mit ihrem einzigen gebrochenen Thurm und den spärlichen Mauerresten auf einer dunkelgrauen, zackigen, schroff abschüssigen Felswand, die ihren Fuß in tiefen Laubwald senkt. Zur Linken erhebt sich ein beträchtlicher Berg mit einer jähen, kahlen Spitze, zur Rechten aber zieht sich im Bogen um den schönen Wiesengrund ein sanft-gewölbter Rücken mit wohlbebauten Feldern, als wolle er die düstere Wildheit des Gemäldes einigermaßen mildern. Um aber den eigentlichen Charakter des Ganzen nicht allzu viel zu schwächen, hebt auch über diesen sanfteren Hügelrücken sich wieder ein belaubtes Berghaupt empor. So einigen sich in diesem engen Rahmen die verschiedensten Reize, um ein Bild hervorzubringen, das zu den malerischsten des Landes gehört.

Gern möcht' ich auch noch von der Doppel-Aussicht reden, die sich mir auf der Ruine von Altwolfstein geboten, aber ich fürchte mich, es zu thun, weil eine Schilderung die andere schlägt, und mir die Sache selbst nachgerade wie Naturpinselei vorkommt. Ich habe schon zu viel geschildert, und sehe voraus, daß noch mehr nachkommt, so daß es mich am Ende mehr ermüden würde, als den Leser, der flüchtig darüber weglies't, und das Recht hat, zu überschlagen. Vor mir selbst fürcht' ich mich also am meisten, vor dem Leser wenig, vor den Recensenten gar nicht. Um die Letzteren hab' ich mich mein Leben lang nie gekümmert, und sage mit Rückert:

Doch euch es recht zu machen, ihr Herrn,
Darauf verzichten wollt' ich gern.
Hätt' ich es nur so weit gebracht,
Daß ich mir selbst es recht gemacht.

*

Wie unrecht haben die Leute der Ebene, wenn sie das Westrich für eine kalte Wüste halten oder für einen Wald ohne Ende. Es ist weniger Wald da, als mir lieb war, und kein Fleckchen Erde hat die Hand des Landmannes unbenützt gelassen; ja die Rebe grünt wieder an diesen Höhen und der Herrenberger Vierunddreißiger, den ich in Wolfstein gekostet, braucht keineswegs verschämt in den Hintergrund zu treten.

Von dem unverwüstlichen Fleiße der Westricher Bauern erhielt ich erst einen recht anschaulichen Begriff, als ich von Wolfstein links ablenkte, um nach dem Potzberge zu gehen, der etwas über eine Meile südwärts liegt. — Ich muß nämlich bemerken, daß ich in Wolfstein zufällig einen recht artigen Mann kennen lernte, Herrn Günther, Verwalter des Quecksilber-Bergwerkes Dreikönigszug auf dem Potzberge. Da der Mann in dem kurzen Gespräche, das wir mit einander spannen, sogleich weg hatte, daß ich eigentlich ein Reisender ohne bestimmtes Ziel sei, so fing er an, mir die Reize seines Potzberges zu rühmen, und zugleich auf die gastlichste Weise von der Welt mich, den wildfremden Menschen, einzuladen, ihn dahin zu begleiten und bei ihm fürlieb zu nehmen. Ich hatte den Potzberg schon vom Drachenfelsen aus und später noch einigemal aus geringerer Entfernung gesehen, und war hier nur wenig über eine Meile weit von seinem Fuße entfernt — ein gewaltiges Anziehmittel. Nebenbei hoffte ich eine Grubenfahrt machen zu können. Die Einladung auf Längerbleiben anzunehmen, und einer unbekannten Fa-

milie lästig zu werden, daran dacht' ich nicht, um so weniger, als das Städtchen Cusel kaum eine Meile jenseit des erwähnten Berges liegen sollte. Kurz ich verließ meine seitherige Straße, und ging mit Herrn Günther.

Im Schweiße unseres Angesichtes mußten wir bedeutende Höhen ersteigen, und da habe ich die obige Bemerkung über den Anbau der Gegend gemacht. So weit man sehen kann, sind alle Hügel und selbst beträchtliche Berge bis zum Gipfel mit Getraidefeldern bedeckt — ein lieblicher Anblick in der Zeit der Ernte, aber man darf nicht an die unsägliche Mühe denken, mit welcher die Leute das Feld in jedem Herbst und Frühling bestellen müssen, um eine erkleckliche Ernte daraus zu ziehen; man darf nicht daran denken, daß ein einziges Unwetter alle Hoffnung für ein ganzes Jahr von diesen Höhen herabschwemmen kann. Wie bequem erscheint dagegen der Anbau der Ebene und wie sicher! Das sieht man aber auch den Bewohnern an. In der Ebene mehr kräftige, schlanke Gestalten, frische, blühende Gesichter, und unter dem Wamms und der Mütze ein fröhlicher kecker Muth, der sich im Gesange, oft aber auch minder angenehm äußert. Hier dagegen meist kleine Gestalten, früh gealtert und gebückt durch schwere Arbeit, wenig schöne Gesichter und fast alle mit der Farbe der fallenden Blätter gezeichnet. Ich habe im Westrich noch keinen lauten Gesang auf dem Felde gehört, ein Zeichen, daß dem Volke der ächte Frohsinn und die Rührigkeit und Beweglichkeit abgeht, welche die Bewohner der Ebene und des Gebirgsabhanges vorzugsweise charakterisiren. Dafür liegt auf den ernsten

Gesichtern der Zug einer tiefen Gutmüthigkeit. Mich haben diese stillen Angesichter immer gerührt, der stille Schmerz verwundeter Herzen, die an den Mühen des Lebens verbluten, schien mir auf ihnen zu liegen, und doch höre ich allenthalben, daß die Leute glücklich und zufrieden sind, wenn nur Gott seine segnende Hand über ihrer schweren Arbeit offen hält.

Aber ich habe auch noch Anderes erfahren, was mich wieder zurückgestoßen, und in meinen Augen den Gesichtern fast ein abschreckendes Gepräge gegeben hat. Der Branntwein hat seine verwüstenden Spuren auf denselben zurückgelassen. Wie eine Seuche, die bereits endemisch geworden, und die Hartnäckigkeit eines chronischen Uebels angenommen, hat sich der Genuß dieses mörderischen Getränkes in dem Westen Rheinbaierns verbreitet. Branntwein heißt der Sorgenstiller, Branntwein die Quelle, aus welcher für Tausende alle Lust und Seligkeit fließt; Branntwein trinkt die Mutter, die eben geboren, Branntwein das Kind, das die ersten Worte stammelt. — So nahe bei dem reichen, überaus gesegneten Weinlande ist das ein wahres Räthsel, das frühzeitige Verwelken der Körper aber ist nun zur Genüge erklärt.

Ohne Zweifel hat der Mangel an körperlicher wie an geistiger Elasticität in diesem Volke theilweise seinen Grund in dem Genusse jenes schädlichen Getränkes, doch bin ich vielleicht zu weit gegangen, wenn ich, nach solchen Nachrichten und Erfahrungen, auch die Langsamkeit in Bewegung und Sprache durchschnittlich mehr für Folge der Abspannung, als der eigenthümlichen, natürlichen Ruhe ansah.

Was eben die Sprache betrifft, so scheint sie mir nicht wesentlich von der in der Ebene verschieden zu sein, aber der Ton ist ein anderer, er ist gezogener, singender, als in der Ebene, und in Verbindung mit einzelnen eigenthümlichen Worten und Wendungen, gibt er der Sprache allerdings den Anschein einer eigenen Mundart. Es ist jedoch dieselbe, wie sie Lennig in seinen Gedichten im Donnersberger Dialecte wiedergegeben hat. Mir ist vorzugsweise die Abwandlung des Hülfszeitwortes „sein“ aufgefallen. Da hört man nämlich im Präsens:

Eich sin	Mer bin
Du bischt	Ehr bin
Er isch (is)	Sie bin

Daß ich nicht singen hörte, war mir leid, weil ich gewohnt bin, den Charakter eines Volkes zum Theil nach seinen Gesängen zu beurtheilen. Nur einmal erinnere ich mich, ein Mädchen auf dem Felde gehört zu haben, die das rührende Volkslied sang:

Es reis't ein Knab' in's Niederland,
Die Botschaft kam, sein Schatz wär' krank.

Ich habe ihr zugehört bis zu Ende, wo sie mehrmals die beiden Verse wiederholte:

Ein ganzes Jahr und noch viel mehr,
Die Traur die nahm kein End nicht mehr.

*

Auf den Höhen bei Wolfstein erhielt ich auch erst einen Begriff von der antiquarischen Bedeutung dieser Gegend. Mein freundlicher Begleiter zeigte mir jenseits des Thales einen kegelförmigen Berg, an dessen Fuß sich die schon genannten Dörfer Kaulbach

und Kreimbach schmiegen, und auf dessen Spitze ein römisches Castell gestanden. Die spärlichen Reste desselben sind noch sichtbar, und werden von den Umwohnern die Heidenburg genannt. Thalaufwärts aber, und zwar auf der linken Seite erhebt sich ein anderer Berg, dessen Gipfel in seiner ganzen Gestaltung unverkennbare Spuren der umbildenden Menschenhand trägt. Ohne Zweifel ist die sorgfältig abgerundete Erhöhung auf demselben ein großer römischer tumulus. Ein erhabener Gedanke des kühnen Volkes, selbst diese Grabhügel auf die sonnigen Höhen in die Nähe des Himmels zu bauen. Es liegt Tiefe darin, wenn auch unbewußt, daß die todten Helden in der Höhe gesucht werden müssen, wo die Sonne frei ihren Strahlenkranz über den runden Hügel wölbt, und die Geister an ihren goldenen Fäden aufwärts steigen läßt. In der Höhe sollen wir unsere Todten suchen.

Bis zum Potzberge ging es bergauf bergab, mannichmal über recht steiniges Land, dem aber nichts desto weniger ein hübscher Tribut abgenommen wird. Wir konnten das sehen, denn die Leute waren mitten in ihrer Jubelwoche, in der Ernte. Die Dörfer in der Tiefe dieses Gebirges sind nicht zu vergleichen mit denen des Thales oder gar der Ebene. Dort lauter Städtchen (wenigstens würden in andern Theilen Deutschlands und der Welt die Dörfer der Rheingegend für Städtchen gehalten werden) hier noch die grauen, moosigen Strohdächer mit den treppenförmigen Giebelmauern vorherrschend — ein Beweis von größerer Armuth, oder ich will lieber sagen von geringerer Wohlhabenheit.

Ehe wir unser Ziel erreichten, führte unser Weg durch eine tiefe enge Thalschlucht voll Wald und Wiesen, so schön man eine sehen will. Ich ward auf einen einsamen Kirchhof aufmerksam, auf dem ein alter Thurm steht. Hinter der Thüre dieses Kirchhofes liegt ein altes Werk des Meisels, von hohem Gras und Nesseln überwachsen. Es ist ein Löwe, der auf einem ähnlichen Thiere wie reitend liegt. Ich konnte mir dieses, wahrscheinlich römische Werk nicht erklären, da es sehr verstümmelt ist, hätte es vielleicht auch nicht gekonnt, wenn es noch unversehrt gewesen wäre, und mache deßhalb nur darauf aufmerksam.

Der Dreikönigszug (die zu dem Quecksilber-Bergwerke gehörigen Gebäude) liegt nicht auf der äußersten Spitze des Potzberges, aber die Aussicht von da ist umfassend. Ich wollte sogleich an ihr hängen bleiben, aber Herr Günther vertröstete mich auf den nahen Abend, wo ich noch mehr befriedigt werden sollte, und nöthigte mich unter sein gastliches Dach, wo uns ein junges Weibchen mit zwei hübschen Knaben empfing. Einfachheit und Anspruchlosigkeit, die Zeichen innerer Gediegenheit und ächter Bildung, machten mir die freundlichen Bewohner dieses Hauses recht lieb, und bald schien ich kein Fremdling mehr zu sein.

Als die Sonne ihrem Untergange nahe war, traten wir hinaus auf eine Erhöhung unfern dem Wohnhause. Die Sonne warf ihr volles, rothes Abendlicht über das Gethal und Gehügel, in welches man gegen Westen hineinschaut. „Da unten“, sagte Herr Günther, „liegt das Dorf Altenglan an dem Flüßchen, dessen Lauf Sie verfolgen wollen. Weiter links sehen sie den

Remigiberg, auf dem noch Reste eines alten Klosters stehen, und der uns das tiefliegende Städtchen Cusel verdeckt. Gerade vor sich erblicken Sie in der Ferne auf einer bedeutenderen Höhe das alte Schloß und den Flecken Lichtenberg; es liegt bereits über der baierischen Grenze in dem ehemaligen koburgischen Fürstenthum Lichtenberg, welches Preußen vor einiger Zeit an sich gebracht hat. Die hohe Bergkette, welche unsern Gesichtskreis schließt, zieht sich in dieser neuen preußischen Provinz hin, und hängt mit dem Hundsrück zusammen."

Das alles liegt auf der Erde, und die Höhen mit ihren vielfarbigen Feldern, die Thäler mit ihren grünen Wiesen und die einzelnen Waldstrecken wären allenfalls zu beschreiben, aber der Himmel, welcher darüber lag ist's nicht, ich müßte denn meine Feder in dieses Gluthlicht des Abends tauchen können, wie ich mein Auge hineingetaucht habe. Wie will ich beschreiben, was selbst Claude Gelée nicht malen könnte? Die Sonne schien nicht untergegangen, als wir sie nicht mehr sahen, sie schien zerschmolzen zu sein, und dieses Meer des aufgelös'ten Lichtes lag still glühend über diesen Höhen, und nur einige kleine Purpurwölkchen mit goldenem Saume schwammen darin, und die ferne Schloßruine war ordentlich transparent geworden, wie das kristallene Haus der Meerfei in der stillen Fluth. — O der Tag ist, wie die fromme Seele, nie schöner, als im Erlöschen.

Ueber dem Abendessen plauderten wir lange, und ehe ich zur Ruhe ging, feierte ich noch einige köstliche Augenblicke. Ich mußte die Aussicht auch unter dem

Nachthimmel sehen, und schaute nun in eine weite, mondlose Nacht hinein, welche den blauen Schleier mit den eingewebten silbernen Sternen, wie eine leichte, fliegende Hülle über die Berge gelegt hatte und über die tiefer ausgehöhlten Thäler und Schluchten und über die dunkeln, stillen Wälder, welche leise athmend unter der leichten blauen Decke einschlummerten, und nur bisweilen einen Laut hören ließen, wie der schlummernde Vogel, oder wie wir Menschen selbst in unsern Träumen leise, gebrochene Worte lispeln. — Einen merklichen Zuwachs zu meiner Freude bei dieser einsamen Nachtfeier gaben mir die Töne des Wächterhornes, welche einförmig dumpf und langgehalten aus den Dörfern heraufklangen, zuerst nahe, dann ferner und immer ferner, bis die weitesten fast unhörbar in der stillen Nacht verklangen.

Zwei Dinge gibt es, die mich ansprechen bis zum Entzücken, das Geläute der Abendglocken und in stiller Nacht der Ton des Wächterhornes aus der Ferne. Ich habe mich immer geärgert, wenn ich hörte, daß nervenschwache Bürgermeister und Schöffenräthe in der Ueberfeinerung so weit gingen, das Nachtwächterhorn abzuschaffen. Diese ledernen Menschen wissen gar nicht, daß sie damit wieder einen Theil der ohnehin raren Poesie aus dem Leben verdrängt haben. Alle, die ihnen gleichen, werden mich verlachen als einen Sentimentalen, aber das schadet nichts, sie behalten dennoch Unrecht. Ich will wohl zugeben, daß es den meisten Leuten nicht angenehm sein mag, den Nachtwächter vor dem Fenster der Schlafkammer blasen zu hören, aber wenn sie einen Begriff davon hätten, wie lieblich dem Wanderer in der Nacht diese Hornestöne von nah' und ferne

klingen, sie würden nicht für Abschaffung des Wächterhornes stimmen. Wie gesagt, ich lausche diesen tiefen, langgezogenen, in der Weite langsam verhallenden Tönen stets mit Vergnügen, und bedauere, daß man sie in Bälde nur noch in der Poesie finden wird, wie die Waldhorneslaute.—

*

Am nächsten Morgen wollt' ich weiter wandern, aber es ging nicht, es war noch zu viel zu betrachten. Zuerst zeigte mir Herr Günther seine kostbare Mineralien-Sammlung, in der ich besonders die ausgezeichnet schönen Exemplarien von Quecksilberstufen bewunderte, und die mir den Reichthum des Landes in dieser Beziehung recht anschaulich machte. Die mineralogische Karte über das ganze Hardtgebirge, welche er ausarbeitete, schien mir ein treffliches, für die Wissenschaft höchst wichtiges Werk zu werden.

Es war mir von besonderer Wichtigkeit, hier an der Hand eines so kundigen, wissenschaftlich durchgebildeten Mannes die ganze Art und Weise der Quecksilber-Gewinnung mit eigenen Augen zu sehen, und über diesen Zweig des Bergbaues belehrt zu werden. Ich stieg in einen tiefen Schacht hinab, aber ich weiß nicht, wie sonderbar mir da unten im Bauch der Erde zu Muthe ward. In den schmutzigen Gängen, die ich durchkroch, in den Höhlen, wo die düsteren Grubenlichter zitterten, und die Bergleute, stillen Koboldengleich, mit eintönigen Schlägen die harten Felswände zerarbeiteten, konnte kein poetisches Gefühl in mir aufkommen; ich hatte nur das der fürchterlichen Einsam-

keit und des lebendig Begrabenseins. Mir war, als müsse bei jedem wiederhallenden Schlage ein Gang einstürzen, und mir auf immer den Rückweg abschneiden. Ich konnte dieser Empfindung nicht Meister werden, obgleich ich die Leute da unten so ruhig fortarbeiten sah, mir war, als gehörten sie in diese Höhlen, ich aber hinauf an das liebe, freundliche Licht. Ich mußte tief aufathmen, Wände und Decke drückten mir auf die Brust. Da hatten die Mährchen der Kindheit ihren Glanz verloren, da saß kein König der Berggeister auf einem goldenen Throne, da lag kein Prinz in tausendjährigem Zauberschlafe, da trat keine glänzende Fee mit silbernem Schleier und mit Blumen von Edelsteinen aus der geöffneten Felswand, da war kein hell erleuchteter kristallener Palast mit seinen tausend Herrlichkeiten, sondern finster war es und eng, und von der Decke troff schmutziges Wasser herab, und rann an den dunkeln Wänden nieder.

So leicht und froh ich aufathmete, als ich wieder ans Tageslicht trat, so war es mir doch lieb, diese Grubenfahrt gemacht zu haben; solcher Wechsel der Empfindungen gibt dem Leben einen eigenthümlichen Reiz, und die Bereicherung der Anschauungen und Erfahrungen schlage ich jederzeit hoch an. So war es mir interessant, zu sehen, wie die Knaben mit ihren kleinen Hämmern das zu Tage geförderte Gestein zerschlugen und mit instinktartiger Sicherheit die Stücke herausfanden, welche Quecksilber enthalten. An einer andern Stelle fing man an, eine Halle in den Felsen zu arbeiten, um das Rad für eine Pumpe darin anzubringen, mittelst welcher die Grubenwasser herausgeschafft werden sollen. — Hierauf

nahm ich die Vorrichtungen und Arbeiten des Laboratoriums in Augenschein, und hatte überhaupt so viel zu betrachten und mir erklären zu lassen, daß der Mittag unvermerkt herbeigekommen, ich aber noch nicht einmal zum Ende gelangt war. Ich blieb darum noch länger, ja ich kam an diesem Tage gar nicht weg, weil die guten Menschen mich so freundlich nöthigten, und weil es mir so wohl war auf dieser Höhe, und weil mir auf den folgenden Morgen eine Ueberraschung versprochen war.

*

Der Morgen kam — ein Sonntagsmorgen. Wie freundlich ging der Tag des Herrn auf über der stillen Erde! wie prächtig war das Festkleid, das er ihr angezogen! Der schöne Buchenwald, durch den wir gingen, war zum Tempel geworden, der Odem Gottes säuselte darin, und die Vögel sangen das Hallelujah. Mein Begleiter führte mich allmälig bergab, aber immer im Walde. Plötzlich tönt aus geringer Ferne der schöne, volle, wunderreine Klang einer Glocke vom frischen Morgenwinde getragen, durch den Wald, und in meiner Seele fing jetzt erst die rechte Sabbathsfeier an. Wir treten aus dem Walde, wir stehen am Abhange des Berges, und mich überrascht ein Anblick, werth in den seligsten Stunden des Lebens, in den Stunden des Friedens aus den Erinnerungen aufzutauchen. Ein schmales Thal, darin der rauschende Glan und das freundliche Dorf Theisbergstegen, drüben ein hoher, senkrechter, verwitterter Felsrücken mit seinem Fuß in dem grauen Gerölle seiner eigenen Trümmer und in dem Grün des darübergezogenen Gesträuches ruhend, und oben auf diesem Fel-

senkamm Ruinen aus längst entflohenen Tagen, ein Kreuz von Holz und eine alte Kirche, von der die herrliche Glocke zu uns herübertönt. Es ist der St. Remigius-Berg mit den Ruinen der Michelsburg und der halbzerstörten Kirche des ehemaligen berühmten Benedictinerklosters.

Wir stiegen in das Dorf hinab, ich von dort allein auf einem schmalen, steilen Pfade den Remigiberg hinan. — Da oben erst ist's ein rechter Sonntagsmorgen, ganz still, ganz heilig, ganz verklärt; über die schönen Gründe da unten und die Dörfer darin ist die Sabathsruhe ausgegossen, und über die nahen und fernen Hügel weht der Hauch des Friedens und der Feierlichkeit, als wenn der Herr selbst unsichtbar, aber fühlbar darüber hinwandelte, und seinem heiligen Munde leise Worte des Friedens und der Versöhnung entschwebten. Zwischen den Ruinen der Burg und dem Gotteshause steht das hohe Kreuz, und winkt thalauf und thalab den fernen Dörfern, und die reine, volltönende Glocke ruft zum zweitenmal. Lauter Winke und Grüße und Rufe des Friedens. Und in den stillen Dörfern da unten wird's lebendig, und von drei Seiten heran ziehen die sonntäglich geschmückten Remigiusleute *) in langen Reihen,

*) Als der Frankenkönig Chlodwig nach seinem Siege bei Zülpich über die Alemannen (496) im Dome zu Rheims sich taufen ließ, schenkte er dem dortigen Erzbischofe, dem heiligen Remigius, eine bedeutende Strecke Landes in der hiesigen Gegend. Es hieß daher das Remigsland und seine Bewohner die Remigsleute. Das Kloster war zuerst in Cusel, und wurde dann auf diesen Berg verlegt. Die Schirmherren bauten später die Michelsburg daneben.

gleich Wallfahrern, und andere harren schon da oben an der Pforte des Gotteshauses. — Ein rechtes Sonntagsbild. Es sieht aus

Als wallen Pilger hohen Dranges
Herauf zur sel'gen Gottesstatt.

Ein rechtes Bild des Christenlebens zugleich. So winkt uns allen das Kreuz, und die Stimme des Herrn ruft, und aus der Tiefe ziehen wir hinan auf steilen Pfaden, und droben bei ihm im Lande der Herrlichkeit, an den Thoren der seligen Gottesstadt, erwarten uns die Unsrigen am blühenden Festmorgen der Ewigkeit. —

Der Geistliche kam, und die Gemeinde trat in die Kirche, ich mit; aber noch vor dem Anfange der Messe ging ich wieder hinaus, um draußen, umgeben von der Herrlichkeit des Morgenhimmels und der zauberischen Gegend, durch die offene Pforte des Gotteshauses zu schauen. Dann ging ich eine kleine Strecke den Berg hinab, wo ich die Kirche nicht mehr sehen, aber den Gesang, durch die Ferne gedämpft, noch hören konnte. — Mir ist, als müsse der Gottesdienst auf dieser Höhe, zu der die Landleute heranziehen, mehr wirken, als irgend ein anderer, mich wenigstens hat es da oben zu tiefer Andacht, zu heiliger Anbetung gedrungen.

Als der Gottesdienst zu Ende war, zog die Gemeinde wieder auf verschiedenen Wegen den Berg hin-

---

Burg und Kloster liegen in Trümmern, die Kirche, ein Gemisch des byzantinischen und des gothischen Styles, ist theilweise zerstört, jedoch zum gottesdienstlichen Gebrauche nothdürftig hergerichtet. Den Dienst an derselben versieht der zeitliche Pfarrer von Cusel.

ab, während im Thale die Glocke von Theisbergstegen die Gläubigen der andern Confession zur Kirche rief. Ich folgte der Schaar, welche, den Geistlichen an der Spitze, den Weg nach Cusel einschlug. Nach einer halben Stunde trat ich aus einer schönen Gruppe großer Bäume, und ein neues Prachtstück des Landes, des so ungerecht verachteten Westrichs, lag vor mir, ein freundliches Thal nämlich, in seiner Mitte das Städtchen Cusel, in seiner Fortsetzung einige Dörfer, und an seinem scheinbaren Ende ein beträchtlicher Berg mit dem alten Schloß und Flecken Lichtenberg. Ein perspectivisches Gemälde, dessen hohe Schönheit der Himmel zu jeder Tageszeit und in jeder Wetterlaune gewiß eigenthümlich verklärt, dem aber die Stille des Sonntagsmorgens und das Geläute der Glocken, das aus der Stadt herauftönte, einen eigenthümlichen Zauber verlieh — wenigstens für mich.

Beim Eintritt in die Stadt fiel mir die Reliefschrift über der Thüre eines neueren Hauses auf. Sie heißt: Soli deo gloria! und erinnerte mich an die griechische in Speier. Uebrigens hat sie eine christliche Farbe, denn der Erbauer hat dabei schwerlich an die Sonne gedacht. Wie ich höre war er Arzt. Wenn er damit sagen wollte, daß die Genesenen nicht ihn, sondern Gott allein rühmen sollten, so wäre das ein seltenes Beispiel der Demuth in Israel.

Cusel hat das Unglück, ein Zwitterding von einer alten und einer neuen Stadt zu sein, man weiß nicht recht, was man daraus machen soll. Sie sieht alt aus, wenigstens rußig und über die Maaßen eckig, aber Altherthümliches hat sie nichts, einen kleinen run-

den Thurm ausgenommen, der wahrscheinlich schon vor dem dreißigjährigen Kriege zu den Bollwerken der Stadt gehörte, und stehen blieb, als die Croaten des Gallas die Stadt niederbrannten. Dasselbe Schicksal hat ihr im Jahre 1794 der Volks=Repräsentant Henz, der Mordbrenner von Cusel, mit wahrhaft teuflischer Kälte bereitet. Der Befehl dazu ist ein Muster von satanischem Laconismus. Er hieß ungefähr so: Der Repräsentant, nachdem er sich mit dem General der Rhein= und Moselarmee benommen, in Erwägung, daß in Cusel falsche Assignaten verfertigt worden, in Erwägung ferner, daß Cusel von keinem Nutzen für die Armee ist, beschließt — es werde niedergebrannt!

Es waren falsche Assignaten in Cusel ausgegeben, aber nicht da verfertigt worden. Der eigentliche Grund jenes Befehls war wohl die treffliche Maxime des Repräsentanten Henz: Man muß überall Entsetzen verbreiten.

Es ist ein Wunder, daß Cusel in vierzig Jahren wieder so aus den Trümmern erstanden ist, und kein Wunder, daß jeder der armen Abgebrannten das Fundament seines Hauses wieder aufgesucht, und der Ort auf diese Weise die alte krumme und eckige Gestalt wieder angenommen hat. Das allergrößeste Wunder aber, ein wahres Meerwunder, ist die große, neue evangelische Kirche am Markte. Ihr Architecten, die ihr umherziehet, um Muster zu sammeln, kommt und betrachtet euch dieses Gebäude recht genau von innen und von außen, hier könnet ihr lernen, wie eine Kirche — nicht sein darf, wenn sie nicht ein Muster des Ungeschmackes werden soll. Ich habe bei Gelegenheit

der Kirche zu Rinthal mein Glaubensbekenntniß bezüglich des modern-antiken Kirchenstyles, der in der neuesten Zeit überhand zu nehmen droht, ausgesprochen, ich will über diesen gänzlich mißlungenen Bau nicht weiter reden, nur die Hoffnung muß ich aussprechen, daß gerade in Baiern, wo der König selbst mit geläutertem Geschmacke diesen Kunstzweig vorzugsweise pflegt, solchen Abnormitäten die letzte Stunde geschlagen haben werde. —

Nachmittags eilte ich über die nahe preußische Grenze nach dem kleinen, alten Städtchen Lichtenberg, das von seiner Höhe herab die eigentlich malerische Zierde der Gegend bildet. Schon das Thal, welches dahin führt, ist lieblich, aber das Auge hat nicht Zeit darin umherzuschweifen, es wird wahrhaft genöthigt, an den Ruinen und Häusern da oben unverwandt zu hängen. Es ist sogar gut, wenn man auf diesem Gange gar nicht umschaut, der Genuß, welchen die Aussicht von da oben herab bietet, wird dadurch nur vergrößert. Dem Thal entlang gegen Osten fliegt der Blick über das freundlich gelegene Cusel hinweg nach dem Remigiberg und dem waldigen Haupte des Potzberges, gegen Süd und West gleitet er an schroffen Bergabhängen nieder in ein enges Thal, dem die glühende Sommersonne seine Frische nicht zu nehmen vermag, und irrt von da wieder in ein neues Berg- und Hügelland hinein, das die Seele zu immer neuen Flügen reizt und lockt, und sehnsüchtig macht nach seinen fernen Höhen und tiefen, stillen Gründen.

Das herzoglich zweibrückische Oberamtshaus in Lichtenberg ist jetzt zum Schulhause geworden. Wenn der

Schullehrer den Werth seiner Aussicht, namentlich aus dem Erkerfenster, zu seiner Besoldung schlägt, kann er sich einen reichen Mann nennen.

*

Am folgenden Tage, dem Feste der Himmelfahrt Mariä, suchte ich das Glanthal wieder zu gewinnen. Da, wo ich es wieder sah, konnt' ich rückwärts Cusel in der Tiefe seines Thales noch einmal grüßen und zur Rechten den Remigiberg — ein äußerst fesselnder Standpunkt — dann aber mußt' ich beiden den Rücken kehren, und ging mit dem Glan tiefer in sein anmuthiges Thal hinein. Anmuth ist nämlich der vorherrschende Charakter des Glanthales. Es ist ziemlich breit, die Höhen zu beiden Seiten sind mäßig hoch, und nur selten unterbricht eine kleine Waldstrecke den trefflichen Anbau derselben. Die Sohle des Thales ist eine fortlaufende Wiese, durch die der kleine Fluß sich in schnell aufeinander folgenden Krümmungen windet. Das Wilde, Großartige ist hier ganz verbannt, alle Formen sind sanft und lieblich, und doch leidet das Ganze in keiner Weise an Einförmigkeit, das Auge ermüdet nicht, bei jeder Krümmung des Weges sieht es das Anmuthige der Natur in anderer Weise ausgeprägt, und die einzelnen malerischen Gründe mit ihren Mühlen und Höfen, so wie die große Zahl der stattlichen Dörfer bieten immer neue Abwechslung dar.

Die Lage des Dorfes Ulmet ziehe ich allen andern vor, sie ist charakteristisch für das ganze Thal, sowohl in Hinsicht der Schönheit, als des Reichthums. An eine kleine Anhöhe gelehnt, ist es von ergiebigen

Feldern und herrlichen Wiesen umgeben, und auf dieser Anhöhe steht ein altes gothisches Kirchlein, die sogenannte Flurkapelle. — Die Viehzucht ist in diesem Thale in trefflichem Stande, und eine Glankuh genießt vor den übrigen ihres Geschlechtes desselben Vorzugs, wie Venus vor den Grazien.

Von Ulmet abwärts weiß man oft nicht mehr, in welches Herrn Land man geht, bald ist man auf preußischem, bald wieder auf baierischem Boden. Nur das Eine gibt der Augenschein, daß der preußische wie der baierische Weg infam schlecht ist. Unbegreiflich, daß durch dieses reiche und wichtige Thal noch keine Straße angelegt ist! Sie müßte von außerordentlichem Vortheile für die Gegend werden, und würde auch den Lustreisenden ein neues, fast unbekanntes Feld eröffnen.

In Offenbach, einem alten Flecken auf preußischer Seite, ist ein Edelstein, der es schon allein verdiente, daß man ihn den Reisenden zugänglich machte. Es ist das Chor einer alten Klosterkirche im reinsten gothischen Style, ein wahres Prachtstück, das den Wundern der mittelalterlich deutschen Kunst ohne Widerrede beigesellt werden muß. Ich hätte weinen und fluchen mögen zugleich über die Verwüstung dieses kostbaren Baues. Denn außer dem Chore und den beiden Kreuzbalken steht nichts mehr, als ein einziges, unbedecktes Kreuzgewölbe des rechten Seitenschiffes mit seinen schlanken Säulenbündeln und gerippten Bogen, um das Ungeheuere des Frevels, der hier begangen worden, recht anschaulich zu machen.

Glücklicherweise ist dieses Chor mit seinem schönen, achteckigen Thurme noch unversehrt, und zeigt eine

Reinheit und Vollendung der Formen und Verhältnisse, wie sie nur an den besten Mustern dieses Styls zu finden sind. Da diese Ruine noch dem gottesdienstlichen Gebrauche dient, so ist der hohe Bogen, der aus dem Schiffe in das Chor führte, vermauert worden, und über der Thüre stehen nun auf Tragsteinen zwei alte Heiligenbilder, die einst wohl andere Stellen eingenommen. Das Innere ist durch rohe Stühle und Emporen, durch einen elenden Altar und einen noch elendern Kanzelkasten bis zur Abscheulichkeit verunstaltet. Von den fünf Fenstern des mittleren Chores sind drei vermauert, die Chornischen der Kreuzflügel stehen öde, und sind durch die entsetzlichen Gerüste halb verdeckt, der Bewurf der Gewölbe ist zum Theil herabgestürzt, kurz allenthalben Verwüstung. Alles aber könnt' ich vergessen über dem Anblick der beiden hohen, unvergleichlich schönen Fenster in den Kreuzflügeln, von denen jedes in anderer Form, aber jedes gleich herrlich ausgeführt ist. Man weiß nicht, welchem man den Vorzug einräumen soll. Leider sind auch diese zur Hälfte vermauert.

Mit der Betrachtung und Bewunderung der Einzelheiten, der kleineren Arbeiten des Meisels konnt' ich kaum fertig werden. Wie herrlich spricht sich da allenthalben deutscher Sinn, deutscher Fleiß, deutsche Gemüthstiefe aus! Die ganze Innigkeit und Innerlichkeit des christlich deutschen Glaubenslebens, der ganze Reichthum deutschen Gefühls und Gedankens erschließt sich in diesen erhabenen Werken der kirchlichen Baukunst zur schönsten Blüthe. Schade, daß dies nur Werke der Vergangenheit sind!

Sinn und Art eines Volkes prägen sich am bestimmtesten in den Werken der Kunst aus, welche bei ihm zur Erscheinung kommen, namentlich in den öffentlichen Bauten, weil diese dem ganzen Volke angehören. Wenn ich nun die Werke der Gegenwart, mit wenigen Ausnahmen, betrachte, diese verfehlten, flachen, sinn- und charakterlosen Compositionen, die das Volk, trotz ihrer Nichtswürdigkeit, bewundert, was muß ich da von dir denken, mein gutes deutsches Volk? — Ich mag's nicht sagen, es thut mir selbst weh, es auszusprechen. Es betrübt mich immer wahrhaft, wenn ich einen solchen Bau betrachte, und es tritt ein schlichter Bürger zu mir hin und sagt: „So etwas könnte man jetzt nicht mehr bauen." Er hat Unrecht, weil er es in Beziehung auf das Technische nimmt, aber unbewußt hat er Recht. Worin liegts? Wir sind nicht ärmer und nicht ungeschickter geworden, im Gegentheil! aber deutsche Art, deutscher Sinn, deutsche Tiefe, namentlich des Glaubens, sind uns abhanden gekommen, sie müssen, wie die Glasmalerei, erst wieder gefunden werden.

Daher schreibt sich großentheils auch der Vandalismus der Geschmacklosigkeit, mit dem manche Magistrate die ehrwürdigen Denkmale früherer Zeit und Kunst verunstalten oder gar beseitigen. So stand etwa noch vor fünfundzwanzig Jahren ein Thürmchen mit ganz durchbrochener Spitze an der Stelle, wo früher das rechte Seitenschiff der Offenbacher Kirche angefangen; es wurde mit den übrigen Trümmern veräußert, doch der Käufer hatte gesunden Sinn genug, den Thurm stehen lassen zu wollen, aber der Gemeinde-Vorstand zwang ihn, denselben abzubrechen. Man kann sich kaum die Möglichkeit

denken, und geräth in Zweifel, ob der Mann für's Irrenhaus oder für einen noch schlimmern Ort reif war.

O daß doch einmal ein preußischer Prinz, oder auch nur ein Regierungs-Präsident sich bis nach Offenbach verirrte, und den Rest dieser Kirche vor gänzlichem Untergange rettete, und die Verunstaltungen des Inneren einigermaßen beseitigte! Mit einigen tausend Thalern wäre alles geschehen, und das wäre wahrlich keine unnöthige Verschleuderung des Geldes.

*

Eine halbe Meile unterhalb Offenbach, jedoch wieder auf baierischem Gebiete, liegt Lauterecken, ehemals der Aufenthaltsort der Pfalzgrafen von Veldenz, jetzt ein unansehnliches Landstädtchen, dessen Schloß, Mauer und Thürme verschwunden sind, und das aus seiner Vorzeit nur die Ecken und Winkel auf heute vererbt hat. Die angenehme Lage am Einflusse der Lauter in den Glan macht es einigermaßen erträglich.

Das Schloß der Veldenzer stand fast mitten im Städtchen auf ebener Erde, das kurpfälzische Oberamts-Gebäude, das in späterer Zeit seine Stelle eingenommen, steht zum Theil noch, und ist im Besitze eines Privaten. Der Schloßzwinger führt noch um dasselbe, ist aber in einen Garten verwandelt, und nur ein viereckiger Thurm von mäßiger Höhe ist von dem alten Schlosse noch erhalten, glücklicherweise der merkwürdigste Theil des Ganzen, an den sich eine wahrhaft tragische Geschichte knüpft. In diesem Thurme hielt Pfalzgraf Leopold Ludwig von Veldenz seinen ältesten

Sohn Gustav Philipp über ein Jahr lang gefangen, weil dieser in Straßburg zur katholischen Kirche übergetreten war, und dann sich gegen seinen Vater empören wollte. Ein gewaltsamer Befreiungs-Versuch mißlang, und der Vater ließ ihn in der Nacht des 24. Augusts 1679 durch den Wachtmeister Jeremias Berto im Bette erschießen.

Nach dem nahen Städtchen Grumbach, dem ehemaligen Sitze des alten Raugrafen-Geschlechtes dieses Namens, bin ich nicht gekommen, ich sah es nur in einiger Entfernung, wie es sich in einem höher gelegenen Thale hinaufzieht; aber unmittelbar unterhalb Lauterecken betrat ich wieder ein anderes Gebiet. Die Länder dreier Souveraine stoßen hier zusammen, die der beiden mächtigsten Könige Deutschlands, und das des Landgrafen von Hessen-Homburg. Lauter von ihrem Mutterlande entlegene Gebietstheile. In dem des Landgrafen mußt' ich meinen Weg fortsetzen, immer durch das anmuthige Glanthal mit seiner reichen Vegetation. Nach zwei Stunden ward ich durch einen köstlichen Anblick überrascht, durch den der Hauptstadt dieser Herrschaft — Meisenheim.

Wenn ich eine große Stadt mit vielen Thürmen erblickt hätte, ich wäre kaum überraschter gewesen, als beim Anblick dieses niedlichen Städtchens, das mit seiner wohlerhaltenen Ringmauer und dem durchbrochenen Thurme seiner hochgelegenen gothischen Kirche im Glanze des Sommerabends vor mir lag. Selten hat noch ein kleines Städtchen einen günstigeren Eindruck auf mich gemacht. Nur durch den Glan, der die Mauer an der östlichen Seite in einem Bogen umrauscht, von

einer steilen, waldigen Bergwand Rheinbaierns getrennt, die ihre Arme ausstreckt, als wolle sie den schönen Ort umfassen, liegt Meisenheim an einer der schönsten Stellen des Glanthales, und bildet mit den westlich sich hinbreitenden Wiesen und Feldern, mit den Wäldern und Weinpflanzungen der gegenüber liegenden Berge ein landschaftliches Gemälde von seltener Rundung und Schönheit. Viel trägt zu dieser Wohlgefälligkeit das alterthümliche und doch so saubere Aussehen des Städtchens bei, am meisten seine Kirche.

Diese steht an der höchsten Stelle des Städtchens auf einem freien Platze, welcher gegen die tiefer liegende Straße mit einer eisernen Brustwehr versehen ist. Ich möchte sie mit ihrem schönen, bis zur Spitze durchbrochenen, rein gothischen Thurme das Freiburger Münster in Miniature nennen. Sie ist in der That eine Kathedrale im Kleinen, wie sie für ein Ländchen von vier Quadratmeilen paßt, das kein anderes Städtchen in seinen Grenzen faßt, als dieses mit seinen drittehalb tausend Bewohnern. — Schade, daß das Wetter den schönen gelben Sandstein, aus welchem der Thurm gemeiselt ist, schon an vielen Stellen benagt und zerfressen hat. Und doch steht dieser Bau erst seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, da er erst 1479 begonnen wurde.

Das Innere der Kirche entspricht dem vollendeten Aeußeren keineswegs. Ich rede gar nicht von diesen widerwärtigen Emporen, nicht von den Kirchenstühlen und dem Altargeländе, wodurch die meisten dieser alten protestantisirten Kirchen so sehr verunstaltet werden, die Bauart selbst deutet auf die Zeit, in welcher der

reine gothische Styl unterzugehen drohte. Ich fand hier runde Säulen, nicht die aus einzelnen Schaften zusammen gewachsenen Pfeiler, nicht die schlanken Spitzgewölbe, sondern die frei schwebenden Steinrippen, die keinen Zweck haben, und als müßige Künstelei keinen wohlgefälligen Eindruck machen.

Eine Kapelle an der Südseite wölbt sich über die Fürstengruft, wo mehrere Glieder aus dem Hause der Grafen von Veldenz, der Pfalzgrafen bei Rhein und Herzoge von Zweibrücken ruhen. Die meisten Grabmale sind zierlich und sauber gearbeitet, aber aus späterer Zeit und passen nicht zu der Bauart der Kirche.

An die Südseite der Kirche schließt sich das Schloß mit den es umgebenden Gartenanlagen an. Es hat durchaus nichts Ausgezeichnetes in seiner Bauart, und ist meist unbewohnt, da der Landgraf sich äußerst selten in Meisenheim aufhält. Im Uebrigen ist das Städtchen, trotz seiner nicht gar breiten Straßen, freundlich, reinlich und äußerst gewerbig. Es schien mir, als ob diese liebliche Gegend nicht so häufig besucht werde, als sie es verdient; ich schloß dies aus der Neugier und Zuvorkommenheit mit welcher man mich betrachtete und behandelte. Der Mangel einer guten Straße durch das ganze Glanthal ist auch hier sehr fühlbar.

Ich glaube man liebt den Landgrafen, und erkennt seine Bemühungen für das Wohl des Ländchens an, dennoch wünscht man allgemein, entweder mit Preußen oder mit Baiern vereinigt zu werden. Dem Letzteren scheint man den Vorzug zu geben. Kein Mensch wird diesen Wunsch geradezu mißbilligen, wenn man die mißlichen Verhältnisse bedenkt, in welchen ein solcher

Fleck Landes noch vor ganz kurzer Zeit sein mußte, ehe der große Zollverein zu Stande gekommen war. Das Städtchen namentlich hätte in jener isolirten Lage unfehlbar zu Grunde gehen müssen, weil die umliegenden baierischen Orte ihre Bedürfnisse nicht mehr von ihm beziehen konnten. Für Preußen wäre der Besitz der Herrschaft Meisenheim von erheblichem Vortheile, dem Ländchen selbst aber dürfte die Vereinigung mit Baiern von ungleich größerem Nutzen werden. Preußen hat übrigens das südlich angrenzende koburgische Fürstenthum Lichtenberg an sich gebracht, die Herrschaft Meisenheim dürfte ihm schwerlich entgehen.

*

So wohl es mir in Meisenheim gefiel, so mußt' ich doch gegen Abend des folgenden Tages wenigstens eine kleine Strecke weiter wandern; vorher aber bestieg ich noch die steile Bergwand, an welche sich das Städtchen lehnt, und von der man es sammt dem Thalgrunde am besten überschauen kann. Das kleine Panorama ist köstlich.

Thalwärts ging ich dann eine Meile weit mit dem raschen Glan, da erweitert sich mit einemmal der Thalgrund, und ein neues Gemälde von hoher Schönheit thut sich auf. Vor mir liegt der Disibodenberg mit den Ruinen seines alten Benedictiner-Klosters, zur Rechten am Fuße hoher Weinberge der Flecken Odernheim, tiefer in der Scene aber schließen die schroffen Felsen des Nahethales die Aussicht.

Ich säumte nicht, den steilen Abhang des Disibodenberges hinanzuklimmen, und in den weitläufigen,

wild verwachsenen Trümmern umherzustreifen. Für den Architecten ist die Ausbeute sehr gering. Von der Kirche steht nur noch eine einzige Giebelmauer, wahrscheinlich die des linken Kreuzflügels, von Gebäuden sind nur noch die Reste eines großen Saales mit zwei Kaminen sichtbar, alles andere ist ein verworrener Schutthaufen über theilweis eingestürzten Gewölben.

Doch schau' auf! ein Blick in die Runde wird sich besser lohnen, als das Wühlen unter Trümmern. Du stehst auf der Spitze eines Berges, an dessen östlichem Fuße zwei Thäler sich vereinigen und zwei Flüsse mit lautem Rauschen sich begrüßen, um fortan in einem Bette fortzuströmen. Der trockene Sommer hatte diesen Flüssen ihre Wuth genommen, aber man hört und sieht der Nahe doch an, daß sie aus den Bergen kommt, und in keckem Sinne sich mit den Felsen zu thun macht, wie eine andere Brunhilde. Sie schießt rasch hinab, und schroffe, dunkle Felsenwände scheinen sich über ihr zu schließen — sie verschwindet. Was du von dem freundlichen Glanthale siehst, ist nur ein großer Kessel mit einem Boden voll Wiesen und üppiger Felder und darin O d e r n h e i m. Die hohen Wände des Kessels aber sind mit dem lieblichen Grün der Reben bekleidet. Wie lacht dich aber das Thal der Nahe an, das sich weit nach Westen hinaufzieht, und in das die Sonne all' ihren Purpur und ihr Abendgold hineinwirft, während über das Glanthal schon der Abendschatten fliegt. Mit allen Reizen des Idylls geschmückt, liegt das stattliche Dorf S t a u d e r n h e i m einige hundert Schritte von der alten Abtei entfernt, da, wo der Disibodenberg sich gen Westen sanft in das Thal hinabsenkt,

und über der Nahbrücke zieht sich ein fruchtbarer Ackergrund bis an den Fuß der gegenüber liegenden Weinberge. Weiter aufwärts liegt das kleine Städtchen Sobernheim auf dem jenseitigen Ufer der Nahe, noch weiter oben schwimmt Monzingen mit seinen Rebenhügeln im Dufte der Ferne, und über das alles blickt das alte Wild- und Rauhgrafenschloß Dhaun in seinen öden Trümmern von einer düstern Waldhöhe herein. Der Rahmen des ganzen Rundgemäldes gehört nicht zu den ausgedehnteren, aber was er einschließt zu den Prachtstücken. Die Natur hat hier in mehr als einem Genre gearbeitet.

Wenn es im siebenten Jahrhundert hier auch nicht so freundlich aussah, wie jetzt, so hat doch der hl. Disibod, der Irländer, als er sich hier ansiedelte, wohl gewußt, wo gut wohnen ist, und diese Stelle mag ihm vielleicht besser gefallen haben, als alle, die er gesehen in dem grünen, strömigen Erin.

Ein hochbegabter Mann war dieser hl. Disibod, gleich den meisten jener nordischen Apostel, aber noch weit wunderbarer ausgerüstet jenes Weib, das vierhundert Jahre nach ihm am Fuße dieses Berges eine Zelle bewohnte. Ich meine die hl. Hildegarde, die berühmte Seherin, die durch Wort und Schrift einen außerordentlichen Einfluß auf ihre Zeit ausübte. Auf dem nahen Bergschlosse Böckelnheim geboren, war sie zuerst Nonne, dann Aebtissin des Nonnenklosters am Disibodenberge, und erbaute später das berühmte Rupertskloster bei Bingen. Ihre zahlreichen Schriften zeugen von einer in jener Zeit selbst bei Männern höchst seltenen Gelehrsamkeit, von glühender Gottbegeisterung und

einem wunderbaren prophetischen Tiefblicke. Darum ward sie gewissermaßen als das Orakel ihrer Zeit verehrt.

Es dämmerte, als ich nach Staudernheim hinabging, und in das Wirthshaus des Oberschulzen Wild trat. „Oberschulz“ — das läßt sich hören, lautet wenigstens viel stattlicher, als das simple „Bürgermeister“, wobei ich immer an Gevatter Schneider und Handschuhmacher denken muß. Wild ist aber auch der Mann darnach, groß, stark und einsilbig. Ich hatte bereits gestern und heute trefflichen Glanwein getrunken, als ich aber hier noch mehr das Lob des leichteren, angenehmen, heiter machenden Naheweins pries, da thaute der Oberschulz auf, und sagte mir viel von Monzingen und den übrigen Weinorten umher. Noch freundlicher war seine wohlbeleibte Ehehälfte, die mit der Miene der Selbstzufriedenheit mich durch die lange Zimmerreihe des oberen Geschosses führte, um mir die schöne Aussicht zu zeigen, vielleicht auch, um mich ihren Reichthum an Möbeln und schwellenden Betten bewundern zu lassen. Das that ich denn zu ihrer Freude, und konnt' es auch mit gutem Gewissen. Unter andern sah ich in einem weiten Tanzsaale eine Reihe von Gemälden, die dem Hause erst vor Kurzem als Erbschaft zugefallen waren, und an denen ich mich weidlich ergötzte, besonders an Esther und Judith mit der engen Schnürbrust und den weiten Reifröcken, und an der heil. Elisabeth oder der heil. Jungfrau selbst (ich weiß es nicht mehr genau), die gar emsig an einem schon weit gediehenen Strumpfe strickt.

Ich ging am nächsten Morgen ungern weg aus dem trefflichen, idyllischgemüthlichen Hause des Oberschulzen, es gefiel mir da, und gerne hätte ich eine längere Niederlassung in Staudernheim gegründet, um einen Ausflug thalauf nach dem alten berühmten Dhaun, vielleicht bis Oberstein zu machen, da ich aber außer meinem Stocke nichts bei mir trug, als was die weiten Taschen meines Reiserockes faßten, und meine Effecten bereits von Kaiserslautern nach Kreuznach vorangeschickt waren: so mußte ich mich nach Osten wenden.

*

Ich hatte beschlossen, in einem Kahne die Nahe hinab zu fahren. An der Brücke, die nach Preußen hinüberführt, harrte meiner ein Fischer und sein kleiner Sohn in einem leichten Nachen, welcher schnell mit uns auf den raschen Wellen hinunter glitt. Staudernheim, das anmuthig gelegene Staudernheim mit seinem weißen Kirchthurme schaute uns freundlich nach, die alte Klosterruine düster auf uns herab, und eine Felsenwand drohend in der Ferne entgegen. Da, wo die beiden Flüsse jauchzend ihre Arme unzertrennlich ineinander schlagen, wie zwei Seelen bei ihrem ersten Finden oder im Paradiese nach langer Trennung, da setzte ich mich rückwärts, um noch einmal die beiden Thäler hinauf zu schauen, zwischen denen der Disibodenberg trennend steht, dann legte ich mich der Länge nach auf den Rücken, schaute in den klaren, blauen Morgenhimmel tief hinein, und ließ die Höhen zu beiden Seiten, wie freundliche und gespenstige Bilder eines Traumes über mir hin und an mir vorübergleiten. Der Schiffer und sein

Bube mögen sich verwundert haben, aber ich kann es bei einer solchen Wasserfahrt nicht lassen; schon als Knabe habe ich in diesem Spiele hohen Genuß gefunden. Damals freilich regnete es über meine aufwärts gekehrte Brust und Stirne vom blauen Himmel und von den rothen Morgen- und Abendwolken und von den silbernen Sternen nichts als Hoffnungen herein, und jetzt nichts als Erinnerungen jener Hoffnungen — nein, auch wieder eine neue Hoffnung.

Erst als der Fährmann halblaut sagte: „Schloß Böckelnheim!" da fuhr ich auf aus meinem Traume, und schaute verwundert um mich her. Wir waren tiefer hinein gelaufen in das enge Nahethal, wo der Fluß kaum einen schmalen Weg neben sich duldet, und zwischen den Felsen am Ufer einzelne Weiden grünen. Vor uns zur Linken lag eine Mühle, und nicht ferne von derselben branden die Wellen an einer unzugänglich steilen Felsenhöhe, auf welcher die ausgedehnten Ruinen der uralten Burg Böckelnheim in die tiefe Nahe herabschauen. Auf der Westseite des Schloßberges ist eine tiefe Schlucht eingeschnitten, die nicht enger sein könnte, und in der man einige Häuser bemerkt, welche zu dem Dorfe Thalböckelnheim gehören. An dem rechten oder baierischen Ufer steigt ein Berg hinan, noch weit höher, als der zur Linken. Alles trägt den Charakter des Wilden.

Und auf diesem Schlosse saß einst der arme, gehetzte Kaiser Heinrich IV. mitten im Winter, von seinem Sohne in enger Haft gehalten. Armer Kaiser! noch ärmerer Vater! wie trüb und düster, wie winterlich muß es in deiner Seele ausgesehen haben, wenn

du hinter deinem Gitter hinabsahst in die brausende Nahe, die an den Grundfelsen wühlte, wenn du die weiße Decke über den Bergen betrachtetest, die dir zum Bahrtuche geworden war, auf dem dir der hl. Christ von 1105 nur Schmerzen bescheerte, Schmerzen, für deren Größe wir kein Maaß haben.

„Vorüber! rasch vorüber“! rief ich dem Schiffer zu, nachdem ich stumm eine Zeitlang in das schöne aber düstere Bild hineingesehen, und gespenstig schnell flogen wir zwischen den Felsen hindurch mit den schäumenden Wellen tiefer hinab. Der Mann sagte, die Reisenden bestiegen gewöhnlich das alte Schloß. Ich mocht' es jetzt nicht, weil die alte Zeit hier nur ihren Nachtschatten, von keinem Monde gemildert, in meine Seele zu werfen drohte. Das wollte ich nicht leiden in diesem frischen, blauen, wehenden Morgen.

Schnell verging mir die Zeit, zu schnell flogen die wildromantischen Ufer an mir vorüber. Während rechts der höchste Berg der Gegend, der Lemberg, seinen schön abgerundeten Rücken erhob, senkten sich die Höhen links etwas tiefer herab; da öffnete sich ein freier Grund, dort ein enges Thal, kurz mit jeder Krümmung des Flusses bieten sich dem Auge neue Schönheiten dar.

Womit soll ich aber den Anblick vergleichen, der sich aufthut, wenn die letzte Ecke vor Ebernburg umschifft ist? Schon geraume Zeit vorher hatten sich felsige Berghäupter von Zeit zu Zeit dem Blicke gezeigt, und waren wieder verschwunden, jetzt stand eine himmelhohe Wand von beinahe lothrecht abschüssigen Porphyrbergen zu meiner Linken, und senkte den Fuß in den Fluß herab, und an dieses erhabene Riesenwerk

der Natur schlossen sich, nahe dem Ufer, die langen und langweiligen Gradierhäuser der Salinen an, gleichsam um den Unterschied zwischen jenen Werken Gottes und diesen der Menschen zu zeigen. Das rechte Ufer zeigt nicht diese schroffen Felsenwände, sondern mehr abgerundete Hügel, an die sich das Dorf Ebernburg lehnt, und auf deren letztem das öde Gestein dieses Namens steht. Gerade hinab aber braus't die Nahe an den Fuß des Rheingrafensteins, und wendet sich zornig von dieser unbesieglichen Felswand, um nach Norden dem Zuge des Thales zu folgen.

Wie klein der Raum, den hier der Blick zu messen vermag, aber wie voll von unübertrefflichen Schönheiten! Ich habe gestaunt und angebetet, und die Masse der Schönheiten dieses großartigen Gemäldes hat mich fast erdrückt. Ich habe gejauchzt vor Entzücken, und war beklommen, wie ein armer Mensch, der in einen großen Prachtsaal tritt. Ich habe mit gierigem Blicke das ganze Bild in mich gesogen, und bin dann schnell nach Kreuznach geeilt. Es war zu viel für einen Tag, und ich hüte mich stets beim ersten Anblicke etwas der Art in Stücke zu schneiden, wenn ich anders länger verweilen kann. Das wollt' ich in Kreuznach. Ich lege darum hier die Feder weg, sollte sie eigentlich dafür nicht mehr aufnehmen, aber ich glaube, ich werde doch wieder von dieser Naturscene reden müssen.

XVI.

Kreuznach. Häßlichkeit der Stadt. Zusammentreffen mit Gustav. Das Casino. Kauzenberg Auf der Ebernburg. Abendgemälde. — Der Rheingrafenstein. Die Engländer. Ueber den Selbstmord. Michel Mort. Aussicht von der Gans. Die Harfnershöhle. — Volksheim und Badenheim. Isaak Maus. A. Voß. Nänny. Kaufmann. Eberts.

„Kreuznach“! ruft der Maler Müller aus, „wie selig bist du, schöne Vaterstadt“! und ich: „Kreuznach! wie häßlich bist du, mitten in der wundervollen Pracht deiner unvergleichlichen Gegend! Ja, wenn Neapels Himmel über dir läge, oder der Wind, der über die Sphinxe und Pyramiden, oder über die Palmenstadt und das Grab des Erlösers streicht, die Furchen deiner Nahe aufwühlte und ebnete, dann wollt' ich dir die engen, schmutzigen Gassen und die garstigen Häuser verzeihen, weil ich dächte, deine Bewohner kommen Tag und Nacht nicht aus der herrlichen Natur Gottes in ihre leimernen Hütten; aber so — nein ich kann's nicht. Siehe, da haben die Affen Gottes, Menschen genannt, mitten in das reine, untadelige Bild, das der Schöpfer ihnen hingelegt, einen garstigen Klecks hinein gemacht, und der heißt Kreuznach. Wenn hier breite, luftige Straßen, besseres Pflaster, schönere, wohnlichere

Häuser wären, es müßte eine Lust sein, in dieser Stadt zu leben, in deren Umgebung die Natur ihre sanften und wilden Reize in übervollem Maaße nebeneinander gestellt hat. Doch der Contrast ist zu groß.

Selbst die Nahebrücke, welche die beiden Stadttheile verbindet, entbehrt jeder Schönheit, und ist zum Ueberflusse durch daraufgeklebte Häuser verunziert. Tief unten neben dieser Brücke auf einem Eilande steht die größeste Kirche der Stadt, einem Magaziengebäude nicht unähnlich. Sie ist neu, und steht freilich, wie jede Kirche, zur Ehre Gottes, aber auch zur Schande dessen, der sie gebaut. Diese Bausünde wird noch greller durch das zerfallene gothische Chor der alten Kirche hervorgehoben, welche ehedem diese Stelle einnahm, und leider, diesem Meisterstücke der Pfuscherei weichen mußte.

Doch ich will schweigen von der Stadt selbst, ich könnte ihren Bewohnern wehe thun, und das will ich nicht. Die Kreuznacher werden mir übrigens nicht übel nehmen, daß ich für ihre Stadt nichts weniger als begeistert war, da ich aus solcher Natur in ihre Mauern trat. An die Umgebung will ich mich denn anklammern mit allen inneren und äußeren Sinnen und mit all meiner Liebe für Gottes herrliche Werke.

Zuerst aber noch ein Wort von Gustav. Er hatte versprochen, vor mir in Kreuznach zu sein, war aber nicht da, als ich im Adler nach ihm fragte. Ich brachte nun den größten Theil des Nachmittags in dem Casino zu, einem nicht sehr großen, aber hübschen neuen Gebäude, mit einer artigen englischen Anlage und einem Belvedere, das einen Blick in die prächtige Landschaft thun läßt. Wie ich am Abend durch die Straße schlendere,

über den Kornmarkt hin und die Brücke, da hör' ich schon von Weitem großen Lärm, und sehe eine Chaise umringt von Weibern und Kindern, die Männer sahen mehr aus der Ferne zu. Es war großes Lamento und schrilles Weibergekreisch dazwischen. Es mußte ein Unglück geschehen, vielleicht jemand überfahren worden sein; ja ich hörte sogar das Wort „todt" als ich näher kam. „In's Butterfaß sollte man den Kerl stecken!" rief ein Weib. Lauter Räthsel für mich. Wie ich aber hinzukomme, seh' ich meinen Gustav in dem Einspänner sitzen, von dessen Bock herab der Schwager mit den Weibern certirt.

„Um Gottes willen! was ist geschehen?" frage ich, sobald Gustav aus der Chaise springt. — „Eine Gans hat der Bursche überfahren", antwortete er mir, gab der Eigenthümerin des Leichnams einen Thaler, und wir eilten aus dem Tumulte, um nicht am Ende noch in das Butterfaß logirt zu werden. Das Butterfaß ist nämlich ein altes Thor mit Gefängnißstuben darüber, ganz nahe bei der Brücke. Man wird unsern Respect begreifen. —

Am nächsten Morgen ging's hinaus; zuerst — — Doch wozu lang und breit alle Spaziergänge berichten? ich will der Kürze wegen mehr allgemeine Bilder entwerfen.

Wo das Nahethal nach mannichfaltigen Krümmungen sich gegen Norden öffnet und die Ebene beginnt, welche sich bis an den Rhein nach Bingen hinabzieht, da liegt Kreuznach. Nahe der Stadt, auf dem linken Ufer des Flusses, erhebt sich die Ruine der alten Burg Kauzenberg auf einer schönen mit Wald und Weinbergen

bedeckten Höhe. Die Aussicht von ihr ist im höchsten Grade reizend. Zu deinen Füßen erblickst du die ganze Stadt, welche die Nahe in zwei Hälften theilt; gegenüber erheben sich anmuthige, fruchtbare Hügel, die sich links in die Ebene hinabsenken, rechts aber allmählig ansteigen bis zu beträchtlicher Höhe. Gegen den Rhein hinab ruht der Blick auf dem Niederwalde, thalauf aber öffnet sich eine wunderschöne Perspective. Auf beiden Seiten Bergabhänge mit Reben bedeckt, in der Tiefe Felder und Wiesen von der Nahe durchströmt, die langen Gradierhäuser der Saline und im Hintergrunde die Felsenzacken des Rheingrafensteins, über denen sich der hohe Rücken der sogenannten Gans erhebt. Der Vorgrund ist überaus lieblich, der Hintergrund wild und erhaben. Die grotesken Reize des Letzteren sind es besonders, welche von jeher die Freunde schöner Gegenden nach Kreuznach geführt haben.

Ich will dich aber noch an eine andere Stelle führen, wo du das alles beisammen hast und noch eine große historische Erinnerung dazu. Gehen wir von der Stadt thalauf über die Saline und das Dorf Münster am Stein, eine Fähre bringt uns auf das rechte Ufer der Nahe auf baierischen Boden, da wo die Alsenz in die Nahe mündet. Sieh' dich nicht um, laß uns zuvor den ersten Hügel ersteigen, auf dem du das öde Gemäuer einer zerfallenen Burg erblickst. Sieben Meilen südwärts von hier haben wir schon eine Burg des ritterlichen Franz von Sickingen gesehen, Landstuhl nämlich, dies hier ist die andere, die Ebernburg, auf der einst Ulrich von Hutten, Melanthon und Oekolampadius Schutz fanden, den der

kräftige Luther verschmähte. — Natur und Geschichte haben hier meisterhaft zusammen gearbeitet im romantischen Genre.

Ich bin in Verlegenheit, nicht um Worte, aber um die rechten Worte; ich fühle mich zu arm und stümperhaft, um die Scene zu beschreiben, die sich dem Auge von der Ebernburg herab eröffnet. Ich will nur nennen, nicht beschreiben. Am Fuße unseres Hügels längs dem Ufer zieht sich das Dörfchen Ebernburg hinauf, ihm gegenüber steht die lange Porphyrwand des Rothenfelsens, schroff und kahl, wie eine gigantische Mauer, und scheint durch eine Biegung das Nahethal aufwärts abzuschließen. Rechts hinab erhebt sich die noch höhere Gans und läuft, im Herabsenken gegen die Nahe, in die grotesken Felszacken des Rheingrafensteines aus, auf denen noch Trümmer des alten Rheingrafenschlosses sichtbar sind, das mit einer ans Fabelhafte grenzenden Kühnheit auf diese thurmartigen Spitzen gestellt war. Um den Fuß dieser Felsen muß die zurückprallende Nahe sich in einem kurzen Bogen winden, und ihr zorniges Geräusch tönt laut aus der Tiefe herauf. In der Mitte breitet sich ein schöner kesselartiger Grund aus, dessen heitere Farben von den rothgrauen Felswänden wundersam abstechen. In diesem Grunde liegt eine Saline und das Dörfchen Münster. Darüber hinaus scheint das Nahethal sich abermals schließen zu wollen, und nur ein Thor bleibt offen, durch welches man die übrigen Salinen und in der Ferne Kreuznach gewahrt.

Aber nicht der Norden allein, auch die entgegengesetzte Richtung verdient einen Blick. Hier thut sich

das Alsenzthal auf, und in einer kleinen Entfernung liegt oberhalb des Dorfes Altenbamberg auf einem hohen, steilen Berge die Ruine des raugräflichen Schlosses Altboimburg. Sie ist von außerordentlicher Größe und Mannichfaltigkeit der einzelnen Trümmertheile.

Das alles sieht man von der Ebernburg, und zu jeder Tageszeit eigenthümlich schön. Abend und Nacht sind es auch hier wieder, die am zauberhaftesten wirken, nicht nur weil sie die sanftesten und schönsten Lichter für solche düstere, wildschöne Scenen haben, sondern weil sie auch für die Phantasie mächtige Hebel sind. So habe ich diese Partie in der Beleuchtung eines Augustabendes gesehen, wo die Sonne und die Gluth des Himmels den Felsmassen umher ein noch tieferes Roth auflegten, und der blaue Himmel und die schroffen Ufer sich in der grünen Fluth des Flusses zitternd spiegelten. Und als die Nacht kam, und die Sterne und die halbe Mondscheibe am Himmel hingen, da ward das Thal noch tiefer, und die Felsen stiegen noch riesiger hinauf in den Nachthimmel, und von ihren Seiten floß das Mondlicht wie ein silberner Wasserfall in die Nahe nieder, welche dunkel unten fluthete, nur da glänzte, wo der Mond sich eben spiegelte, und durch die stille Einsamkeit der Nacht noch lauter von dem Rheingrafenstein herüber rauschte.

Da richtete sich die Vergangenheit riesengroß neben und über den Felsen in die Höhe, und auch der Traum meines Lebens glitt vorüber, wie ein bleicher Schatten.

*

Wer längere Zeit in Kreuznach verweilte und den Rheingrafenstein nicht bestiege, gliche einem, der in Rom war, ohne den Papst gesehen zu haben. Wir haben es nicht versäumt. Der Weg auf das alte Felsennest ist keineswegs beschwerlich, er zieht von der Stadt ziemlich sanft hinan bis zu jener Höhe. Wer nicht ein paar Stunden ohne sogenannte Erfrischungen leben kann, findet auch diese in einer Meierei auf dem Berge. Wer Engländer liebt, kann hier täglich mehrere Exemplarien treffen, besonders seit Kreuznach zu einem Badeorte avancirt ist. Sie bilden in unserer Zeit meist die Staffage solcher Partieen. Die blassen, schlanken, schwebetrittigen Frauen seh' ich nicht gerade ungern, weil sie mehr Muth zu solchen Reisen haben, als unsere Continents-Damen, obgleich ich den Reisemuth, oder lieber die Reisewuth des vielleicht zu sehr emanzipirten weiblichen Geschlechtes in unsern Tagen eben nicht unter die lobenswerthen und heilbringenden Eigenschaften rechne. Doch das werde ich nicht ändern, obgleich ich es gern möchte, darum genug!

Gustav und ich gingen zweimal auf den Rheingrafenstein, um die Aussicht zu genießen und die Kühnheit zu bewundern, mit welcher die alten Rheingrafen sich auf diesen steilen Felszacken angebaut hatten. Um die einzelnen Ueberreste der Ruine alle zu besteigen, ist ein schwindelfreier Kopf und ein fester Fuß von nöthen, zwei Dinge, die in unserer durchsichtigen Zeit überhaupt zu empfehlen sind. Schmale, nicht ganz gefahrlose Pfade winden sich um die schroffen Felsennadeln; die alten Fallbrücken sind längst verschwunden, und um auf den äußersten Felsen zu gelangen, mußt

du in eine tiefe Kluft hinab und drüben an dem schroffen Felskegel wieder hinaufklimmen. Und während du mühsam klimmst, rauscht senkrecht unter dir die zornige Noh, als habe sie ein wildes Gelüste nach deinem zerschmetterten Körper.

Zwei Engländer waren droben, als wir hinaufstiegen. Das sei eine prächtige Gelegenheit zu einem Selbstmorde, meinte der Eine, und mir schauderte als ich ihm in das starre, kalte Gesicht und dann in die Tiefe sah. Wie die Menschen so ruhig mit dem fürchterlichen Worte spielen! Doch der hatte den Spleen nicht; die so davon reden, denken am wenigsten daran. Mir aber schauderte, denn ich erinnerte mich einer fürchterlichen Stunde, aus der nur Gottes Gnade mich gerettet, einer Stunde, in der ich vergessen hatte, daß das Leben doch der Güter höchstes sei. Ich meine das ewige Leben.

Wir kamen ins Gespräch mit einander, und gerade über diesen Gegenstand, der jetzt auch in Frankreich Mode geworden. Der Engländer erhob die Selbstmörder seines Landes sehr vor denen Frankreichs, und darin hat er Recht, obgleich da nicht viel zu erheben ist. Die Franzosen sind raffinirte Leib- und Seelenmörder zugleich, sie beginnen ihr verruchtes Geschäft mit den scheußlichsten Orgien, und enden elenderweise im Kohlendampf; sie sind durchschnittlich mehr lasterhaft und verabscheuungswürdig, die Engländer mehr unglücklich und bemitleidenswerth.

Die Unterhaltung führte von diesem verdammlichen und zugleich feigen Wegwerfen des Lebens zur edeln Selbstaufopferung der Treue und des männlichen Mu-

thes, wovon in der Geschichte dieser Gegend ein glänzendes Beispiel gegeben ist. Wir brauchten nur auf Kreuznach selbst, oder auch darüber hinaus in die Ebene zu blicken, wo einst Michel Mort, Kreuznachs heldenmüthiger Sohn, im Kampfe um das Leben seines Herrn gefallen ist. Ich will's kurz berichten.

Graf Johann von Sponheim, welcher Kreuznach lehensweise inne hatte, gerieth mit dem Erzbischofe Werner von Mainz in Fehde, weil dieser die nahe Burg Böckelnheim von Johannes Bruder kaufweise an sich gebracht, ohne Wissen jenes, dem sie zur Hälfte gehörte. Der Erzbischof wollte von keinem Vergleiche wissen, aber auch Johann schwur mit seinen Verbündeten: „Wir lassen nicht von Sponheims Recht!" — Auf der Ebene, nicht fern der Nahe, trafen beide auf einander (1279). Der Sieg schien anfangs Sponheim zu lächeln, aber bald wandte er sich mehr auf der Mainzer Seite. Der Erzbischof, selbst am Kampfe theilnehmend, jubelte laut, er glaubte seinen Feind schon in seinen Banden zu halten, aber der Graf hieb sich durch, und jener ward selbst fortgeschleppt von seiner Hand. Siehe, da wird Johann von einer Lanze in die Seite, sein Roß von einem Pfeil ins Auge getroffen; er stürzt, reißt seinen Gefangenen mit sich nieder, und dieser war verloren, wenn die Seinen sich nicht schnell auf den Grafen geworfen und ihn gebunden hätten.

Sponheims Schaaren sind zerstreut, aber Michel Mort, sein treuer Waffenknecht, haut sich mit Riesenstärke Bahn zu seinem Herrn, ihm folgen nur fünf wackere Kreuznacher. Mort löst die Bande des Gra-

fen, und trägt den schwer gepanzerten Mann davon, während die fünf schützenden Gesellen den Streichen der Mainzer erliegen. Mort sucht mit der theuern Last die Nahe zu erreichen, wird aber vorher umringt. An einem Hügel legt er den wunden Grafen nieder, stößt einen der Feinde vom Rosse, schwingt sich darauf, und schirmt mit übermenschlicher Kraft seinen Herrn. Elf Männer hat er schon niedergestreckt, da stürzt sein erbeutetes Roß, und zu Fuße setzt er den Kampf fort. Der Erzbischof wüthet. Dreißig Schützen läßt er auf ihn zielen, aber Michel Mort, vorher schon blutend und nun noch mit fünf Pfeilen getroffen, weicht keinen Finger breit; er sinkt in die Kniee, und auch jetzt noch büßt jeder, der sich naht mit dem Leben. Doch seine Riesenkraft muß endlich ermatten, seine Sinne schwinden. — „Mort! halt aus"! hört er rufen. Leiningen und Vehingen sind's, die Verbündeten seines Herrn. Da flammt er noch einmal auf, stößt noch einen nieder, und deckt mit seinem durchbohrten Leibe seinen Herrn — und sein Herr ist gerettet.

Kreuznach ist stolz auf diesen Michel Mort, und mit Recht. In der Geschichte Griechenlands und Roms würde sein Name bei denen der ersten Helden prangen, in der Geschichte des zerstückelten Deutschlands bleibt er unbeachtet. Ein solcher Mann wird gewöhnlich nicht nach seinem wirklichen Werthe, sondern nach der Wichtigkeit der Sache gemessen, der er seine Kraft und sein Leben geweiht. Und gar Michel Mort — er war ja nur ein armer Waffenknecht, Leonidas aber ein König. Das thut bei den Menschen gar viel. Man hat Recht, die Größe der Idee ist's, die eine

That der Tapferkeit zur Heldenthat stempelt, aber gerade darum verdient Mort den Heldennamen. Seine Stärke und sein Muth sind bewundernswerth — seine Treue ist göttlich. Mort auf den Knieen noch im Kampfe für seinen Herrn, ist eine großartige Figur, die Kampfesscene ein schöner Vorwurf für die Kunst.

Jener Fehde verdankte auch das Schloß Rheingrafenstein seine Entstehung. Erzbischof Werner zerstörte die Burg Rheinberg im Wisperthale, weil der Rheingraf, der sie bewohnte, sich auf Sponheims Seite geschlagen, und die Familie der Rheingrafen zog sich in das Nahethal auf ihre Güter, und baute diese Feste.

Die Aussicht ist schön, schöner und umfassender die von der Gans, dem höheren Rücken des Berges. Thalauf dringt das Auge tiefer ins Gebirg hinein, Hundsrück und Saonwald treten hervor, an dem letzteren die Trümmer des alten, berühmten Sponheim. Auf der entgegengesetzten Seite erhebt sich der Taunus als Grenze der Fernsicht nnd rechts und links von ihm der Donnersberg und Niederwald.

Ehe wir vom Rheingrafenstein herabstiegen, mußte die Harfnershöhle besucht werden. Diese kleine Vertiefung in dem Felsen, in der kaum zwei Personen gehörig Raum haben, liegt etwas tiefer, als die Ruinen, lothrecht über der Nahe, und der Felspfad dahin ist kaum mehr als einen Fuß breit. Wer durchaus dahin will — was für die meisten ein thörichtes Wagstück ist — thut am besten, sich mit dem Gesichte gegen den Felsen zu kehren, um nicht in die Tiefe schauen zu müssen, bis er festen Fuß faßen kann. — Den Namen Harfnershöhle hat diese Stelle von einem Harfner, der

in früherer Zeit an jedem Abende hier saß und Sang und Saitenspiel in das wilde Felsthal hinaustönen ließ. In Münster am Stein und in der Umgegend sollen noch mehrere seiner Enkel wohnen.

*

Ich war nicht nach Kreuznach gekommen, um die Salzbäder zu gebrauchen, denn leiblich verjüngen will ich mich nicht, und meine Krankheit vermag kein Bad der Erde zu heilen; deßungeachtet verlängerten wir unsern Aufenthalt von einem Tage zum andern. Wer möchte nicht gern in solcher Umgebung verweilen? — Wir schlenderten umher in der neuen Anlage am Kurbrunnen, auf dem Wörth, im Bangert, einem schönen Parke, am öftesten aber waren wir in dem pittoresken Felsthale und auf den Bergen.

Von den umliegenden Dörfern waren mir Volksheim und Badenheim besonders interessant. Volksheim ist das Schilda der Gegend, alle Schwabenstreiche und Narrentheidinge, die in der halben Welt erzählt werden, bürdet man hier den armen Volksheimern auf. Badenheim war der Wohnort des verstorbenen Bauers und Naturdichters Maus. Es soll jetzt wieder ein ähnlicher dort aufgestanden sein. Ich bin kein Freund von dergleichen Poetereien, aber Isaak Maus und Seinesgleichen sind immer eigenthümliche Erscheinungen.

Als Badeort ist Kreuznach noch sehr jung, darum die Einrichtung vorerst weder groß noch glänzend. Wenn aber auch das Wasser nicht gerade für Hauen und Stechen und alle Uebel Leibes und der Seele gut ist, wie die Kreuznacher, namentlich die Aerzte, meinen: so

dürfte es doch der Mühe lohnen, bald auf einen Kursaal und die übrigen Appertinentien zu denken, da in unserer reise- und badelustigen Zeit nicht nur Skrophelkranke, sondern vorzüglich die Freunde einer schönen, großartigen Natur sich zahlreich einfinden werden.

Wer am angenehmsten wohnen will, miethe sich nicht in der Stadt, sondern auf der eine Viertelstunde entfernten Saline ein, er ist dort in der Nähe jener herrlichen Naturscenen, zugleich nicht weit von dem Brunnen, und die ländliche Ruhe, verbunden mit allen Bequemlichkeiten der Stadt, wird einen ungleich günstigeren Einfluß auf Körper und Gemüth äußern, als das laute, geschäftige Treiben in den engen Straßen.

An Notabilitäten im Bereiche der Gelehrten- oder Künstlerwelt besitzt Kreuznach wenig. Ein Sohn des seligen Voß, Abraham nämlich, arbeitet mit einigen andern wackeren Männern an dem hiesigen Gymnasium *), das für eines der besten in den preußischen Rheinlanden gilt; sein College, der liebenswürdige Dichter Nänny, ist leider geisteskrank, und schon seit einiger Zeit in der Anstalt zu Siegburg. Häusliche Leiden sollen den heitern Geist gebeugt und gebrochen haben. Es ist mir leid um ihn, denn wenn er auch nicht unter die vorzüglichen Dichter gehört, so gefällt an seinen Geistesproducten doch die naive Heiterkeit, und nicht selten haben seine Kleinigkeiten eine geistreiche

---

*) Der jetzige Vorstand des Gymnasiums, Dr. Hoffmeister verdient wegen seiner „Supplemente zu Schillers Werken" der ausgezeichnetsten Erwähnung.

D. H.

Spitze. — Des überspannten Stadtpoeten Kaufmann erwähne ich nur seines Sohnes wegen, von dem wir in der neuesten Zeit eine überaus treffliche Uebersetzung Shakspeares erhalten. Er lebt jedoch nicht in Kreuznach, sondern in Berlin.

Von den protestantischen Predigern, die ich hier zu hören Gelegenheit hatte, hat mich der junge Eberts vorzugsweise angesprochen.

XVII.

Fahrt durch das Alsenzthal. Winnweiler und Hochstein. Frhr. v. Gienanth. Der Hochofen. Das Thal des Wambachs. Die Hölle. Das Falkensteiner Thal. Burg Falkenstein. Die Mordkammer. Der Donnersberg. Die Gesellschaft auf dem Königsstuhle. Meine Täuschung. Die Poesie des Unglücks. Dante's und Petrarka's Liebe. Die Aermel. Das Gewitter. Der Toast. König Ludwig. Die Nachtwache. Melchior wie du willt. Die Schlacht am Hasenbühl von Geissel. Geschichte meines weißen Haares. Sonnenaufgang. Aussicht. Antiquarisches, Geologisches und Antediluvianisches. — Dannenfels. Der Pfarrer. Der Kastanienbaum. Jakobsweiler. — Das Schlachtfeld. Das Königskreuz. Kloster Rosenthal. Burg Stauf. Eisenberg.

Auf der höchsten Höhe Rheinbaierns, auf dem Gipfel des Donnersberges, sitze ich in der großen Oberstube des einsamen Hauses. Gottlob! ich bin auf kurze Zeit allein. Die Gesellschaft ist auf einem Spaziergange nach dem alten Telegraphen, Gustav mit ihr. Ich bin unter einem Vorwande zurückgeblieben,

denn ich bedarf der Einsamkeit, der Stille — Ruhe darf ich nicht sagen — wenn auch nur auf eine Stunde. Mein altes Weh ist stärker, als zuvor, in mir erwacht. Ich gehe in der großen Stube auf und ab, ich bleibe an den Fenstern stehen, und schaue auf die weite Gegend, ich lese und zähle die vielen Namen auf den Fensterscheiben und die in dem Album, sammt den einfältigen Bemerkungen dazu. Das alles hilft nicht. Ich will mich ruhig setzen, und die Begegnisse der beiden letzten Tage in meine Schreibtafel tragen. Das hilft vielleicht, wie das Aussprechen gegen einen Freund.

Ich muß nach Kreuznach zurück, wo wir gestern in der Frühe wegfuhren. Wir hatten einen Wagen genommen, weil wir es nicht der Mühe werth hielten, das ganze vier Meilen lange Alsenzthal zu Fuße zu durchwandern. Wir hatten höchlich unrecht, es ist einer gemächlichen Fußwanderung vollkommen werth. Es ist meist eng, und die waldigen Berge geben ihm den Anstrich der Wildheit; an jeder Stelle aber, wo es sich einigermaßen erweitert, liegt ein stattliches Dorf, umgeben von Aeckern und Wiesen. Die Weiden, Pappeln und Erlen, welche den Bach oft auf beträchtliche Strecken dem Auge ganz entziehen, gefallen mir ausnehmend wohl. Stellenweise sind die Abhänge der Berge mit Reben bekleidet, die, wie in Spanien, gar keiner Pflege zu genießen scheinen. Wild und chaotisch durcheinander kriechen sie auf der Erde hin, und werden weder an Bäumen, noch an Pfählen hinaufgezogen. In gewöhnlichen Jahren ist der Wein von geringer Güte, in Jahren wie 1834 aber gehört er unter die vorzügli-

chen. Der Erdgeschmack daran will mir jedoch nicht behagen.

Da, wo ein Seitenthal rechts nach dem kleinen Städtchen Obermoschel führt, schaut eine alte Burgruine aus der Ferne herüber. Es ist der Moschel-Landsberg, auf dem einst eine Seitenlinie des Hauses Zweibrücken ihren Sitz gehabt haben soll. Der Berg selbst liefert Quecksilber, und wird jetzt wacker ausgebeutet, da eine Gesellschaft von Engländern das Bergwerk an sich gebracht hat. Ueberhaupt ist diese ganze Gegend reich an Metallen, und für die Geologie von nicht geringer Wichtigkeit.

Mich überraschte im Verfolge unserer Fahrt besonders die große Anzahl von Dörfern, die in diesem Alsenzthale liegen. Im Verlauf einer Stunde sahen wir deren sechs oder sieben, ein Beweis für die Fruchtbarkeit des Thales und den regen Verkehr auf seiner Straße. In dem schönen Dorfe Dielkirchen hielten wir an, fuhren aber nach Tisch sogleich weiter durch Rockenhausen bis nach Winnweiler — beides kleine, anmuthig gelegene Landstädtchen.

Nachdem wir unsern Wagen zurückgeschickt, und mit dem Wirthe zum baierischen Hofe über die Weitersendung unserer nicht tragbaren Effecten Absprache genommen hatten, machten wir uns mit einem Führer auf den Weg, um den eine Meile entfernten Donnersberg noch zu besteigen, und auf ihm zu übernachten. Wir mußten nach Hochstein und bis zu dem Hüttenwerke des Freiherrn v. Gienanth zurück. Dieses liegt einsam in dem Wiesenthale, das durch eine Bergwand geschlossen zu sein scheint, aus welcher zwei

mächtige Felsmassen schroff heraustreten, wie die Pfeiler eines ungeheueren Thores. Diese Felsen sind zugänglich gemacht, mit Geländen und sogar mit Ruhebänken versehen. Auch an den übrigen Theilen der Umgebung gewahrt man Anlagen, aber alle im Geschmacke des vorigen Jahrhunderts. So ist der Garten am Wohnhause ganz nach der ehemaligen französischen Art unter der Scheere gehalten.

Herr v. Gienanth soll kein Freund von den Neuerungen des Luxus und der Mode sein, sondern ein Mann von altem Schrot und Korn, der sein ganzes enormes Vermögen durch Umsicht, Thätigkeit und weises Haushalten erworben. Unlängst erst hat ihn der König von Baiern in den Freiherrnstand erhoben, doch soll ihm diese Standeserhöhung nicht den schlichten, bürgerlichen Sinn genommen haben.

Die armen Leute der Umgegend nennen ihn nur „den Herrn", und betrachten ihn als einen Segen des Landes. In der That! er hat viel gethan. Er hat große Straßenstrecken gebaut, beschäftigt fortwährend eine bedeutende Anzahl von Menschen in seinen Berg- und Hüttenwerken, so wie auf den Straßen, und ist gern bereit zu helfen, wo Hülfe noth thut. Daß das alles auch seine Schattenseite habe, versteht sich von selbst. So sind die aus aller Welt zusammen gelaufenen Bergleute die ärmsten der ganzen Gegend, und in mehr als einer Beziehung das Unglück derselben. Der geringe Taglohn (wie ich hörte, erhält ein Mann täglich zwanzig Kreuzer) läßt sie auf keinen grünen Zweig kommen, und diese tiefe Armuth wirkt wieder nachtheilig auf die Sittlichkeit zurück. Herr v. Gienanth soll

sich über diesen Punkt schon öfters dahin geäußert haben, daß diese Leute, auch bei erhöhtem Lohne, dennoch eben so arm bleiben würden, und von mehr als einer Seite hörten wir bestätigen, daß sie in kürzester Frist in Saus und Braus durchbrächten, was sie zufällig einmal mehr erhielten, als gewöhnlich. Das ist freilich schlimm, und es mag in dieser Beziehung allerdings besser sein, wenn „der Herr" den Armenanstalten der umliegenden Gemeinden seine Unterstützungen zufließen läßt, und seine arbeitsunfähig gewordenen Taglöhner und Bergleute, so wie die Wittwen der verstorbenen, regelmäßig pensionirt, wie er es thut.

Aus den großen, schwarzen, halb unterirdischen Räumen, in denen das Aechzen der Blasbälge, das Schmelzen des Erzes, und die koboldähnlichen Gestalten der Arbeiter, die theils am Ofen, theils mit Verfertigung der Formen und mit dem Gusse beschäftigt waren, uns auf kurze Zeit recht angenehm unterhielten, traten wir wieder hinaus in das heitere, anmuthige Thal des Wambachs, das uns von dem Alsenzthale weg gegen Osten führte, und über dessen prächtige Wiesen und schattige Buchenhalden die Sonne bereits schiefe Strahlen warf. Bei einem nahen Meierhofe lenkte unser Führer links ab, und nach einigen Minuten standen wir staunend vor dem Eingange einer engen, dunkeln Thalschlucht, die mit dem bisher durchwanderten Thale den grellsten Contrast bildet.

„Das ist die Hölle", sagte unser Führer. In der Hölle muß es höchst romantisch sein, wenn sie einen solchen Eingang hat. Hochaufgethürmte Porphyrmassen zu beiden Seiten, so nahe beisammen, daß nur ein schma-

ler Fahrweg und ein kleiner Bach zwischen ihnen Raum haben, und die überhängenden Bäume und Gesträuche, mit denen die Felsen malerisch überkleidet sind, sich über diese Höllenpforte von beiden Seiten berühren, und gleichsam zum Bogen verschlingen.

Bist du staunend, fast mit zurückgehaltenem Athem, hineingetreten, so umfängt dich tiefer Schatten und noch tieferes Schweigen, bis die Stimme der Bewunderung aus deiner eigenen Brust laut wird, und von den überhängenden Felsen wiederhallt. Da innen treten diese einige Schritte weiter auseinander, und an dem Fuße ihrer steilen, moosigen Wände liegt ein mächtiges Getrümmer von größeren und kleineren, vor undenklicher Zeit herabgestürzten Felsstücken, alle mit weichem Moose gepolstert, alle von dem kühlen Baldachin der Buchen überschattet, dessen Grün mit dem Blau des Himmels und mit dem Golde des Abends prächtig durchwirkt schien. — Zwischen diesen Trümmern und der hohen Wand windet sich ein schmaler Pfad empor, auf dem uns der Führer in die nahe Räuberhöhle brachte. Eine düstere Felsengrotte, vielmehr ein Gang, nicht hoch und breit, aber tief.

Es ist überaus köstlich hier, und so groß die Mannichfaltigkeit der Naturschönheiten ist, die wir in diesem kleinen Lande schon gesehen, hier ist wieder Alles originell — nichts mit dem früher Gesehenen zu vergleichen. Nicht als ob uns diese Stelle am besten unter allen gefallen hätte, es mögen andere wohl schöner sein, aber in ihrer Art ist keine schöner. Ueberhaupt lassen sich schöne Gegenden, wie schöne Menschen, nicht wohl vergleichen; das braune Mädchen kann in ihrer Art so schön sein

wie das blonde, das wilde so schön wie das sanfte. — Man trifft hier weder das eigentlich Erhaben-Schöne, noch viel weniger das Anmuthige, es ist das Wildschöne, die eigentlich wildromantische Poesie der Natur.

Und diese sogenannte Hölle ist der Eingang in das enge Falkensteiner Thal. Dieses zieht sich allmälig aufwärts, verliert nach und nach seinen ursprünglichen Charakter, und behält nur den der tiefsten Einsamkeit und Oede, da die Berge zur Linken ihren Wälderschmuck großentheils verloren haben. Deßungeachtet wird es nicht unschön, und gewinnt bald einen neuen Reiz durch die Burgruine und das Dörfchen Falkenstein, die sich an eine schöne, beträchtliche Vorhöhe des Donnersberges lehnen, und mit dieser den Hintergrund äußerst malerisch abschließen. Nur zur Linken bleibt ein schmaler Blick auf weiter entfernte, niedrige Berge und in ein anderes grünes Thal offen, in das der Schloßberg seinen steilen Abhang senkt.

Wer kennt nicht das alte, hochberühmte Geschlecht der Grafen von Falkenstein, deren Herrschaft und Name im Anfange des vorigen Jahrhunderts an das östreichische Kaiserhaus übergegangen war? Hier stehen wir auf dem Stammschlosse jenes erloschenen Geschlechtes, auf den geringen Resten einer untergegangenen Herrlichkeit. Schon seit dem dreißigjährigen Kriege liegt die Burg in Trümmern, aber noch ist sie theilweise bewohnt, wenn auch nicht von Grafen, doch von Freiherrn — in Lumpen. In eine dicke, halbzerfallene Mauer hat sich eine Bettlerfamilie eingenistet, und sieht stolz auf das Dörfchen herab, das sich traulich an den westlichen Abhang bis herauf an die Grundfelsen des

Schlosses schmiegt. Seine Häuschen scheinen meist aus den Trümmern des Falkensteins erbaut zu sein.

Die Fernsicht von dieser an sich unbedeutenden Ruine gehört keineswegs unter die schönsten des Rheinlandes, der breite Rücken des Donnersberges hält den Blick auf, der in die Ebene des Rheines dringen möchte, und kann mit seinen frischen Waldmassen den Verlust nicht selbst ersetzen. Der Blick nach Nordost trifft niedere angebaute Berge und einige nähere und fernere Dörfer, die Hauptaussicht aber, die gegen Westen, geht über das Hügelland des Westrichs hinweg, ohne die eigentlichen Reize desselben, die grünen, traulichen Thäler mit ihren Dörfern aufzudecken. Die unmittelbare Umgebung selbst ist unstreitig der Glanzpunkt des Gemäldes.

Nach wenigen Schritten schon verschwand Falkenstein hinter uns, weil wir um die Bergecke bogen, und hoch am Abhange desselben einen Waldweg einschlugen. In der Tiefe des Thalkessels sahen wir eine Erzhütte über einem Stollen, bald verschwand auch diese, und bei einer Gruppe uralter Buchen traten wir in einen noch weniger betretenen, völlig einsamen Waldweg, der uns bis zu der Mordkammer führte. Der Name ist gräßlich, der Platz ist's nicht. Eine fast ganz von Wald umschlossene, von mehreren Quellen bewässerte Wiese, die sich thalartig am Fuße des Donnersberges hinaufzieht, das ist die Mordkammer. Ein heimliches Plätzchen, ganz gemacht für die nächtlichen Feste der Berggeister. Unser Führer wußte den Namen nicht anders zu erklären, als durch die Anwesenheit des berüchtigten Schinderhannes, der vom Hundsrück zu-

weilen bis ins Falkensteiner Thal und hierher gekommen sei. Auch habe er schon gehört, daß „der Schwed“ im dreißigjährigen Kriege hier ein großes Blutbad angerichtet. Andere berichten, der Herzog von Lotharingen habe einen Bauernhaufen, welcher Falkenstein erstürmt hatte, hier ohne Schonung völlig zusammen hauen lassen.

Aus der Mordkammer traten wir in den Wald des Donnersberges selbst. Es ist der prächtigste, den man sehen kann. Hohe Buchen, eine wie die andere schlank und glatt wie Masten, bilden ein dichtes Dach, das nur selten das Abendroth durchschimmern ließ. Kein Strauch hemmt den Blick, der zwischen den schönen, kräftigen Stämmen durchirret, als müsse er in der Tiefe dämmernde, elfenhafte Gestalten gewahren, oder als fürchte er, dem Auge des grünen Jägers, mit der rothen Hahnfeder auf dem Hute, zu begegnen, der plötzlich zwischen den Bäumen hervortreten, oder schweigend an einen dieser schlanken Stämme gelehnt stehen könne. Selbst der Boden hat nur einen Farbenton, den des dürren Laubes, und die völlig lautlose Stille wird durch nichts unterbrochen, als durch das einförmige Rauschen dieses Laubes unter unsern Füßen.

Als wir nicht mehr fern von dem Gipfel des Berges und dem Ende des Waldes waren, quoll eben das Licht des Vollmondes im Osten aus der Ebene herauf, und fiel herein in die Waldesnacht. Wie das Mondlicht unser Auge, so trafen Lautenklänge unser Ohr. Es waren einzelne Accorde und dazwischen zuweilen ein Strich mit dem Daumen über alle Saiten der Laute. Der Spieler schien die Töne gern recht lange verklin-

gen zu lassen, ehe er einen neuen Griff in die Saiten that. Mich gemahnte das wie ein Traum aus fernen Tagen. Die blühende Nacht glich einer von denen an Neapels Golf, oder an den Ufern deines Meeres, goldene Valencia!

Das Erste, was wir beim Austritt aus dem Walde erblicken, ist der Königsstuhl selbst, eine freistehende Felsenmasse, von der uns eine stille Gruppe, wie Gestalten eines Traumes, im Mondlichte entgegen dämmert. Männer und Frauen sitzen darauf, die Angesichter schweigend nach Osten dem Monde zugekehrt. Nur zwei Gestalten ragen stehend über die andern empor, ein junger Mann mit der Guitarre, der in Gedanken zuweilen die Saiten berührt, und eine schlanke Frauengestalt in dunkelm Kleide. Geräuschlos waren wir näher getreten, und schauten eine Zeitlang zu ihnen empor. Das Mädchen hatte das unverhüllte Haupt etwas erhoben, und schaute mit einem großen, träumerischen Auge hinaus. Das Mondlicht erklärte die feinen, sanften Züge, und machte die zarte Wange so durchsichtig blaß, die Erscheinung so traumartig, daß mich der Anblick tief erschütterte. Ich glaubte einen Augenblick die vor mir zu sehen, die ich auch nur einmal im Mondlichte, und dann noch einmal unter dem noch bleicheren Lichte des Todes gesehen.

Welch seltsames Geschöpf ist der Mensch, daß Alles um ihn her alt wird, nur das nicht, was er früh verloren, und immer noch liebt! Fast zwanzig Jahre sind verflossen seit meinen schönsten und meinen bangsten Stunden, ich bin sehr gealtert, und ich konnte dieses Mädchen für s i e halten, die schon so lange

schläft? Hätten die Jahre nicht auch sie verändert? Nein — das zu denken, ist mir unmöglich. Für mich ist sie dieselbe geblieben. Das ist die Poesie, die im Unglücke liegt, wenigstens in der unglücklichen Liebe: der Gegenstand verliert nichts von seinem Zauber. Der Besitz streift ihm, selbst im äußersten Glücke, wenigstens den zärtesten Duft ab, der Verlust gibt ihm höheren Glanz. Dante konnte nur seine todte Beatrice so himmlisch verklären, Petrarka nur die Laura so endlos besingen, die er nicht besaß. Beiden blieb ihre Liebe ewig jung, weil sie den Gegenstand derselben nur noch im Traume der Erinnerung sahen, und zwar umflossen von dem lichten Scheine ewiger Jugend. — Das Glück ist überhaupt prosaisch, das Unglück poetisch, wie Ruinen.

Bald wurden wir von der Gesellschaft bemerkt, stiegen zu ihr auf den Felsen, und wurden bekannt, wie man das in der Fremde überhaupt leicht wird, und im Rheinlande vielleicht eher, als anderswo. Ich blieb fortwährend in der Stimmung, in welche mich jene sonderbare Täuschung versetzt hatte, Gustav dagegen, der davon nichts ahnete, war lebhaft und aufgeräumt, das beste Mittel, in einer neuen Umgebung heimisch zu werden.

Wir gingen zusammen nach dem Meierhofe, der höchst gelegenen Wohnung des Landes. Er ist auf der Stelle eines verschwundenen Paulinerklosters erbaut, groß genug für den Landwirth und sein Vieh, die miteinander die Gipfelfläche des Berges bearbeiten, aber nicht vollständig und bequem genug zur Nachtherberge für Fremde eingerichtet. Das große Zimmer, in

dem ich dieses schreibe, ist das einzige für Fremde. Kartoffeln und etwa ein Eierkuchen sollen die Gerichte sein, welche der Wirth zu seinem etwas säuerlichen Wein aufzustellen vermag, darum hatte die Gesellschaft bereits für anderweitigen Mundvorrath gesorgt, wobei wir nicht leer ausgingen.

Ich mag die zehn Glieder der Gesellschaft nicht alle beschreiben, es möchte lange währen, bis ich mit sechs Damen und vier Herren fertig würde. Der Leser verliert auch nicht viel, er kann täglich ähnliche Leute sehen, ohne auf das Brockenhäuschen oder den Rigikulm oder hierher zu gehen. Mich interessirte neben dem bewußten Mädchen, der Student am meisten. Sein Wesen ist zart, überspannt bis zur Krankhaftigkeit, und seine Munterkeit, die bisweilen wahrhaft toll wird, scheint mir nur Sache gewaltsamer Aufregung. Ich vermuthete ein Verhältniß zwischen den beiden jungen Personen, und das besteht wirklich — sie sind Geschwister, beide nur Blumen für einen Sommer.

Unter unsern Gesprächen nahm ich den größten Antheil an dem über — die Aermel. Die Frauenzimmer hatten hier verschiedene Nuancen derselben aufzuweisen, von den fürchterlich ungethümen Gigots, bis auf die an den Schultern in kleine Fältchen gelegten, enganliegenden Aermel, die nur in der Mitte des Oberarmes eine oder zwei leichte Puffen haben. Mit wahrem Vergnügen führte ich einen lebhaften und komischen Streit mit einer Dame, deren Oberkörper zwischen zwei Green'schen Riesenballons stack. Sie behauptete, die neue Mode sei ein Rückschritt zur Vergangenheit, und hielt eine Rede, die einem schweizerischen Radikalen

Ehre gemacht haben würde. Ich dagegen nannte es ein Voranschreiten im guten Geschmack, und hob die malerische Schönheit der von den Schultern bis zum halben Oberarme anschließenden Aermel, die sich erst weiter abwärts erweitern, zwar nicht mit derselben Suade, aber doch mit lebhaftem Feuer hervor. Das Mädchen mit dem durchsichtig zarten Gesichte heftete eine Zeit lang ihr großes Auge auf mein weißes Haar, und um ihren Mund war ein Lächeln im Entstehen, das aber wieder erstarb, ehe es ausgebildet war. Ich konnte seine Bedeutung nur halb erkennen. Sie hat vielleicht meine Vertheidigung nur für eine Galanterie gegen die jüngeren Frauenzimmer der Gesellschaft gehalten; das war's nicht, es ist mein voller Ernst: die ungeheueren Gigotärmel sind mir ein Gräuel, die meisten Damen sind Ungethüme darin.

Auch das Lob der langen, bis auf den Fuß herabfallenden Gewänder habe ich von ganzer Seele gepriesen, nicht etwa aus Prüderie, (obgleich mir auch etwas Unsittliches in der Rockverkürzung liegt), sondern weil ein langes Kleid die Gestalt malerisch macht, und so die Schönheit gewinnt, was ich nicht gering anschlage.

Es war noch ziemlich früh, als wir unser Nachtmahl eingenommen hatten, aber die Frauen dachten schon ernstlich an die Nachtruhe, weil der Sonnenaufgang nicht verschlafen werden sollte. Nun erhoben sich bedeutende Bedenken. Wie sollte man es anfangen? In der großen Stube stehen zwar zwei Betten, sonst war jedoch kein entbehrliches oder brauchbar eingerichtetes Zimmer im Hause, auch keines wohin wir Männer uns hätten zurückziehen können. Keine kleine Verlegenheit,

besonders für das schöne Geschlecht. Die Mädchen erklärten, nicht schlafen zu wollen, die Frauen aber meinten, das gehe nicht an.

Ueber all dem Gerede ließ sich draußen ein dumpfes Gemurmel hören. Wir hatten das Heranziehen eines Gewitters überhört. Ein Donnerwetter auf dem Donnersberge, das sei ja ganz köstlich, meinten die Einen, worunter ich; die Andern, darunter fast das ganze weibliche Personal, geriethen in Schrecken, und gaben den Gedanken an das Schlafengehen auf.

Es kam ein fürchterliches Wetter mit einem Sturme, der das freistehende Haus umzuwerfen drohte. Wer in Romanen von knarrenden Wetterfahnen, klirrenden Fenstern und all dem tollen Zubehör gelesen, hätte die romantischen Schauer hier in Wirklichkeit haben können, denn die Fenster sind besonders schlecht. Der ganze Sommer **1836** war bisher über die Maaßen trocken, und das Gewitter dieser Nacht ist das erste, dessen ich mich auf meiner Reise durch Rheinbaiern entsinne. Es schien nun alles lang verhaltenen Grolls sich entladen zu wollen.

Um die ängstlichen Gesichter und die Ausrufe des Schreckens zu vermeiden ging ich einigemal ins Freie, und sah die Wolken und die wilden Lichter des Himmels in ihnen spielen. Der Student mit der Laute ging mit hinaus, griff wie wahnsinnig in die Saiten, und schrie und sang in den Aufruhr der Elemente hinein. Erst der Regen trieb ihn zurück, wie mich. Es goß stromweise herunter. Was war Besseres zu thun, als die Zeit mit Gesprächen und Erzählungen zu tödten?

So kamen wir wieder auf Falkenstein zu sprechen. Man fragte uns, ob wir in dem Dörfchen an einem Hause

den Stein gesehen mit der Inschrift: „Melchior, wie du willt!“ Wir verneinten, und hörten dann folgende kleine Sage: Ein Graf von Falkenstein lebte mit seinem entfernt wohnenden Bruder in Feindschaft. Der Letztere zog plötzlich vor Falkenstein, und forderte seinen Bruder zum Zweikampfe. Dieser, von milderem Sinne, trat ans Fenster, um ihn von da durch Worte zur Versöhnung zu vermögen. Melchior bestand hartnäckig auf dem Kampfe, und jener trat vom Fenster zurück mit den sanften Worten: „Melchior, wie du willt!“ So viel Sanftmuth erweichte den zornigen Melchior, und zur Stelle versöhnte er sich mit dem Bruder. Zum Gedächtniß der Begebenheit ward ein Stein mit jener Inschrift über das Burgthor gesetzt.

Von der Umgebung des Berges hörten wir hier manches, was uns im Verfolg unserer Wanderung vielleicht von Nutzen sein wird. Man rühmte uns das Langethal, das sich nicht ferne von der Mordkammer öffnet. Es soll eine enge, kühle Waldschlucht sein, in der sich ein Eisenbergwerk des Freiherrn von Gienanth befindet. Auch auf das Dörfchen Marienthal mit einer ehemaligen Klosterkirche wurden wir aufmerksam gemacht. Es liegt auf der nördlichen Seite des Donnersberges. Die Kirche enthält die Gräber der Grafen von Falkenstein, und besonders einen Sarkophag mit sieben in Stein gehauenen Säuglingen und der Aufschrift: Lasset die Kindlein zu mir kommen u. s. w. — Ich weiß nicht, ob wir das alles noch sehen werden.

Am meisten zog mich die Kunde von dem nahen Schlachtfelde an, auf welchem einst Adolph der Nassauer und Albrecht von Oestreich um die deutsche Krone

kämpften, und Adolph fiel. Einer der Männer trug eine kleine Schrift über diese Schlacht am Hasenbühl bei sich. Sie ist von dem Domdechanten*) Geissel in Speier, und soll vortrefflich sein. Der Besitzer schenkte mir das Schriftchen. Ich werde es, wo möglich, heute noch lesen.

In einem Augenblick allgemeiner Stille war ich aufgestanden, an ein Fenster getreten, und hörte dem Regen zu, dann ging ich auf und ab, und setzte mich endlich etwas entfernt in eine Fensternische. Weil ich die Augen schloß, meinten die Andern, ich schlafe, und bald hörte ich sie leise miteinander über mich flüstern. Ich blieb still, und athmete tiefer. Ich hörte, wie die Frauen meinen Freund fragten, insbesondere über mein weißes Haar und mein Alter. Gustav sagte, ich sei nicht so alt, als ich scheine, und erzählte ihnen die Geschichte dieses Haares, das die Farbe des Schnees in ganz kurzer Zeit gewonnen. Er variirte die Geschichte ein wenig, indem er sagte, ich habe meine Schwester im Kloster besuchen wollen, und sie gerade im Sarge gefunden. Ich zitterte innerlich bei diesen Worten, und fühlte zwei Thränen sich durch die geschlossenen Augenlieder drängen. Schnell erwachte ich, damit das Gespräche nicht weiter greife. Man betrachtete mich schärfer, was mich noch tiefer verstimmte, weil ich diesen Leuten nicht gern wie eine Romanfigur gegenüberstehen mochte. Zum Glücke hatte sich der Himmel erschöpft, der Mond schien wieder durch die Nachzügler der Gewitterwolken; ich machte daher den Männern den Vorschlag, ins Freie zu gehen, und den Damen einen Au-

*) Jetzt Bischoff.

genblick Ruhe zu gönnen. Diese sträubten sich, und erklärten, ich wolle nur den Schlaf, den man mir ansehe, aus meinen eigenen Augen scheuchen, waren aber gewiß froh, als wir die Stube verlassen hatten. Der Lautenschläger blieb noch unter den Fenstern stehen, und sang ein Wiegenlied, dann folgte er uns nach dem Königsstuhle.

Der Boden war naß, aber nicht schlüpfrig — die durstige Erde hatte gierig die himmlischen Ströme eingesogen. Eine Nacht wie um Neapel oder Valencia war's nicht mehr, aber eine romantisch deutsche. Ueber der dunkeln Rheinebene hing das finstere Wetter, in den nahen Buchenwäldern rauschte ein frisches Wehen, und Licht und Schatten wechselten schnell, wie im Leben.

Wir waren wieder auf dem Königsstuhle. „Horch! Mitternacht!“ sagte der Student, und schweigend horchten wir den Tönen eines fernen Wächterhornes. Mit dem letzten derselben rief eine Stentorstimme hinter mir: „Es lebe der König!“ — „Hoch!“ schrieen alle, außer Gustav und mir. Wir waren ganz verblüfft. Wir erfuhren, daß eben der fünf und zwanzigste August, somit der Namens- und Geburtstag des Königs von Baiern begonnen habe. Ein hübsches Spiel des Zufalls, daß gerade auf der höchsten Spitze des Landes, noch dazu auf dem alten, berühmten Königsstuhle, vielleicht der erste Toast für den Landesherrn erscholl. Etwas mehr als Zufall war jedoch dabei, wie bei allem, was man so nennt, denn der, welcher den Toast ausgebracht, hatte heimlich zwei Flaschen Wein und ein Glas in die Rocktaschen geschoben, die er nun hervorzog. Gustav und ich tranken von ganzem Herzen

mit auf das Wohl des Königs von Baiern und seines schönen Landes.

Wir sprachen bei dieser Gelegenheit viel von diesem Könige, und ich muß sagen, ich höre gern von ihm reden. Es liegt eine hohe Genialität in seinem Wesen, eine Begeisterung für die Kunst, wie sie in diesen höheren Regionen selten zu treffen, und deßhalb um so höher anzuschlagen ist. Kunst und Wissenschaft sind sonst mehr das Eigenthum der Armen der Erde, die Poesie meist das der Aermsten, hier vereinigen sie sich in einem Manne, der schon als König auf der Menschheit Höhen steht. Er ist ein durchaus poetischer König, wenn er auch nie einen Vers geschrieben hätte: sein Leben, wie seine großartigen Schöpfungen beweisen, daß die Poesie in ihm lebendig ist. Ich halte das für einen großen Vorzug an einem Monarchen, wenn er nämlich seine nächsten Räthe gut zu wählen weiß. Wer in Wahrheit begeistert ist für das Schöne, dem fehlt nie der Sinn und die Liebe für das Gute.

Da oben konnte das Gewitter nicht ganz ohne Folge bleiben. Die Nachtluft wurde kühler, namentlich als kein Wein mehr vorhanden war. Wir mußten an den Rückzug denken. Freilich eine schlimme Sache, da wir die Damen im Schlummer zu stören fürchteten. Unschlüssig standen wir eine Zeitlang in der Hausflur, schlichen dann die Treppe hinauf, öffneten leise die Thüre, und traten ziemlich geräuschlos ein. Die beiden Lichter hatten große Rosen angesetzt, und beleuchteten mit ihren düstern Flammen eine Art Wachsfiguren-Cabinet. Die Frauenzimmer hatten sich nicht niedergelegt, sondern Stühle und eine Bank vor die Betten gestellt,

Kissen und Decken wie eine Rücklehne auf einander gehäuft, und schliefen sämmtlich sitzend, die Köpfe an das Betten-Bollwerk gelehnt. Wir putzten die Lichter, um das Cabinet in besserer Beleuchtung zu sehen. Das blasse Mädchen mit den geschlossenen Augen fiel mir wieder seltsam auf, und ich erschrack tief, als sie aufathmete und das Haupt leicht bewegte, ohne die Augen aufzuschlagen.

Der männliche Theil der Gesellschaft schien auch nicht alles Schlummers entrathen zu können oder zu wollen, bald schlief einer hier auf einer Bank, dort einer auf dem Boden ein. Ich allein konnte nicht schlafen; ich war zu sehr aufgeregt, und Bilder und Gedanken jagten sich, wie in einem Traume. Es war mir ordentlich grauenhaft, so allein wachen zu müssen, wo Alles schlief, und obendrein still und unbeweglich zu sitzen, um keinen Schlummer zu stören. — Wie froh war ich, als das erste Grauen der Dämmerung und bald der erste rothe Schein des Morgens an den Fenstern aufblühte. Jetzt mocht' ich's nimmer aushalten in diesem gebannten Zustande, geräuschvoll sprang ich auf, und die Schläfer erwachten, die Frauenzimmer meist mit einem Schrei des Schrecks. Es war eine der komischsten Scenen, die ich erlebte. Da standen sie alle schlaftrunken, verwirrt, beschämt und bleich, und mußten sich erst darauf besinnen, daß sie einen Sonnenaufgang sehen wollten.

Der kam, aber solcher Opfer war er kaum werth. Zwar war der Himmel rein, die Luft frisch, und die Sonne stieg glänzend über die Höhen der Bergstraße herauf; aber was soll das alles, wenn sie nicht eine

an Schönheiten reiche Gegend beleuchtet? Die Aussicht von dem Donnersberge blieb weit hinter meiner Erwartung zurück. Sie ist umfassend, aber sonst auch nichts, nicht einmal großartig. Hundsrück, Taunus und Odenwald stehen von Nordwest bis nach Osten hin als Gränzmauern da, aber was mitten in diesem Halbkreise liegt, ist ein einförmiges Gehügel, in welchem die zahlreichen Ortschaften so versteckt liegen, daß kaum eine oder die andere sichtbar wird. Nur einige Dörfer des Zeller Thales, Albisheim, Einseltheim und Zell treten deutlich hervor. Gegen Südost wird es lebendiger, es ist die reiche Ebene der Pfalz mit ihren zahllosen Orten, aber man ist zu weit davon entfernt, Alles verschwindet im Duft der Ferne, nur Worms mit seinem Dome ist ein etwas hervortretender Punkt. Man täuscht sich hier, wie auf dem noch höheren Brocken, und wie man sich meistens täuscht, wenn man auf bedeutenden Bergen eine wahrhaft schöne Aussicht sucht. Die Madenburg bei Eschbach bietet über allen Vergleich mehr, als der Donnersberg. Deßungeachtet sollte ihn kein Reisender, der die Gegend berührt, unbestiegen lassen, er wird immerhin viel des Schönen finden, wenn er nicht mit sehr gesteigerter Erwartung kommt.

Nach dem Aufgange der Sonne gingen die Damen wieder in das Haus zurück, um für ein erwärmendes Frühstück zu sorgen, wir Männer aber untersuchten die breite Gipfelfläche des Berges, die Einen in archäologischer, die Andern in geologischer Hinsicht.

Unstreitig hatten die Römer schon ein Standlager hier, das vielleicht auch in der Völkerwanderung von

Attila's Horden benützt worden ist. Römische Münzen werden nicht selten hier gefunden, und Reste einer Mauer und eines hohen Walles setzen die frühere Befestigung dieser Fläche außer Zweifel. Auch die fränkischen Könige sollen hier bisweilen ihren Sitz aufgeschlagen, und namentlich auf dem Felsen, der, wie viele in Deutschland, den Namen „Königsstuhl" führt, Recht gesprochen haben. Der Gedanke wenigstens ist wahrhaft königlich.

Unsere Mineralogen hatten indeß heraus gebracht, was man auf den ersten Blick sieht, daß die Felsenmasse des Berges Porphyr sei, doch nicht ohne einige andere Zusätze. Wichtiger war mir, was einer der Männer von den Ausgrabungen antediluvianischer Thierknochen berichtete. Bei dem Dorfe Eppelsheim nämlich, unfern der hessischen Stadt Alzei, etwa zwei Meilen vom Donnersberge, waren schon früher in einem Sandlager Knochen des Riesenthieres (Dinotherium) und des vielleicht noch größeren Mastodon entdeckt worden, vor wenigen Wochen aber wurde dort der ganze Kopf jenes ersteren Ungeheuers ausgegraben. Er ist nicht weniger als fünf Fuß lang und vier breit, und hatte einen Rüssel und zwei Stoßzähne nach unten und hinten gerichtet. Man denke sich die enorme Größe dieses Thieres! Ich wünsche uns Glück, daß wir solchen Ungethümen nicht mehr in unsern Wäldern begegnen, wir müßten sonst mit Kanonen und Haubitzen auf die Jagd gehen. — Ich höre Geräusch auf der Treppe — sie kommen zurück.

*

Mit der letzten schlaflosen Nacht war die körperliche und geistige Anstrengung noch nicht zu Ende, es lag noch ein reicher Tag vor uns, der mich nach allen Seiten hin in Anspruch nahm. Ich wundere mich, daß ich meinen ganzen Menschen so beisammen behielt, und mein Kopf nicht eine camera obscura ward, in welcher die Bilder in Nacht verlöschen, sobald die Gegenstände draußen vorübergegangen sind. Der Mensch ist mit dem Vogel Strauß der ausdauerndste Zweifüßler.

Ich will nicht mehr auf den Donnersberg zurückkehren, sondern thun, als ob der Leser in unserer Gesellschaft auf dem steilen Waldpfade bis in die Hälfte der Höhe, oder noch etwas weiter, herabgestiegen sei. Sonach wären wir miteinander in dem köstlich gelegenen Dannenfels. Ein Wald von Kastanienbäumen, welche den östlichen Abhang des Berges bedecken, umringt das Dörfchen, und läßt ihm nur eine Aussicht offen, aber, wie man sich denken kann, eine schöne. Wenn Fürst Pückler (und Andere vor ihm) nicht schon gesagt hätte, die Aussicht von der halben Höhe eines beträchtlichen Berges sei stets schöner, als die vom Gipfel, so würd' ich es jetzt sagen — wenigstens von dem Donnersberge. Die Ferne bleibt wie oben, aber die Nähe ist weniger karg mit ihren Schätzen, sie thut ihre lachenden Thäler auf, und zeigt ihre Dörfer und Städtchen.

Der Pfarrer vor Allen ist ein glücklicher Mann, sein geräumiges Haus hat eine beneidenswerthe Lage. Ich weiß nicht, ob es blos darum so viel besucht wird, jedenfalls aber könnte es füglich die Aufschrift: „Gasthaus zum Donnersberg“ führen. Ich habe nicht blos gehört, ich habe auch gesehen, daß hier die Gastfreundlichkeit recht

eigentlich zu Hause ist. Land- und wildfremde Menschen, wie z. B. Gustav und ich und der größere Theil der Gesellschaft (nur drei Mitglieder kannten den Pfarrer) wurden mit einer Freundlichkeit und ungezwungnen Herzlichkeit in diesem Pfarrhause aufgenommen, die einen schon in der ersten halben Stunde zum Bekannten stempelt. Das artige Ehepaar hat keine Kinder, aber ein wohleingerichtetes Haus, das zur Sommerszeit ganze Schwärme von Besuchern des Donnersberges aufnimmt. Wie gesagt, die Gastfreundlichkeit ist in Rheinbaiern überhaupt sehr groß, hier scheint sie auf dem Gipfelpunkte.

Die Kinder des freundlichen Pfarrherrn (Hahn heißt er) sind, nach seinen Pfarrkindern, die Blumen, deren sein Garten eine bedeutende Anzahl aufweis't, und die er mit außerordentlicher Liebe und Sorgfalt pflegt. Schade, daß die Zeit des Nelkenflores vorüber war! In der Zucht und Pflege dieser lieblichen Blume soll der Pfarrer zu den Meistern vom Stuhle gehören.

Er führte uns hinaus an den großen Kastanienbaum, einen Riesen seines Geschlechts. Der Stamm ist von ungeheuerer Dicke, und hätte in Deutschlands ungelichteten Urwäldern zu des Tacitus Zeiten keine schlechte Figur gespielt. Der Gott des Berges hat ihm die stolze Höhe nicht gelassen, er hat ihm den Wipfel mit seinen Blitzen abgeschlagen, und wenn ihm noch einigemal so stark mitgespielt wird, kann er mit Wallenstein sagen: Hier steh' ich, ein entlaubter Stamm!

Bei unserer Rückkehr hatte die ehrsame Hausfrau bereits für einen Morgenimbiß gesorgt, worauf es jedoch nicht abgesehen, und der sogar ganz überflüssig war, da wir auf dem Berge die Vorräthe noch radicaliter aufge-

zehrt hatten. Aber man kommt so leicht nicht aus einem Pfarrhause wieder heraus, ohne etwas genossen zu haben. Eine treffliche Sitte aus der alten Patriarchenzeit, welche ein großer Theil der Welt, aus lauter Aufklärung und Bildung, bereits vergessen hat. Nun, wenn die Gastfreundschaft einmal nahe daran ist, aus der Welt vertrieben zu werden, flüchtet sie sich wenigstens in die Pfarrhäuser — wenn auch nicht in alle. Es half nichts, wir mußten essen und trinken; und was thut der Mensch nicht, wenn man ihm freundlich zuredet? — was kann er nicht, wenn er ernstlich will, besonders auf Fußreisen? Auch weiß man nicht voraus, wozu so etwas gut ist.

Die Gesundheit des Königs von Baiern wurde auch hier wieder getrunken, und zwar in einem Weine, von dem — ich will nicht sagen ich, denn was hört man bei uns vom Weine? — von dem selbst Gustav nie ein Sterbenswörtchen vernommen, und der deßungeachtet trefflich war. Es war Vierunddreißiger von Jakobsweiler oder Jockswiller, wie man in der Gegend sagt, einem Dörfchen, das nicht weit entfernt auch am Fuße des Donnersberges liegt. Es erzielt sonst ziemlich sauern Wein, aber dem von 1834 sollen ächte rheinländische Weinpröbler unter vielen andern aus den besten Lagen, darunter auch Rheinweine, den ersten Preis zuerkannt haben. So kehrt der liebe Gott mit seinem Segen zuweilen in einer Hütte ein, wo man ihn gar nicht vermuthet.

Eine trübe Wolke fliegt über eine meiner sonnenhellen Stunden — ich meine das Scheiden. Ich hab's nie recht leiden können, hier that mir's weh. Ich konnte nicht gehen, ohne noch einen langen Blick auf das stille,

blasse Mädchen zu werfen, das so viel Aehnlichkeit mit ihr hatte, und das ihr vielleicht bald noch ähnlicher werden dürfte. Dieser Gedanke hatte sie mir noch anziehender gemacht, denn Menschen mit den durchsichtigen Zeichen des Todes rühren mich immer bis zur Liebe, wie der untergehende Mond und die verblühende Blume und der Herbst. Wenn in meinem Herzen noch ein solcher Raum wäre, ich glaube, es hätte eine morganatische Ehe mit dieser zarten Gestalt geschlossen; wenigstens sagte es unter der Thüre noch, freilich nur mir hörbar: Leb' wohl, du Stille, bis auf baldiges Wiedersehen auf einer andern Höhe!

*

Unter der uralten Rüster, die ihre vom Blitze theilweise zerschmetterten Aeste über das alte Königskreuz bei Göllheim streckt, saßen wir beide, Gustav und ich, nach zwei Stunden, das kleine Buch von Geissel aufgeschlagen, und lasen uns eifrig mitten in die Schlacht der beiden Gegenkaiser Adolph und Albrecht hinein. Der Platz und die Stunde, da der kräftige Nassauer dem Schwerte des Oestreichers erlag (am 2ten Juli 1298 um die Mittagsstunde) wirkten mit der ganzen Macht der Täuschung auf uns, also daß wir wähnten, das Schlachtgewühl auf den nahen Hügelwellen und in den Gründen brausen zu hören, und zu sehen, wie Adolph in der goldenen Königsrüstung mit entblöß'tem Haupte, den Helm am Sattelknopfe, auf den verhaßten Gegner heransprengt mit dem Rufe: "Heute wirst du mir nicht wieder entlaufen; allhie sollst du mir Reich und Leben lassen!" Es war mir, als

säh' ich ihn stürzen, getroffen von des Gegenkönigs Hieb und dem Schwerte des Wild- und Rauhgrafen, und seinen Geist verhauchen unter dem Mittagläuten der nahen Klöster Draisen, Rosenthal und des Städtchens Göllheim. Die Illusion zu steigern, trug die lebendige Schilderung der Schlacht ein Erhebliches bei.

Die Monographie ist überhaupt in jeder Hinsicht trefflich geschrieben. Alles, was gleichzeitige Chroniken und spätere historische Werke über jenen Streit der Kaiser darbieten, ist mit unglaublichem Fleiße gesammelt und kritisch gesichtet, das Ganze mit so erschöpfender Ausführlichkeit, und doch in so gedrängter Kürze dargestellt, daß die Meisterschaft des Verfassers auf dem Felde der Specialgeschichte in jeder Weise ersichtlich wird. Die Art der Darstellung so wie die Sprache geben überdieß dem Schriftchen einen eigenthümlichen Reiz. Mit Gewandtheit gebraucht der Verfasser alterthümliche Worte und Wendungen, die dem Ganzen den Anstrich der alten naiv-kräftigen Chronikensprache geben. Zugleich ist die Darstellung so gehalten, daß selbst der blos Zeitvertreib suchende Romanleser das Schriftchen mit Vergnügen lies't, während doch der historischen Treue in keinem Worte etwas vergeben, und sie nie dem Streben, eine lebendige, anziehende Schilderung zu liefern, zum Opfer gebracht wird. — Der Ertrag des Schriftchens ist bestimmt, das alte Königskreuz zu erhalten, und eine offene Feldkapelle im Style des 13ten Jahrhunderts darüber zu bauen. Ich habe von dem Monumente selbst noch nicht gesprochen, ich will's jetzt thun.

Als ich zuerst von dem Königskreuze bei Göllheim reden hörte, stellte ich mir nichts weniger darunter vor,

als ein Monument etwa in der Form des bekannten Hochkreuzes bei Bonn. So ist's aber nicht, sondern nur ein altes, armseliges Mauerstück mit einem halb zerschlagenen Kruzifixe an der Vorderseite, das die gebeugte Imagina, des Kaisers Wittwe, dem gefallenen Gemahl errichtet hatte, und welches die ärmlichen Häuser des sich ausdehnenden Städtchens Göllheim bereits erreichen. Die Wappen daran sind verschwunden, die Tafeln mit den Inschriften halb zerstört, und die neuangebrachte Mauerblende weder eine Verschönerung, noch ein Schutz. Dagegen wird die neue Ueberbauung, nach der dem Schriftchen beigefügten Zeichnung*), Schutz gegen den zerstörenden Einfluß der Witterung und zugleich eine würdige Zierde des Wahlplatzes abgeben.

Ein Freund von Schlachtfeldern bin ich nicht, aber den Hasenbühl bestieg ich doch mit meinem Freunde, weil die Beschreibung des denkwürdigen Kampfes in allen Einzelheiten so topographisch genau ist, daß man an Ort und Stelle sich alle Bewegungen desselben ohne große Mühe vergegenwärtigen kann.

Es war bereits zwei Uhr vorüber, als wir Göllheim verließen, und am Königskreuze vorüber den Weg nach dem Kloster Rosenthal einschlugen, wohin einst die Leiche Adolphs zur Ruhe gebracht worden war, weil sein siegender Gegner ihm ein kaiserliches Grab im Dome zu Speier versagte. Nicht sehr merklich steigt der Weg hügelan, und bald sahen wir in der Ferne die wettergraue Spitze eines Thurmes ragen. Nach einer halben

---

*) Der Entwurf ist von dem im ersten Bande genannten Architecten Voit. D. H.

Stunde schon schauten wir von einem Hügel in einen stillen, einsamen Grund hinab, in welchem Wiesen und Felder sich ausbreiten und an den Hügeln in die Höhe ziehen bis an den Saum des Waldes, der diese ringsum krönt. Uns gegenüber, an den Fuß der Höhen gelehnt, liegt ein großes Gehöfte, über dessen Gebäude die Mauern einer zerfallenen Kirche und das schlanke gothische Thürmchen auf der Giebelmauer derselben emporragt. Ein äußerst malerisches Bild, obgleich der Thalgrund selbst nicht zu den schönsten gehört.

Die Ruine des Klosters selbst ist durch die Herstellung zu Wohn- und Oekonomiegebäuden sehr verunstaltet. Da ist auf den Rest einer uralten Mauer ein neues, ganz ungleichartiges Stück gesetzt, dort ist ein schöner Bogen ganz, ein Fenster zur Hälfte vermauert, oder ein fehlender Stein durch ein rohes Holz ersetzt. Durchsucht man die Wohnungen, Ställe und Keller, so stößt man allenthalben auf schöne Reste früherer Zeit, die durch die Art ihrer Benutzung oder ihrer Herstellung und Ergänzung verunstaltet sind. Die Ruine der Kirche allein steht frei, umgeben und angefüllt mit wild überwachsenem Getrümmer. Nur die Frontmauer mit dem Thurme und die beiden Seitenmauern sind noch übrig, und in diesen letzteren fünf hohe, schön verzierte gothische Fensterbogen, drei gegen Norden, zwei gegen Süden. Die Kirche war, im Verhältniß zu ihrer Länge, äußerst schmal, und hatte keine Seitenhallen.

Alles aber vergißt man über dem Anblicke des Thurmes. Vom Fuße bis zum Kreuze ist er unversehrt, und nur von diesem sind einige Rosen und die Spitze abgebrochen. Ohne einen Splitter von Holz ganz mit

glatt behauenen Steinen aufgeführt, steigt er bis in die Hälfte des Giebels viereckig, von da achteckig hinan, und endet mit einem spitzigen Steinhelme und einem Kreuze mit mehreren Armen, an denen Rosen auf den Namen des Klosters deuten. Alle Verhältnisse an diesem Thurme sind überaus schlank und zierlich, namentlich geben die acht gothischen Fensterbogen, die in hohe schön verzierte Zinken auslaufen, mit ihren dünnen Säulchen dem ganzen Thurme das Gepräge des Leichten, Luftigen.

Von unten führt keine Oeffnung in den Thurm, keine Treppe hinauf, von dem Boden des nahen Hauses geht man auf einer gedeckten Brücke hinüber, und steigt auf einer Wendeltreppe hinan. Die Aussicht umfaßt nur den rings geschlossenen Grund und in östlicher Ferne einige Dörfer mit ihren Feldern. Mir hat die Höhe gegen Westen, mit dem köstlichen Grün ihres hohen Buchenwaldes, an welches sich das lichte Grün der Wiesen anschließt, am besten gefallen.

Rosenthal ward durch den Besitzer der nahen Burg Stauf, einen Grafen von Eberstein, bereits 1241 gegründet, und ist in der Folge vorzugsweise als einstweilige Begräbnißstätte des Kaisers Adolph berühmt geworden. An diese Geschichte knüpft sich eine Sage. Sie erzählt, Adolph sei einst in der Nähe von Straßburg im Gefechte verwundet, und in ein nahes Kloster gebracht worden, wo er unter der Pflege der schönen Nonne Imagina von seiner Wunde genas. Zugleich habe ihn diese, von der drohenden Gefahr, durch den Bischof von Straßburg gefangen zu werden, benachrichtigt, und des Nachts heimlich bis zum Rheine geführt. Adolph

hatte bereits im Kloster Liebe zu der schönen Nonne empfunden, und beredete sie in jener Nacht, mit ihm zu fliehen. Imagina folgte ihm wirklich, ward seine Gattin, und wohnte mit ihm auf Burg Adolphseck. In jenem verhängnißvollen Kampfe mit Albrecht begleitet sie ihn, und am Tage der Schlacht betet sie im Kloster Rosenthal um Sieg für den Geliebten oder Gatten. Es wird Abend, und noch hat sie nichts gehört. Da wird Adolphs Windspiel vor der Pforte des Klosters laut, das Schrecklichste ahnend folgt Imagina dem treuen Thiere auf die Wahlstatt, und findet des Königs blutige Leiche. Am Morgen wird diese nach Rosenthal gebracht, und in der einsamen Klosterkirche beigesetzt, Imagina aber weicht nicht mehr von der Stätte, bis sie mit gebrochenem Herzen dem Gatten nachsinkt in die Gruft.

Historischen Grund hat die Sage nicht, obgleich die Nonne denselben Namen führt, wie Adolphs Gemahlin. Auch war Rosenthal Albrechts Hauptquartier, was die Wahrscheinlichkeit selbst dann nicht zuläßt, wenn man in jener Nonne nur eine Geliebte des Kaisers suchen wollte. Ich möchte die Entstehung gerade dieser Erzählung kennen; sie trägt mir zu sehr das Gepräge des Unächten, des Romans, und könnte vielleicht die Erfindung eines Novellendichters sein. —

Die südliche Anhöhe bestiegen wir jetzt, um nach dem nahen Stauf und in das Thal des Eiß zu gelangen. Wir warfen noch einen Blick auf den Thurm, vielleicht den schönsten Ueberrest der gothischen Baukunst in Rheinbaiern, zurück, dann verschwand das ganze Bild hinter uns, und nach einer Viertelstunde waren

wir höher oben auf dem Felde des kleinen, armseligen Dörfchens Stauf. Die Aussicht von diesem Rücken ist schön, ohne gerade überraschend zu sein. Unmittelbar vor den Augen liegt Stauf, zum Theil auf der Stelle der ehemaligen Burg, die bis auf einige unbedeutende Spuren verschwunden ist; zur Rechten blickt man hinunter in einen weiten, fruchtbaren Thalgrund, in welchem das Dorf Ramsen liegt, und der rings von Bergwäldern geschlossen ist, über die sich wieder einige fernere Häupter heben; zur Linken die Fortsetzung dieses Thales und darin die stattlichen Gebäude, welche zu dem Gienanth'schen Hüttenwerke bei Eisenberg gehören, und dahinter ein hoher bis zum Gipfel angebauter Bergrücken, an dessen halber Höhe das Dorf Wattenheim hängt. Die Entfernung desselben von Stauf beträgt fast eine Stunde, und doch soll man bei stillem Wetter und heiterem Himmel einen lauten Ruf oder ein sehr lebhaftes Gespräch, das dort geführt wird, herübertönen hören. Aber nicht blos gegen Süden, auch wenn man sich rückwärts wendet, ist die Aussicht hübsch: man sieht über Hügel mit Saatfeldern und Wäldern hinweg nach dem Donnersberge, der seinen breiten Rücken hoch über die andern Berge emporhebt, und mehr nach Nordost gehen die Höhen auseinander, um das Dorf Kerzenheim und das ferne, wohlangebaute Bergland sehen zu lassen. — Von der runden, wie durch Menschenhand gebildeten Spitze des Burgberges ist die Aussicht nicht so umfassend, und die wenigen Trümmer sind nicht der Rede werth. Wir stiegen darum alsbald in das Thal hinab, und wanderten Eisenberg zu. Ehe wir dahin gelangten, wurden Zeit und Aufmerk-

samkeit durch den Hochofen und das neue, schöne Walzwerk des jüngeren Frhrn. v. Gienanth in Anspruch genommen, der sich nicht nur die Verbesserung, sondern auch die Verschönerung seines Etablissements angelegen sein läßt, und seinen Aufenthalt in diesem stillen Thale durch neue geschmackvolle Gebäude und Garten-Anlagen angenehm macht.

In dem Dorfe selbst konnten wir nicht lange verweilen, um uns etwa nach römischen Alterthümern umzusehen, welche in seiner Umgebung häufig ausgegraben werden, wir mußten eilen, um Grünstadt vor völlig einbrechender Nacht zu erreichen.

XVIII.

Grünstadt. Das Gymnasium. Die Maler Holbein, Seekatz und Schlesinger. — Sausenheim. Der Esel vor Gericht. Der Taufstein. Neuleiningen. Die Geisterschlacht. Altleiningen. Die Königin von England. Kloster Höningen. Der Matzenberg. — Heidesheim. Dr. Bahrdt. — Das Zeller Thal. Pfeddersheim. Die Bauernschlacht. Die Luthersulme.

Jean Paul sagt: „Eine in Empfindungen verwachte Nacht endigt sich allezeit mit einem schwermüthigen Vormittag.“ Das habe ich gestern erfahren, und fast heute wieder, ohne die letzte Nacht verwacht zu haben. Es waren die einzelnen Nachzügler jener gestrigen Wolken, die noch an dem Himmel meiner Seele

hingen. Um aber nicht zwei Vormittage durch sie verdüstern zu lassen, floh ich zum Thore hinaus ins Freie. Hier ist Alles wie zur Erheiterung gemacht. Die Umgebung ist weder grotesk, noch überhaupt malerisch schön, es ist jenes sanft anschwellende Hügelland, welches durch seine Wellenlinien dem Auge wohlthut, ohne es zu entzücken, und dessen reiche Fruchtbarkeit das Gefühl des Behagens und der Befriedigung erweckt. Der Schmuck des wogenden Getraides war diesen Hügeln zwar längst genommen, aber den noch schöneren der Reben trugen sie stolz, wie der jugendliche Bachus seinen Kranz von Weinlaub.

Grünstadt selbst ist ein ziemlich artiges Städtchen aus der alten Zeit. Man erzählt hier, wie an allen herabgekommenen Orten, es sei einst eine ausgedehnte Stadt gewesen, aber die Geschichte weiß nichts davon. So wie es ist, war es groß genug für eine Residenz der Grafen Leiningen-Westerburg und Schaumburg, die sich, nach der Zerstörung ihrer nahen Bergschlösser, hier niedergelassen hatten. Die Wohnungen dieser Grafen — Schlösser kann man sie nicht nennen — sind zum Theil noch vorhanden, aber, charakteristisch für unsere Zeit, ist die eine zum Fabrikgebäude, die andere zum Schulhause geworden.

Grünstadt hat eine lateinische Schule, den letzten Rest des früher rühmlichst bekannten Gymnasiums. Die Grafen von Leiningen waren mit die Ersten, welche die lutherische Lehre in ihrem Lande einführten, und bereits 1569 das eine Meile entfernte Kloster Höningen einzogen. Güter und Gefälle dieses Klosters gaben den Fond zu einer Gelehrten-Schule ab, welche

sieben und fünfzig Jahre hindurch in der Einsamkeit jenes Klosters blühte, und nach langer Unterbrechung erst 1716 zu Grünstadt wieder eingerichtet wurde. Aehnlich dem Zweibrücker Gymnasium, hat auch das hiesige seit seinem Wiederaufleben viel Treffliches geleistet, und noch einen großen Theil der jetzt lebenden Beamten zur Universität vorbereitet. Aber unter den Stürmen der Revolution und selbst in der Kaiserzeit ward es mehr und mehr vernachlässigt, und sank unter baierischer Herrschaft zum Progymnasium, zuletzt zur lateinischen Schule herab. — Erst in der neuesten Zeit arbeitet man an der Herstellung des Gymnasiums, und Dr. Thiersch, der eben in diesen Tagen zur Prüfung der Schule erwartet wird, sucht zu diesem Zwecke Alles in Bewegung zu setzen. Aber die früher ansehnlichen Fonds haben sich im Laufe der Zeit so sehr vermindert, daß die Mittel zur Wiederherstellung eines Gymnasiums von außen kommen müssen; und darin liegt die Schwierigkeit. Der Landrath der Provinz behauptet, eine dritte Anstalt der Art sei überflüssig, und zur Bestreitung der Kosten keine Mittel vorhanden. Was die letztere Behauptung betrifft, so vermag ich sie nicht zu beurtheilen, hinsichtlich der ersteren aber stimme ich mit Thiersch überein, der es für nothwendig hält, den humanistischen Studien und mit ihnen der höheren Intelligenz überhaupt mehr Eingang in diesem Lande zu verschaffen, in welchem die Tendenz auf das Reale, was hier am Ende so viel heißt, als das Materielle, bereits ein für die wahre Geistesbildung höchst nachtheiliges Uebergewicht erlangt hat.

Zudem ist Grünstadt für eine solche Anstalt treflich gelegen. Die Straße, welche es durchzieht ist nicht sehr frequent, und diese fast ländliche Ruhe, verbunden mit der freundlichen Umgebung ist den Studien der Lehrer, wie der Schüler gleich günstig. Ich liebe zu solchem Behufe diese kleineren, stillen Orte vor allen andern, weil sie meist bessere Resultate liefern, als die größeren Städte. So sind einst aus den kleineren Universitätsstädtchen, wie etwa Helmstädt, mehr gediegene Gelehrte hervorgegangen, als heutzutage aus den Residenzen.

Mir hat sich hier noch ein anderer Gedanke aufgedrängt, der für mich großen Reiz hat. Wenn man nämlich gerade in Grünstadt das Gymnasium herstellte, und als Lehrer der Zeichenkunst einen tüchtigen Maler gewönne: so könnte hier, eher als anderswo im Lande, eine Pflanzschule für die Kunst entstehen. Grünstadt ist der einzige Ort in Rheinbaiern, der in dieser Beziehung einen Ruhm behauptet. Die Malerkunst ist hier gewissermaßen traditionell geworden. Die Grünstadter lassen es sich nicht nehmen, daß Hans Holbein hier geboren sei, obgleich sonst alle Welt weiß, er sei ein Augsburger von Geburt gewesen. Sie haben übrigens Recht, wenn sie ihre Ansprüche auf ihn nicht aufgeben, so lange sie nur noch einen Schein von Wahrscheinlichkeit für sich haben, und ich würde es ihnen verargen, wenn sie gleichgiltig wären gegen den Ruhm, einen solchen Bürger unter ihren Vorfahren zu zählen. — Wenn jedoch auch der Maler des Todtentanzes kein Grünstadter war, so kann ihnen wenigstens

Seekatz *) in keiner Weise streitig gemacht werden, ein Mann, auf den sie immerhin mit Recht stolz sein dürfen.

Daß aber dieser nicht eine einzelne, zufällige Erscheinung geblieben, sondern daß Grünstadt fortwährend einige Maler liefert, wie in der neuesten Zeit die beiden Schlesinger, Vater und Sohn, und auch jetzt wieder einige jüngere Männer die sich der Kunst gewidmet haben, das liefert den sprechenden Beweis, daß es in diesem schönen Lande, wo die Kunst noch eine terra incognita ist, nicht an Talenten, wohl aber an den geeigneten Mitteln fehlt, die schlummernden zu wecken, und an Gelegenheit, die erwachten auszubilden. Durch die Errichtung einer Anstalt, wie sie mir vorschwebt, und wie ich sie nur angedeutet, könnte eine neue Ader des höheren geistigen Lebens in Rheinbaiern angeschlagen werden, die den wohlthätigsten Einfluß auf die wahre Bildung und Veredlung dieses rheinischen Stammes auszuüben, und eines der heilsamsten Gegengewichte gegen den überhandnehmenden Materialismus abzugeben vermöchte. Warum ich gerade Grünstadt für den geeignetsten Ort dazu halte, ist bereits berührt.

---

*) Joh. Conrad Seekatz geb. zu Grünstadt 1719, starb als Hofmaler zu Darmstadt 1768. Unter den Malern jener Zeit war er unstreitig einer der begabtesten, und würde zu einer anderen, seiner Kunst günstigeren Zeit noch weit Ausgezeichneteres geleistet haben, als das, was wir von ihm besitzen. Die Gallerie zu Darmstadt besitzt nahe an dreißig seiner Gemälde, worunter ich nur auf die Bauernknaben als heilige drei Könige und auf einige Bildchen im niederländischen Genre aufmerksam machen will ohne manches andere Treffliche zu erwähnen.

Zu jenem Grunde aber kommt wieder die Lage selbst. Umgebungen, wie sie sich hier im Umkreise von wenigen Stunden finden, können nur höchst günstig auf die Entwickelung und Ausbildung künstlerischer Talente wirken.

So könnte gerade von diesem gering geachteten Städtchen aus mit der Zeit ein unberechenbarer Segen über dieses Land verbreitet werden, wenn man einmal das Hirngespinst einer übel verstandenen Sparsamkeit zerreißen, und die Anstalt in einer Weise einrichten wollte, bei der nicht die krämerische Pfennigzählerei eine Hauptstimme abzugeben hätte. Auf die, welche das letztangedeutete Resultat von dem gewöhnlichen Zeichnungsunterrichte oder von den Bau-Gewerbschulen erwarten, sollte man nicht hören, und noch weniger auf die, welche meinen, man brauche die Kunst nicht, weil sie nichts eintrage. Die Ersteren verstehen es nicht besser, die Letzteren haben überhaupt keine Stimme.

*

Sokrates ging selten aus den Thoren Athens, weil er von der leblosen Natur nichts lernen zu können behauptete; ich macht' es hier umgekehrt, — wie ich denn wohl ein umgekehrter Sokrates sein dürfte — ich glaubte draußen mehr zu lernen, als in der Stadt. Frage mich also niemand, was für Leute die Grünstadter seien, ich weiß es nicht, ich habe die Gelegenheit nicht gehabt oder gesucht, sie näher kennen zu lernen, in meinen drei Königen war dieß nicht gerade möglich, und im Garten der Jakobslust glichen sie auf's Haar viel tausend andern.

Unter den Sehenswürdigkeiten der Umgegend stehen wohl die Trümmer der leiningischen Burgen obenan. Dahin also zuerst. Wir müssen durch das Dorf Sausenheim, das durch seine ehemalige strenge und unparteiische Rechtspflege in der Gegend berühmt ist. Hier galt kein Ansehen der Person, ohne Unterschied wurde jeder Frevler vor dem Schultheißen durch Leibeshaft oder auf sonst geeignete Weise bestraft. So führte einst der Feldhüter einen auf fremdem Acker fressenden Esel vor den Richter, der Esel erhielt stehenden Fußes in optima forma seine Sentenz, und wanderte ohne sich zu vertheidigen, weil er wohl seine Schuld erkannte, auf 24 Stunden ins Gefängniß. Solche Gerechtigkeit ist selbst im Reiche Harum al Raschids ohne Beispiel. Die Sausenheimer sind jedoch nicht sehr empfänglich für den Ruhm, sie erbosen sich vielmehr weidlich, wenn sie durch Wort oder Zeichen an jenen Act der Gerechtigkeit erinnert werden.

Die Umgebung dieses Dorfes ist aber auch merkwürdig geworden durch die häufigen Ausgrabungen römischer Alterthümer, worunter namentlich ganze Zimmer, die jedoch leider zerstört sind. Es dürften deren noch mehr unter der Erde verborgen sein, und sorgfältige Nachgrabungen belohnen.

Eines der schönsten Alterthümer der mittleren Zeit enthält die hiesige Kirche. Es ist der alte Taufstein des Klosters Höningen. Seinen Fuß bilden vier Löwen, seine acht Felder schmücken die Bildnisse der Apostel — treffliche Erzeugnisse mittelalterlicher Sculptur.

Neuleiningen, das von dem Gipfel einer nahen Vorhöhe herniederschaut, ist bald erreicht. Durch einen

alten Thorthurm tritt man in die enge, unebene, winklige Gasse, die so recht charakteristisch ist für ein altes befestigtes Landstädtchen. Ein großer Contrast mit der Ansicht von außen, wo sich das Städtchen mit seiner Ringmauer, mit seinen an steilem Abhange hängenden Häusern, mit seiner gothischen Kirche und den weitläufigen Burgtrümmern recht malerisch ausnimmt. Nur vier Mauern, vier starke runde Eckthürme und eine hohe Giebelwand bilden den Rest dieses bedeutenden Schlosses, das in der Mitte des 13ten Jahrhunderts erbaut worden war. Im inneren Raume geht jetzt der Pflug, und der Boden, über dem sich einst prächtige Hallen wölbten, ist zum fruchtbaren Felde geworden. Der Eigenthümer dieser Ruine, der Schullehrer des Ortes, hat das untere Geschoß eines der vier Thürme zur Wohnung eingerichtet, und auf dem Söller ein Belvedere hergestellt, von dem sich ein prächtiges Rundgemälde überschauen läßt. Gegen Osten die sanften Wellen des wein- nnd fruchtreichen Hügellandes, die weite lebenvolle Ebene mit ihrem überschwänglichen Reichthume, und in der Ferne der Rhein und die Berge des Odenwaldes; zur Rechten aber das Dörfchen Battenberg mit den wenigen Ueberresten seiner alten Burg, und gegen Westen die Tiefe des waldreichen Leininger Thales.

Wie in allen Klöstern und Schlössern der Gegend, so kehrten die aufrührerischen Bauern im Jahre 1526 auch auf Neuleiningen ein. Nur ein Weib aus dem Leininger Geschlechte, die Gräfin Eva, bewohnte damals die Burg. Die Bauern fingen hier nicht mit Plünderung und Zerstörung an, sie setzten sich zu Tische,

und die Gräfin mußte, mit der Küchenschürze angethan, ein Mahl bereiten und die neugebackenen, ungeschlachten Herren bedienen. Ihre Fügsamkeit that übrigens treffliche Dienste. Wohlgesättigt zogen die Bauern mit geringer Beute von dannen, ohne die Burg zu zertrümmern.

Eine Sage aus früherer Zeit erzählt, in der Nähe von Neuleiningen sei ein Berg, aus dem in gewissen Nächten der heiligen Zeiten eine bewaffnete Geisterschaar hervorkam, um sich auf der nahen Ebene zu bekämpfen. Zu Fuß und zu Roß stritten sie gegen einander mit großem Getöse, und das Stöhnen und Wehklagen der Verwundeten war deutlich zu hören. Mit der neunten Stunde zog das ganze Heer in den Berg zurück. Drei Jahre lang dauerte dieses Wesen, und obgleich viele Menschen herzukamen, es mit anzuhören, so wagte doch niemand dieser Geisterschlacht sich zu nähern. Da kam endlich der Abt von Limburg, ein heiliger Mann, und wartete eines Abends unter Gebet auf die Geister. In Schlachtordnung rückten sie aus dem Berge hervor, und kämpften länger und wüthender als je. Als sie zurückzogen, stellte sich der Abt ihnen gegenüber, beschwor sie im Namen Jesu Christi, Halt zu machen und ihm Rede zu stehen. Sie standen, und er fragte, wer sie seien. Da sprach einer: Wir sind die armen Seelen derer, die vor einigen Jahren im Kampfe gegen ihren rechtmäßigen Fürsten gefallen, und unbegraben an diesem Berge liegen geblieben sind. Du siehst unsere Waffen, das Flämmchen aber, das du siehst, ist das Feuer, das uns martert. Der Abt fragte, ob es nicht möglich sei, sie zu erlösen. O ja, sagte jener,

durch Fasten, Beten, Almosengeben und Messelesen. Darauf schrieen alle zusammen: Betet für uns! betet für uns! und wurden ein Feuer und eine Flamme, bis sie im Berge verschwanden. Dreißig Tage lang ließ der Abt täglich dreißig Seelenmessen lesen; dann begab er sich wieder auf das Schlachtfeld der Geister, aber diese kamen nicht mehr zum Vorschein, und statt des wilden Getöses und Klagens hörte er ihren Jubelgesang in der Höhe. — Das wäre etwas gewesen für die Herren Justinus Kerner und Eschenmeyer!

Auf dem Bergrücken hin schritten wir wieder in das Gebirg hinein und nach einer halben Stunde hinab in das tiefe, stille Leininger Thal. Ein Drathzug nahm kurze Zeit unsere Aufmerksamkeit in Anspruch; dann eilten wir, das eigentliche Ziel unseres Ausflugs zu erreichen, Altleiningen nämlich. Bald erschien die grandiose Ruine des alten Stammschlosses jener hochberühmten Familie auf einer Höhe, welche, wie ein Keil, das Thal in zwei Arme spaltet. Ihr Anblick in dieser tiefen Einsamkeit ist ungemein überraschend, da man hier einen so ausgedehnten Bau nicht zu finden erwartet.

Von der ursprünglichen Burg, wie sie zu Anfang des 12ten Jahrhunderts erbaut worden war, finden sich nur noch einige spärliche Reste, und Alles beweis't, daß zu verschiedenen Zeiten einzelne Theile neu aufgebaut worden seien. So erinnern die hohen Mauern des Hauptgebäudes, mit den drei regelmäßigen Reihen viereckiger Fenster übereinander, an die Schlösser unserer Tage. Deßungeachtet bleibt es eine schöne, imposante Ruine, deren Ausdehnung erst recht anschaulich

wird, wenn man den steilen Abhang der Höhe hinabgestiegen ist, und die tiefen, zum Theil in Felsen gehauenen Gräben, die weiten Hofräume, das Innere der ehemaligen Gebäude und die großen, theilweise noch unvollendeten Felsengewölbe der Keller betrachtet.

Aus den Fenstern des Hauptgebäudes sieht man hinab auf das Dorf Altleiningen, das an dem südlichen Fuße des Schloßberges ruht, gegen Norden in ein enges Thal mit einigen Meierhöfen, und nach Osten hin steht die schroffe Höhe in einem Wiesengrunde, wie eine Felsklippe, die hinausläuft in einen smaragdgrünen See.

Seit **1690** trauert diese Stammburg der Leininger als Ruine, wozu die mordbrennerischen Franzosen sie gemacht, aber erst dem jetzigen Jahrhunderte gebührt der unfeine Ruhm, die Zerstörung vollendet zu haben, indem auch diese schönen Trümmer nur als ein Steinbruch betrachtet wurden, aus dem die ganze Umgegend die bereits zugerichteten Steine für ihre Bauten bezog. Nicht die Zeit war es, welche den meisten Ruinen ihren eigentlichen Schmuck genommen, sondern die Menschenhand, die nirgend rascher und geschäftiger ist, als im Zerstören.

Von dem weitverzweigten Baume des alten hochberühmten leiningischen Geschlechtes sind nur noch zwei Hauptäste übrig, der gräfliche und der fürstliche, aber keiner derselben besitzt in dem Stammlande auf der linken Seite des Rheines eine Hufe Landes. Beim Abschlusse des Lüneviller Friedens wurden sie durch entsprechende Gebietstheile jenseits des Rheines entschädigt. Der fürstliche Ast, welcher zu Amorbach fortblüht, hat

in der neuesten Zeit eine der schönsten Blüthen getrieben in der jungen Herzogin von Kent, welche vielleicht bald das mächtigste und ausgedehnteste Reich der Erde beherrschen wird. Hier stehen wir auf dem Stammsitze ihrer mütterlichen Urahnen, und die Rheinbaiern können sich sonach gewissermaßen rühmen, Landsleute der schönen Victoria von Kent zu sein, und dem britischen Reiche seine liebenswürdigste Königin geliefert zu haben. Ich denke, die englischen Ladys und Gentlemens werden künftig, aus Liebe zu ihrer Königin, vorzugsweise diese Theile des Rheinlandes besuchen, und es soll mich wundern, wenn nicht einige hoffnungslos in sie verliebte Lords die verschiedenen leiningischen Burgen ankaufen, und mit Kauz und Eule zusammen ihre Klagelieder, oder in Saus und Braus ein unaufhörliches Victoria! singen.

Es war Mittag, als wir in das Dorf hinab stiegen, wo wir uns in der Eile ein höchst einfaches Mahl von Eiern, gebratenen Kartoffeln und Salat bereiten ließen, und hierauf unsern Weg nach Höningen fortsetzten. Nicht den Thalweg konnten wir verfolgen, sondern an dem großen Brunnen vorüber, dem das Wasser aus zwanzig Röhren in überreicher Fülle entströmt, führte unser Pfad einen Hügel hinan durch Föhrenwald und Felder, bis wir nach Verlauf einer halben Stunde in einen grünen Thalkessel hinabschauten, aus dem uns, unter der wechselnden Beleuchtung eines bald blauen, bald wolkigen Himmels, abermals ein eigenthümlich schönes Bild entgegenglänzte. Ein kleines Dörfchen ist's, eingenistet in die spärlichen Trümmer eines ehemaligen Klosters. Einzelne Reste der einfrie-

digenden Mauer sind noch sichtbar, die hohe Giebelmauer der Kirche ragt hoch über die ärmlichen Hütten empor, die zum Theil wie Schwalbennester zwischen die alten, festen Mauern hineingebaut oder an sie angeklebt sind, gleichsam um der Wind und Wetter trotzenden Festigkeit jener Reste theilhaftig zu werden, und zugleich den grellsten Contrast mit ihnen zu bilden. Das kleine Kirchlein auf dem Gottesacker mit seinen dunkeln Thürmchen hilft das Bild vollenden.

Bei näherer Besichtigung konnten wir auch hier nur wieder die Barbarei beklagen, welche die schönen Gebäude, namentlich die große gothische Kirche in einen Schutthaufen verwandelt hat. Denn von dieser so wie von dem Kreuzgange und den übrigen Klostergebäuden ist nichts mehr übrig, als die Façade der Kirche mit dem Reste eines ihrer Thürme und die Bogen einiger Thore, Pforten und Fenster; alles andere ist formloses Getrümmer.

Dieses Augustiner-Chorherren-Kloster Höningen war 1120 gegründet worden, und ist in der Reformations-Geschichte der Gegend von Wichtigkeit. Es war eines der ersten, dessen Bewohner zur lutherischen Lehre übergingen (1569), und hat, wie bereits erinnert, die Gelehrtenschule in seinem Schooße gehegt, welche später nach Grünstadt übergesiedelt worden ist.

Um nicht auf demselben Wege zurückzukehren, der zwar immerhin der schönste bleibt, nahmen wir einen Knaben mit, der uns über den nahen Matzenberg führte, auf dessen Rücken und Abhang das Dorf Karlsberg zerstreut liegt. Ein interessanter Fleck dieses Landes. Die Gemeinde, die man nach unsern jetzigen

Begriffen kaum ein Dorf nennen kann, besteht aus lauter einzelnen, weit auseinander liegenden Gehöften, und mag ein ungefähres Bild eines altdeutschen Dorfes abgeben. Jedes einzelne Haus hat sein Feld unmittelbar rings um sich her, und die Nachbarn könnten höchstens mit Sprachröhren aus ihren Fenstern oder Thüren miteinander conversiren. Kein Wunder, daß die Ausdehnung dieses Dorfes fast zwei Stunden beträgt. — So eigenthümlich wie sein Aeußeres, ist die Zusammensetzung seiner Bewohner. Wie von den vier Winden zusammengeweht, wohnen hier Abkömmlinge von allerlei Volk, das unter dem Himmel ist, namentlich auch eine bedeutende Zigeuner-Colonie, deren äußeres Gepräge sich jedoch im Laufe der Zeit schon beinahe völlig verwischt hat. Weniger entsprechend dem Aeußeren des Ortes, das hauptsächlich auf den Ackerbau deutet, ist die Beschäftigung der Karlsberger. Von ihren Vätern scheinen sie die Lust zum Wanderleben ererbt zu haben. Das freie Leben fahrender Musikanten, Bänkelsänger, Polichinelle, und wie die Jahrmarkt-Künstler alle heißen, zieht sie besonders an, und wer nicht eine solche freie Kunst versteht, zieht als lustiger Kesselflicker oder als Hausirer durch die Welt, entweder mit dem schwer bepackten Rückkorbe belastet, oder in einen kleinen Karren gespannt, auf dem neben den Handelsartikeln eine Anzahl kleiner Kinder sitzt, während die Mutter mit dem Säugling an der Brust nebenher geht, oder an dem Karren schiebt, so lange er noch wohlbeladen ist. Kurz dieser Matzenberg liefert eine nicht geringe Anzahl jenes niederen Roman-Personales und geeigneter Sujets für die Genremalerei;

ja er soll in früherer Zeit zu diesem Behufe noch ganz andere Figuren geliefert haben, allerlei Raubgesindel nämlich, das sich hier aufzuhalten pflegte. Dabei ist auch hier, wie allenthalben in der Welt, eine gewisse Rivalität herrschend. Jene freien Künstler halten sich für besser, als die Hausirer, und diese rangiren sich wieder nach dem größeren oder geringeren Absatz und Werth ihrer Handelsartikel. Die Menge und Verschiedenheit dieser ist sehr groß: Steingut, Farb-Erden, Holzwaaren, Fleckkugeln, Schmierharz, Silbersand, Wetzsteine, Feuersteine und alle die tausend kleineren Bedürfnisse des Haushaltes tragen die Karlsberger weit und breit umher, und am glücklichsten und stolzesten ist wohl der, welcher nicht mehr selbst das Lastthier abzugeben braucht, sondern es bereits zu einem Esel oder einem kleinen, mageren Pferdchen gebracht hat.

Wir hielten uns länger hier auf, als anfangs unsere Absicht war, denn unter mancherlei Vorwänden traten wir in mehrere dieser einzelnen Wohnungen, aber nirgend fand ich, was ich suchte, eine recht ausgeprägte Zigeuner-Physiognomie. Hierauf eilten wir nach dem Dorfe Wattenheim, das recht anmuthig am Abhang eines Berges liegt, und durch seine irdenen Pfeifen, durch sein Steingeschirr und namentlich durch den feinkörnigen, silbergrauen Sandstein, dessen ich bereits beim Dome zu Speier gedachte, bekannt ist. — Zwei Stunden hatten wir von hier noch bis nach Grünstadt, und die Nacht war bereits hereingebrochen, als wir daselbst anlangten.

*

Das Dorf Heidesheim, das wir auf einem unserer Ausflüge berührten, darf ich nicht unerwähnt lassen. Es liegt eine Stunde nordostwärts von Grünstadt in dem anmuthigen Grunde der Eiß, gehört unter die ehemaligen leiningischen Dörfer, und hat einst sogar einer Seitenlinie dieses Hauses den Namen gegeben. Mit dem Erlöschen derselben fiel jedoch die Grafschaft Heidesheim an den Fürsten Leiningen-Hardenburg zu Dürkheim zurück, und das gräfliche Schloß, von dem ich jedoch keine Spur mehr fand, war einige Jahre unbewohnt. Zu jener Zeit war der unstäte, streitsüchtige Dr. Karl Friedrich Bahrdt von der philantropischen Anstalt zu Marschlins in Graubündten, an der er nur ein Jahr lang mitgewirkt hatte, zurückgetreten, und da er den Ruf eines bedeutenden, wegen seiner Freisinnigkeit allenthalben verfolgten Theologen hatte, machte ihn der Fürst von Leiningen zum lutherischen Superintendenten. Bahrdt, der stets nur Aufsehen machen wollte, lag dem Fürsten an, ein ähnliches Philantropin zu errichten, wie jenes zu Marschlins, und erhielt zu diesem Zwecke das Schloß zu Heidesheim. Mit großem Pompe wurde 1777 die neue Lehranstalt angekündigt, aber trotz des Aufsehens, welches sie in Deutschland machte, wollten sich doch die Zöglinge nicht in erwünschter Zahl einfinden, und vergeblich machte Bahrdt eine Reise bis nach England, um zu werben. Er hatte bereits seinen Credit verloren, und zwar einerseits durch seine Schriften, in denen er wahrhaft feindselig gegen die positiven Lehren der christlichen Offenbarung aufgetreten war, anderseits durch seinen früheren ärgerlichen Lebenswandel, dessen

Einzelheiten seine Gegner mit großer Aemsigkeit in ganz Deutschland bekannt gemacht hatten.

Kein Wunder, wenn die Aeltern Anstand nahmen, ihm ihre Söhne anzuvertrauen. Denn obgleich jene Zeit vorzugsweise die philosophische genannt, und allerdings Außerordentliches in ihr geleistet, häufig aber auch der Ungläubigste als der Weiseste gepriesen wurde: so bewahrte das deutsche Volk dennoch gesunden Sinn genug, daß es sein altes, erprobtes Christenthum nicht gerade für die unbewährten und schwankenden Philosopheme jener Aufklärer wegwerfen wollte. Kurz, die Anstalt hatte schon deßwegen, hauptsächlich aber wegen der Persönlichkeit Bahrdts selbst, keinen Fortgang. Sein ungeregelter Lebenswandel, seine Streitsucht und seine in mancher Beziehung mangelhaften Kenntnisse machten ihn ebenso unfähig, als unwürdig, eine solche Anstalt zu leiten, und der unglückselige Herold und Vertreter des philosophischen Unglaubens wurde sogar durch Beschluß des Reichshofraths für unfähig erklärt, irgend ein geistliches Amt zu verwalten, mußte später auf die Festung Magdeburg wandern, und starb als Schenkwirth in der Nähe von Halle.

*

Worms war das nächste Ziel, das wir im Auge hatten, und der nächste Weg dahin wäre der durch den Eißgrund gewesen, aber es lüstete uns nach dem Zeller Thale, in das wir vom Donnersberg aus einen Blick gethan. Wir eilten darum wieder in die Nähe des Donnersberges, und zwar zunächst nach dem Flecken Albisheim an der Pfrimm. Mauern und Thore ge-

ben diesem Orte ein alterthümliches Ansehen, und in der That gehört er mit zu den ältesten des Landes. Karl des Großen Sohn, Ludwig der Fromme, hatte sich hier eine schöne Pfalz erbaut, und verweilte gern in diesem Thale in der Nähe von Worms, das sein Vater einst vorzugsweise begünstigt hatte. Leider ist von jenem kaiserlichen Palaste keine Spur mehr vorhanden.

Nur eine Meile von Albisheim entfernt liegt die kleine Stadt Kirchheimbolanden, die ehemalige Residenz der Fürsten von Nassau-Weilburg. Gern hätten wir einen Abstecher dahin gemacht, zumal da es ein hübsch gelegener und freundlicher Ort sein soll, an dem sich noch ein Theil des ehemaligen Residenzschlosses mit einem geschmackvollen Parke befindet, doch da wir an demselben Tage noch in Worms eintreffen wollten, so war es unmöglich, dahin zu kommen. Wir folgten vielmehr dem Zuge des Thales nach Osten. Es ist breit und fruchtbar, und so recht was man bei Landschaften mit dem Worte „lachend" bezeichnet. Nur etwas fehlt den freundlichen Hügeln zu beiden Seiten, Wälderschmuck, und in der jetzigen Jahreszeit der frische, saftige Farbenton, den der Frühling über solche wohl angebaute Gefilde gießt. Aber statt der Wälder tragen diese Höhen an manchen Stellen den Schmuck der Reben, und das Wiesengrün des Thalbodens entschädigt das Auge für die grünen Saaten oder die wogenden Aehrenfelder.

Der schönste Fleck des Thales ist der, von dem es seinen Namen trägt, das Dorf Zell. An den südlichen Abhang gelehnt, beherrscht es das Thal, und hat zwei

Aussichten offen, die äußerst angenehm mit einander contrastiren. Thalauf nach Westen sieht es über Einseltheim und Albisheim hinweg, und die grandiose Masse des Donnersberges bildet den erhabenen Hintergrund des anmuthigen Gemäldes; — ostwärts folgt der Blick dem Laufe der Pfrimm, und verliert sich draußen in der Ebene des Rheines.

Dies Dorf verdankt seine Entstehung einer Eremitenzelle, die der heilige Philipp, ein englischer Priester, zur Zeit des Frankenkönigs Pipin, an diesem Hügel erbaut hatte. Auf der Rückkehr aus Italien begriffen, scheint ihn diese Stelle vor allen gefesselt zu haben, und so lebte und starb er denn hier als der heilige Philipp von Zell. Von dem aus seiner Klause entsprungenen Stifte ist die alte Kirche der einzige Ueberrest.

Unterhalb Zell verflacht sich bald das Land mehr und mehr. Wir sind auf rheinhessischem Boden, und nach zwei Stunden in dem alten Städtchen Pfeddersheim, das leider seinen Ruhm nur seinem Unglücke verdankt. Zwei bedeutende Schlachten wurden hier geschlagen, in deren jeder dem Orte übel mitgespielt ward. Die erste gewann der treffliche Friedrich der Siegreiche von der Pfalz gegen den Erzbischof von Mainz (1460), in der andern machten die vereinten Heere von Kurpfalz und Trier dem Bauernkriege dieser Gegend ein Ende (1525). Es war ein gräßliches, aber leider wohlverdientes Gericht, das die aufrührerischen Bauern durch unzählige Unthaten über sich hereingerufen hatten. In einem hitzigen Gefechte wurden sie zum Theil in das Städtchen, zum Theil auf die nahe Anhöhe St. Georgsberg getrieben. Nachdem die Höhe im Sturme genom-

men war, begann auf ihr ein greuliches Gemetzel, in dem nahe an fünftausend Bauern zusammengehauen wurden, so daß der Blutstrom in die Stadt geflossen sein soll. Aber auch diese wurde nach heftiger Gegenwehr genommen, und darin ein ähnliches Blutbad angerichtet. Selbst die Halle der Kirche gewährte keinen Schutz mehr, vor den Altären wurden vierhundert Bauern niedergemacht, und sechs und dreißig Rädelsführer vor der Kirche an Pfählen aufgeknüpft. — Dieselbe Chronik, der ich bei Hambach jenen Reimspruch entnommen, liefert hierzu einen ähnlichen:

Eins mahls im jahr vnd Sommer zeit,
Ward mancher Fleck seiner hab queit,
Das macht der Bauren haß vnd neid,
Darnach aber vmb ein kleine zeit,
Ward die Herrschaft wol geheidt,
Das thet der Bauren grosser neid,
Vnderm Evangelij schein erleit,
Vnd vber acht tag nicht weit,
Du weist wol wo Pfederßheim leidt,
Dahin die Pfalz mit dem gezeug reith,
Wider die Bauren fürth ein Streit,
Da gar mancher erstochen leidt,
Wurden jrer hab vnd narung queit,
Also ats als vnglück geheit,
Sein der fron dienst, vnd gulden queit,
Wie der Hund der flöh im Augst leit,
Geschahe nach Christi Geburt der zeit,
Fünfftzehenhundert xxv. ein ander vns geit.

Eine ungleich freundlichere Erinnerung, als Pfeddersheim, bietet die ungeheure vom Blitze längst entwipfelte Ulme hinter dem Dorfe Pfiffligheim, kaum eine halbe Stunde vor Worms. Sie ist ein altes Denkmal, welches das Volk dem Mönchlein von Wittenberg, dem rüstigsten Kämpfer für die Sache des

Evangeliums gewidmet hat. Der Baum ist jedenfalls Jahrhunderte alt! und weit und breit bekannt als der Lutherbaum. Ob er gerade zu der Zeit gepflanzt worden, als Luther zu Worms war, wer kann das wissen, da nirgend eine urkundliche Notiz darüber vorhanden ist? Daß Luther, wie manche Leute erzählen, unter diesem Baume ausgeruht, oder eine Predigt an das Volk gehalten habe, gehört in das schöne Reich der Sage, die sich dieses uralten, durch seltene Größe ausgezeichneten Baumes in ihrer sinnigen Weise bemächtigt hat, seine zerschmetterte Krone mit ihrem wundersamen Hauche vieltönig umrauscht, und jedem Wanderer eine andere Mähre zuflüstert.

So erzählt das Volk, als Luther in Worms gewesen, seien zwei Weiber von der Stadt her dieses Wegs gewandelt, und hätten lebhaft gesprochen von dem, was in diesen Tagen drinnen vorgegangen. Die eine war eingenommen für den Doctor Martinus und seine Lehre, die andere aber stieß in heftiger Gegenrede ihren dürren Stab in die Erde und sprach: Nun wohlan! so Luther Recht hat, soll dieser Stock zum Baume werden! Und — o Wunder! — der Stock schlug aus und wuchs, und heißt der Lutherbaum bis auf den heutigen Tag.

XIX.

Worms. Der Dom. Die Nibelungen. Die Paulskirche. Liebfrauenmilch. Wilibald Alexis. — Fahrt nach Oppenheim. Die Katharinenkirche. Burg Landskron. Jerusalem. Sirona-Bad. Nierstein. Die Wasserfahrt.

Zieh' ich endlich einmal ein in deine Mauern, alte Nibelungenstadt! Wie oft hat mich verlangt, dich in der Nähe zu betrachten, und mir zwischen den Resten deiner Vorzeit den Reichthum deiner Geschichte zu vergegenwärtigen! Welche Masse großartiger historischer Erinnerungen stürmte auf mich ein, als wir aus den Bergen heraus auf die Ebene traten, und deinen hohen Dom und die Thürme deiner Kirchen in der Ferne ragen sahen! — Von der Zeit der Nibelungen bis auf die der Reformation herab, war Worms eine der ersten Städte des deutschen Reiches, und hat in seinen Mauern eine Unzahl denkwürdiger Begebenheiten gesehen. Was ist es jetzt? Ein blasses Schattenbild seiner ehemaligen Größe, eine Stadt voll Ruinen, ein Gemisch von neuen und alten Gebäuden, das wenig mehr von seinem früheren Charakter an sich trägt. Das besonders that mir überaus leid. Ich hatte gewünscht, auch am Rhein eine jener alten, hochbe-

rühmten Städte zu sehen, die, wie etwa Nürnberg, ihr mittelalterliches Gepräge wenigstens im Aeußeren ganz erhalten hätte, somit als Typus jener rheinischen Städte gelten, und Sinn, Art, Kunst und Leben, wie sie sich im Mittelalter am Rheine ausgeprägt, in einem vollständigen, unverfälschten Bilde darstellen könnte. — Doch wie wäre dies möglich in einer Gegend, über die von jeher die ärgsten Stürme gezogen sind? Und gar in Worms, das mit den Städten der Pfalz das unglückliche Loos theilte und 1689 niedergebrannt wurde. Deßungeachtet liefert diese Stadt eine namhafte Anzahl köstlicher Beiträge zur Geschichte mittelalterlicher Baukunst und Sculptur.

Zwar suchte ich vergeblich nach einigen Resten von dem alten Palaste der burgundischen Könige, wo „Sivrit Chriemhilt erste gesach,“ ein Garten hat die Stelle eingenommen; aber daneben steht der gewaltige Dom mit seinen vier runden Steinthürmen und zwei Kuppeln, ein kostbares, noch unversehrtes Meisterwerk byzantinischer Architektur. Da die Kirche ein Ost- und ein Westchor hat, so sind die Eingänge an den Seiten des Schiffes angebracht. Der auf der Nordseite ist der alte — ganz einfach im Style des Baues, das südliche Portal dagegen ist später angebaut, und zwar im reinsten gothischen Style, mit einer großen Anzahl trefflich gearbeiteter Gruppen aus kleinen Rundbildern bestehend, wie sie in den Bogen gothischer Portale häufig vorkommen.

Manche behaupten, vor diesem Portale sei die Scene des Nibelungenliedes vorgefallen, wo „die chuniginnen Chriemhilt und Brunhilt an-ander schulten;“

ich möchte jedoch jenen unglückseligen Zank eher vor das nördliche Portal verlegen, weil dieses dem Palaste gerade gegenüber lag. Natürlich ist das Münster, in welches die beiden Königinnen zur Vesper gingen, nicht der jetzige Dom (1016 vollendet), darum erscheint es zwecklos, die Stelle des Streites bestimmen zu wollen. Uebrigens wird man auf dem Domhofe unwillkührlich an jene Scenen erinnert, die nach dem Niebelungenliede hie Statt gehabt haben. Ich wurde ordentlich mit Gewalt in jenen Ideenkreis hineingezogen, ich sah die beiden Königinnen mit ihrem Gefolge in dem Augenblicke als

Brunhilt do vveinde, Chriemhilt niht langer lie,
vor des chüniges vvibe inz münster si do gie
mit ir in gesinde; da hup sich grozer haz:
des vvurden liehtiu ougen vil starche trüb' unde naz.

Ich sah Brunhilden unmuthig wieder aus dem Münster treten, und auf ihre Feindin warten, hörte, wie sie sich lebhaft zankten, sah den König Gunther hinzutreten, um den Streit zu schlichten, und den hurnin Sivrit, den stattlichen, ich hörte:

"Man sol so vorvven ziehen", sprach Sivrit der degen,
"daz sie uppechliche sprüche lazen under-vvegen."

Und als ich in die düstere Domhalle trat, war mir nicht anders, als müss' ich Siegfrieds Leiche ausgestreckt auf der Bahre liegen sehen, wie eben Hagen, der finstere, trotzige Meuchelmörder hinzutritt, die Wunde neu blutet, und Chriemhilde, die dies Gottesurtheil veranlaßt hat, von Schmerz und Rache zerrissen neben dem

Todten knieet, und auf Gunthers Worte

"in slugen schachäre, Hagen hat es niht getan"

die eine Hand gegen Hagen, die andere gen Himmel ausreckt, und ruft:

"Mir sint die schachäre viel vvol bechant;
nu laz' ez got errechen noch siner vriunde hant!
Gunther unde Hagene, ia habt ir iz getan!"

Besonders von diesem letzteren wahrhaft großartigen poetischen Bilde des alten Dichter mußt' ich mit Gewalt mich losreißen, um den Bau mit Ruhe betrachten zu können. — Das Innere desselben kommt dem des Speierer Domes an Größe und Erhabenheit des Eindruckes nicht nahe, aber den Vorzug hat es, daß es nicht übertüncht ist, sondern die glattbehauenen dunkelrothen Quader weis't. Zehn Pfeiler zu beiden Seiten trennen das Mittelschiff von den Seitenschiffen. Zu dem geräumigen Ostchore mit dem Hochaltare steigt man auf drei Treppen von je drei Stufen hinan, während zu dem kleineren durch eine Fensterrose erleuchteten Chore gegen Westen nur drei Stufen führen.

So vergeblich ich mich nach Gunthers Palast umgesehen, eben so vergeblich war mein Forschen nach dem Saale, in welchem Luther einst vor Kaiser und Reich seine neue Lehre vertheidigte. Man ist in Worms selbst nicht einig darüber, auf welcher Stelle einst jener weltberühmte Reichstag gehalten worden, aller Wahrscheinlichkeit nach aber war es in dem Bischofshofe, der auf der Stelle des uralten burgundischen Pallastes stand, und nun, gleich diesem, spurlos verschwunden ist. Man hatte uns anfangs den Platz, auf welchem die

große protestantische Kirche steht, als jene denkwürdige Stätte bezeichnet, allein der ist's nicht, dort stand im achten Jahrhunderte Karls des Großen Lieblingspfalz, ehe er seinen Sitz nach Aachen verlegte, und später ward auf den Trümmern derselben ein großes Rathhaus erbaut, dessen Saal jedoch zu klein war, um die Menge der Fürsten und Herrn zu fassen, die auf jenem Reichstage sich eingefunden hatten.

Die Kirche die jetzt dort steht, gehört, nach der Ansicht der beiden verflossenen Jahrhunderte, zu den schönen, ich aber habe vor allen ihres Gelichters einen wahren Ekel, und habe mich darum nicht lange bei ihr aufgehalten. Desto mehr hat mich die zum Magazin erniedrigte Paulskirche angezogen. Ein wahrhaft sehenswerther Ueberrest aus der alten Zeit, mit einer köstlichen Façade. Ihre Erbauung fällt in dieselbe Zeit, wie die des Domes, doch ist in ihr schon ein sehr bedeutender Schritt hinüber gethan zur eigentlich deutschen Baukunst, und darum ist sie von nicht geringer Wichtigkeit für die Geschichte dieser Kunst. Das Schiff dieser Kirche ist aus neuerer Zeit, das Chor aber noch alt. Leider hatte ich zur Betrachtung desselben keinen günstigen Standpunkt, und das Innere konnt' ich gar nicht sehen. Die edel-einfache Stirnseite zeigt ein schönes Portal von leichter, zierlicher Arbeit, über demselben eine große Fensterrose, und über dem Giebel eine Kuppel, leicht und schlank, als hätte sie zum Thurme werden sollen. Ihr zu beiden Seiten stehen zwei ebenfalls kuppelförmig endende Steinthürme.

Es wäre jammerschade um diese einfach-schöne Façade, wenn die Paulskirche je das Schicksal so

vieler alten Bauten theilen sollte, nämlich niedergerissen zu werden. Doch ich denke, die Wormser werden sich nicht anstecken lassen von jener wahrhaft vandalischen Verschönerungssucht, welche um kleinlicher, oft mißverstandener Interessen willen die schönsten Zierden einer Stadt vernichtet. Ohnehin kann Worms, seiner engen Gassen wegen, doch nie eine schöne Stadt, im Sinne der Neueren, werden, aber sehenswerth wird es immer bleiben, wenn es sorgsam erhält, was ihm durch alle Stürme hindurch aus seiner glänzenden Vorzeit noch übrig geblieben ist.

Worms besitzt noch manches der Art, ich will aber nur noch einer Kirche erwähnen, die in der Mainzer Vorstadt liegt. Doch vorher noch ein Wort von der Synagoge, die wir im Vorübergehen sahen. Ein altes, äußerst niedriges Gebäude, neben dessen Eingange eine halb verstümmelte hebräische Inschrift eingemauert ist. Einige spitze Fensterbogen ohne allen Schmuck deuten auf die Zeit der Erbauung. Das mag wohl nicht mehr die Synagoge des Mittelalters sein, die als die prächtigste in Deutschland gepriesen wurde. Die Wormser Juden galten nämlich damals für die reichsten und stolzesten, und wie sich die Kämmerer von Worms, die Dalberge, rühmten, das älteste Rittergeschlecht in Deutschland und selbst mit der Jungfrau Maria verwandt zu sein, so behaupteten die Wormser Juden, ihre Vorfahren seien bereits fünfhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung hierher gekommen.

Die Kirche von welcher ich reden wollte, ist die zu U. L. Frau, im gothischen Style, innen und außen gleich prächtig. Sie hat ein Portal mit den Bildern

der thörichten und klugen Jungfrauen, zwei Thürme, Seitenschiffe und jene tausend lieblichen Einzelheiten, welche die Schöpfungen der deutschen Baukunst vor denen jeder andern so überaus sinnvoll und anmuthig machen. Aber eine Umgebung hat sie, bekannter als sie selbst, wahrhaft weltberühmt. Es ist ein Garten, der den Duft seiner Blumen über eine halbe Welt verbreitet. Meinst du vielleicht, das sei der große Rosengarten aus der Niebelungenzeit? O nein!

Zu Worms im Rosengarten wächst längst kein Röslein mehr
Wer sollt' die Rosen schirmen? Ein Held mit Schild und Speer?
Held Siegfried liegt begraben in seinem tiefen Grab,
Es stiegen nacheinander die Recken all' hinab.

Der Rosengarten ist jetzt nichts weiter, als eine Rheininsel, wie es deren so viele gibt, aber um die Liebfrauenkirche breitet sich ein ganz anderer Garten aus. Merkst du's schon am Namen? Ein Weingärtlein ist's mit den drei feinen Blumen Liebfrauenmilch, Luginsland und Katerlocher. Ich habe sie aus reiner Quelle gekostet, den Zweiundzwanziger, den Siebenundzwanziger und den ersten unter allen, den Vierunddreißiger. Empfohlen an die liebenswürdige H*sche Familie, trugen wir mit einem Briefe zugleich die Anwartschaft auf einen ächten, reinen Tropfen in der Tasche, da ja die Gastfreundlichkeit eine der vornehmsten Tugenden des Rheinländers ist. In Privathäusern muß man Liebfrauenmilch trinken, in Gasthäusern erhält man sie äußerst selten rein. Wie wär' es auch möglich? der kleine Fleck, auf dem dieser Nectar wächst, ist nicht im Stande, alle die Gasthöfe, auf deren Weinkarten „Liebfrauenmilch“ steht, nur mit eini-

gen Flaschen zu versehen, es müßte denn nicht mit rechten Dingen zugehen. Der Glaube thut hier gar viel, und wir haben in Worms weidlich über den Köhlerglauben des Herrn Häring (Wilibald Alexis) gelacht, der den Rheinbaiern sonst nicht viel Gutes zutraut und nachsagt *), aber doch in einem Wirthshause reine Liebfrauenmilch getrunken zu haben meint. Das Drollige an der Sache ist, daß W. Alexis Worms getrost für eine rheinbaierische Stadt hält und ausgibt, von hessischen Fuhrleuten spricht, welche der Wirth Breivogel verachtet haben soll, und nicht einmal weiß, daß Worms hessisch ist. Wenn man diesen Maaßstab anlegen wollte, so hätten die Rheinbaiern nicht ganz unrecht, wenn sie die Leute in der preußischen Sandwüste für unwissend hielten, da selbst ein Bücher-schreibender Doctor nicht weiß, in welchem Lande Worms liegt. „Mit der speciellen Geographie unserer hyperboräischen Länder", sagt er, „scheinen die wackern Politiker (Rheinbaierns nämlich) nicht mehr vertraut, als etwa Tacitus." Was soll man sagen, wenn es ihm mit den sonst allbekannten Rheinlanden nicht besser ergeht? Wie wollen wir dann noch über die Franzosen lachen, welche Castel über der Mainzer Brücke für die Hauptstadt des Kurfürstenthums Hessen halten? — Ueberhaupt wünschen wir den Lesern des Herrn Häring, daß sie in seinen sonstigen Reisebe-

*) In seinen „Schattenrissen aus Süddeutschland.
D. H.

schreibungen nicht mit ähnlichen schiefen Berichten abgespeis't werden, wie in seinem Schattenriß von Rheinbaiern.

*

Gustav eilte nach Mannheim, ich wollte noch eine kleine Strecke rheinabwärts ziehen, und hatte vorzüglich Oppenheim im Auge. Das bisher ununterbrochen schöne Sommerwetter war mit dem Anfange des Septembers zu Ende, und der lang entbehrte Regen schien nun häufiger eintreten zu wollen, als es wünschenswerth war. Der September, mein eigentlicher Lieblingsmonat, gefiel mir schon in seinen ersten Tagen nicht, er war regnerisch und kühl, wie eine verblühende Liebe, oder eine halb glückliche Ehe. So der Tag, den ich zum Ausfluge nach Oppenheim bestimmt hatte. Ich wollte mich darum wieder einmal einem öffentlichen Wagen anvertrauen. Vom weißen Roß, wo ich wohnte, sollte er abfahren, und ich ging erwartend im Zimmer auf und ab. Wie ich mich innen, so bewegte sich draußen vor den Fenstern ein männlicher Kopf mit süß-blonden Haaren regelmäßig hin und her, trotz dem Frühregen, der staubartig fein hernieder fiel. Ich mußte mir den Inhaber desselben näher beschauen. Eine schmale, schmächtige Gestalt, bartloses Gesicht mit feiner blasser Haut und mattblauen Augen, ganz das Bild eines schwächlichen Menschen nach durchwachter Nacht. Es war schwarz gekleidet, trug Schuhe und weiße Strümpfe und den Hut in der Hand, als sollt' es eben zum Tanze gehen; unter dem Arme aber hielt er ein kleines Päckchen. Er war, wie ich vermuthete, einer meiner Reisegefährten.

Das Gegenbild davon saß im Nebenzimmer, und machte dem da draußen, wie mir, die Zeit lang. Er schien sich von einem Cotelette-Trio nicht eher trennen zu können, bis kein Fleischfäserchen mehr an den Rippen war. Es war ein Frankfurter Kaufmann, rund und glatt, freundlich und lebendig. Das war der zweite Compagnon. Endlich erschien auch der dritte, ein Genie-Offizier von dem Schlage, wie ich sie gern leiden mag, ernst und würdig in seiner Haltung, ohne den leidigen Säbelstolz, und artig im Umgange, kurz ein Mann, dem man anmerkte, daß er etwas mehr gelernt hatte als Exercieren. Kaum war der Militair da, so ging's vorwärts, wie natürlich. Aber schon vor dem Thore der Stadt ward der Blonde noch bläßer, als vorher, und setzte sich zum Kutscher auf den Bock, angeblich um die Gegend besser betrachten zu können. Uns neugierigen Leuten da innen war das unlieb, wir hätten gern herausgebracht, wer er sei. Doch da draußen diente er uns zum wesentlichen Ergötzen. Er saß kaum einige Minuten fest, als die Schönheiten der Gegend, deren Betrachtung er sich hingeben wollte, einen so überwältigenden Eindruck auf ihn äußerten, daß er vor seligem Entzücken die Augen schloß, und bald rechts, bald links, bald vorwärts unaufhörlich Beifall nickte, so daß der Kutscher in steter Todesangst auf ihn schaute, und jeden Augenblick die Hand ausstreckte, als wolle er den enthusiastischen Naturfreund festhalten.

Der Offizier, ein stiller Mann, sprach wenig, desto mehr aber machte mir der niederdeutsche Dialect des Kaufherrn zu schaffen. Mit jedem Wagenstoße

pries er mir eine neu entdeckte Schönheit der Gegend. Namentlich fand er die rothbäckigen Aepfelchen an den Bäumen der Straßen alle wahrhaft paradiesisch, und verglich sie sogleich mit den Mainzer Mädchen. Er meinte sie seien alle zum Anbeißen schön. Mitunter sprach er auch gern von Schiller und Göthe, that von der Farbenlehre des letzteren einen leichten Sprung auf das schöne Fleischfarb-Licht, das durch die rothen Gardinen auf die reizenden Glieder der Ariadne im Bethmannschen Musäum fällt, und machte mich sofort aufmerksam auf Tizians schlafende Venus, die er, ihrer außerordentlichen Natürlichkeit wegen, für den Edelstein der Gallerie zu Darmstadt erklärte. Von diesem natürlichen Fleische der Venus war er ohne Mühe auf der Pflanzen-Anatomie des Professors v. Selus, und von dessen Blätter-Abdrücken sogleich auf dem Musäum zu Frankfurt, wo man alle Blätter und Zeitschriften finden könne. Mich ergötzte nachgerade der lebhafte Ideengang und die Kühnheit seiner Gedanken-Verbindungen so, daß ich von der hübschen Gegend längs dem Strom hinab fast so wenig sah, als das Genie auf dem Bocke.

Als wir aber den Weinort Dienheim im Rücken hatten, trat uns das hochgelegene Oppenheim mit seiner herrlichen Katharinenkirche entgegen, und Kaufmann, Offizier und Genie waren für mich nur in so fern noch da, als ihre Anreden und Fragen mich störten. Ich stieg aus, und versprach, in das Gasthaus beim Sirona-Bade nach zu kommen. Langsam näherte ich mich, langsam stieg ich die kleine Hügelstadt hinan, immer den Blick auf ihr Haupt, die Kirche, gerichtet.

Fast klösterlich stille liegt der schöne, halb zertrümmerte Bau auf dem erhabensten Hügel der Stadt, von einem eingefriedigten Hofe umgeben, und führt, wie wenige andere Kirchen, so recht den mittelalterlichen Geist vor die Seele. Als bedeutsamste Stelle der Stadt erhebt sie sich hoch über die Wohnungen derselben, die von der Ebene aus an den verschiedenen Höhen von allen Seiten zu ihr hinanzustreben, oder sich wie eine Heerde um sie her an die Hügel hingeschaart zu haben scheinen. Da unten in den engen Straßen lärmt das Alltagsleben, da oben aber ist es still, und nur das Wehen der Höhe zieht, wie der Odem Gottes, um den ehrwürdigen Bau und durch die hohen Fenster des eingestürzten Chores.

Die Kirche gehört nicht zu den größesten ihres Styles, aber zu den schönsten gewiß. Sie besteht aus zwei nach Art und Zeit der Erbauung verschiedenen Theilen, aus der eigentlichen alten Kirche und dem später angebauten Westchore. Aber dieses Anhängsel ist nicht etwa eine Unzierde, sondern sowohl als Theil, wie auch für sich selbst, ein kostbarer Ueberrest früherer Zeit, bei dessen Anblicke man nichts bedauert, als seine Zerstörung. Dieses westliche Stiftsherren-Chor ward erst im Jahr 1439 eingeweiht, während der Hauptbau bereits in den Jahren 1262 bis 1317 vollendet wurde. Der Styl des Letzteren ist der schwerere altgothische mit den kolossalen Strebepfeilern, den runden, rad- oder rosenförmigen Fenstern, mit dem kuppelartigen Hauptthurme auf der Mitte des Kreuzes und zwei andern zu beiden Seiten des westlichen Giebels; jenes zerfallene Chor dagegen gehört mit seinen großen, schlan-

ken Spitzbogen-Fenstern dem Style des 13ten Jahrhunderts an.

Ein Gemisch von Wehmuth und freudiger Bewunderung ergriff mich beim Eintritt in die schöne, dämmernde Halle, die ihre ehemalige Herrlichkeit im Verfalle noch zeigt. Da sind die schlanken Säulenbündel wieder mit dem zierlichen Laubwerke der Knäufe, die steinernen Rittergestalten und die tieffrommen, nonnenartig verhüllten Frauen-Angesichter, und vor Allem die wundersame Pracht der Glasgemälde mit ihren tiefglühenden Farben. — Aber leider ist nichts ganz unversehrt geblieben.

Die zehn schlanken Pfeiler tragen kein Gewölbe mehr, es ist eingestürzt bis an die Arme des Kreuzes, und eine Decke von rohen Brettern hat seine Stelle eingenommen; der hohe Eingang in das gänzlich unbrauchbare Westchor ist gleichsfalls mit Brettern verschlagen, um wenigstens Wind und Wetter einigermaßen abzuhalten; an der Stelle des Altares ist ein Steinhaufen, ähnlich einem Küchenheerde, und die Stühle, welche den freien Raum unschön versperren, geben die Halbruine als ein nunmehr protestantisches Gotteshaus kund. Von den Wänden und aus den kleinen Kapellen, welche die Räume zwischen den Strebepfeilern einnehmen, schauen die Steinbilder der Grabmäler trauernd dem Verfalle des Gotteshauses zu, dessen Glanz erloschen ist, wie der ihrer hochberühmten Geschlechter.

An der Pracht der Glasgemälde hab' ich mich vorzugsweise geweidet. Auch sie sind großentheils zertrüm-

mert, aber noch weht uns der künstlerische Geist, der aus diesen Bruchstücken spricht, mit seinem belebenden Hauche erfrischend an, und befeuert den Wunsch, daß dieses gerade in unserer Zeit neu eroberte Kunstgebiet mit eben dem Eifer und Glück angebaut werden möge, mit denen einst unsere Väter auf demselben gearbeitet haben. — Unter den Fenstern strahlt besonders eine Rose auf der Südseite hervor. Sie hat zwanzig Blätter, die in fünf Hauptblätter zusammengefaßt sind, und ist unter allen am besten erhalten.

Beim Heraustreten betrachtete ich mir erst die Lage der Kirche näher. Sie ist vorzüglich schön. Ihre Höhe beherrscht die ganze tiefer liegende Stadt, den breiten sie bespülenden Rhein, die jenseitige Ebene bis nach Darmstadt und zum Melibokus; unmittelbar hinter ihr aber erhebt sich auf dem nächsten Hügel die Ruine der Burg Landskron, zur Rechten breitet sich das Rebengefilde von Dienheim, zur Linken das von Nierstein hin.

Und so ragt denn auch diese halb zertrümmerte Katharinenkirche zu Oppenheim, als großartiger aber trauernder Zeuge untergegangener Größe, aus der Vergangenheit in die Gegenwart herein, und erinnert die gesunkene Stadt wehmüthig an die Zeit des längst erloschenen Glanzes. — Ja, Oppenheim war einst eine schöne und bedeutende Stadt, aber es hat die Zeit seiner Größe überlebt, wie alle die Städte des Rheines, deren Blüthezeit in das Mittelalter fiel. Wie alle diese hatte es damals eine bedeutende Stimme, und war in den Bündnissen derselben von nicht geringem Gewichte. Seine Pracht wie seine Lage verglich man einst gern mit dem gepriesenen Jerusalem. Die

Burg Landskron, die einst die Stadt beherrschte und beschützte, ward das hohe Zion, die Katharinenkirche der Tempel Salomonis genannt, und auch die übrigen in der heiligen Geschichte merkwürdigen Gebäude und Plätze fanden hier ihr Anbild wieder. — Das alles ist nur noch in unscheinbaren Trümmern vorhanden oder spurlos verschwunden, und nicht etwa die Zeit, deren Eisenzahn man so gerne alle Unbill zuschreibt, hat diese Herrlichkeit weggenagt, sondern Menschen haben sie zertrümmert. Fraget nicht lange, wer es gethan: die große Nation war's! Auch Oppenheim sank, wie alle Städte weit und breit, als Opfer jenes unseligen Krieges, den das stolze, herrschsüchtige Kabinet eines in sich selbst verliebten und verderbten Hofes beschlossen, und den wahnsinnige Wütheriche zur Schande Frankreichs, zur Schande der Menschheit geführt haben.

In der That! ich kann die Merkzeichen des Jahres 1689 nicht sehen, ohne die Brust schwellen zu fühlen, wie von einem Fluche. Große Nation! daß doch dein Ruhm nicht solche schwarze Brandflecken hätte! Sehet diese Städte voll Ruinen, sehet diese halb zertrümmerten Denkmale der Kunst, sie sind Denkmale des französischen Vandalismus geworden; aber trotz dem sind und bleiben sie immer noch sprechende Zeugen für deutschen Sinn. Franzosen! euere Feuerbrände ließen nur euch selbst das Brandmal zurück, aber den deutschen Geist konntet ihr nicht ausbrennen, er spricht aus Ruinen noch lieblich und erhaben zu uns.

Unmittelbar vor dem Thore gegen Mainz hin ist das Sirona-Bad, eines von neueren, kleineren, und darum noch wenig bekannt und besucht. Seine Heil-

kraft kenn' ich nicht, aber seine Lage auf diesem in jeder Beziehung klassischen Boden macht es zu einem erquickenden Aufenthalte für Kranke und Gesunde, denen Felder, Wiesen, Rebenhügel und der grünliche Strom lieber sind, als der grüne Tisch mit seinen trüglichen Freuden.

Im Gastsaale dieses Bades saßen meine Reisegefährten bereits an der Tafel, als ich eintrat. „Sie sind lange ausgeblieben. Ist denn die Oppenheimer Kirche wirklich so schön?" rief mir der redselige Kaufmann entgegen. Schnell macht' ich einige Knöpfe meines Rockes zu, ich war etwas erhitzt, und die Frage setzte sich mir eiskalt auf die Haut. Das Männchen war schon dreißigmal in Geschäften diese Straße gezogen, aber die Katharinenkirche hatte er nie einer nähern Betrachtung werth gehalten. An drei Hammelsrippen, an einem Mainzer Mädchen, oder an der schlafenden Venus wär' er nicht so schnell vorübergeeilt. Zu meinem Verdrusse schien er sich heute zum erstenmal für die Kirche zu interessiren, und nöthigte mich, Worte darüber zu verlieren. Da hob der Blasse das blaue Auge von dem Teller in die Höhe, auf dem er mit der Gabel, wie ein Uebersättigter, herumstocherte, sah mich an, und sagte schwermüthig-langsam: „Sie reisen wohl der Alterthumskunde wegen?" — „Ja!" sagt' ich in gezogenem Tone, knöpfte meinen Rock vollends zu, und schlug in Gedanken die 25te Seite des ersten Theils von Yoriks empfindsamer Reise auf. Aber keine der dort angeführten Species der Reisenden wollte ganz und ausschließlich auf mich passen. Ich ließ es also bei der gegebenen Antwort bewenden. Der Kaufmann

aber hatte nun einen Faden, um mit jenem anzubinden, und ließ mir Muße zum Essen. Im Verlaufe dieses Gesprächs erfuhr ich, daß der Unbekannte der Gemmenkunde wegen reise, eben im Fluge von Wien komme und schnell nach seiner Vaterstadt Kopenhagen steuere. Jetzt verstand ich seine Frage und die Gleichgültigkeit gegen die Katharinenkirche, die freilich keine Gemme, noch viel weniger eine Paste ist.

Man wollte mich bereden nach Mainz mitzufahren, aber ich war nicht zu bewegen. Einige Stunden lang sich aufschwatzen zu lassen, mag angehen, aber einen ganzen Tag lang — Gott behüte! So gehört' ich denn Nachmittags wieder mir selbst, war so recht mutterseelenallein, und das that mir wohl. Ich ging nach Nierstein, das gar traulich an den amphitheatralisch vom Rhein zurückweichenden Weinbergen liegt, und auf der alten Schwabsburg, die über dem Dorfe thronet, hab' ich mir seine köstliche Gesellschaft zusammenphantasirt: alle die alten Humpenstecher, die nichts als Niersteiner getrunken haben, den Ritter Bomsen mit Hasper a Spada, den Raugrafen Adolph von Dassel mit seinem getreuen Rüdanger und noch hundert Gesellen dieses Gelichters. Hei! was die ein Leben um mich her führten auf der alten Schwabsburg da oben, wo sie mitten im Niersteiner untergingen! Man kann hier nicht anders, man muß an die großen Romanschreiber denken, an Spieß, Cramer, Hildebrand und alle die Männer zu Quedlinburg bei Basse, die ihre deutschen Rauf- und Saufbolde so freigebig mit Niersteiner tractirt haben, daß der Ort auf ewige Zeiten klassisch geworden ist.

Von der Schwabsburg ging ich auf der Höhe hin auf die Landskron. Ist schon die Aussicht von dem Hofe der Kirche entzückend, so wird sie es hier noch mehr, weil die herrliche Halbruine nun selbst in den Vordergrund des weiten Gemäldes tritt. Hier sah ich wieder recht deutlich, was ein großer Strom für eine Landschaft ist, sowohl in malerischer, als in jeder andern Hinsicht. Zu diesem Strome mußt' ich hinab, der nahe Abend war einer Wasserfahrt günstig. Der Tag war mehr wolkig als heiter gewesen, der Abend aber klärte den Himmel auf, und nur einzelne Wolken zogen noch vorüber, um die Strahlen der sinkenden Sonne zu brechen, um die schönsten Lichter auf die Flur und die Hügel und die Fluth zu werfen.

Nicht auf der nahen fliegenden Brücke setzte ich über, ich miethete einen Schiffer, der mich auf seinem Kahne planlos auf dem breiten, ruhigen Wasserspiegel hin und wieder führen mußte. Bald legten wir an einem der kleinen waldigen Eilande an, bald fuhren wir hinüber bis an das rechte Ufer, und von welcher Seite ich Oppenheim betrachten mochte, immer stand es mir als eines der prächtigsten Bilder gegenüber. Der Abend hatte überdies die ganze Landschaft wunderbar verklärt; es lag eine Stille, eine Ruhe über derselben, die mir wohlthat bis tief ins Herz hinein. Und als von der Katharinenkirche und von den Kirchthürmen der nahen und fernen Dörfer die Klänge der Abendglocken über den Strom hintönten, da ward es mir klar, daß die wohlthuende Stille und Ruhe nichts anderes sei, als die tiefe, heilige Abendandacht der Natur, und ich mußte leise mit einstimmen und das

Amen sagen zu dem allgemeinen Danke für einen gesegneten Tag.

Und als die Nacht gekommen war, schaut' ich aus meinem Fenster lange auf die nahe Stadt und den Strom, und in Gedanken wandelt' ich auf und ab an demselben von dem Dome zu Constanz zu dem in Cöln und bis ans Meer. Wie unübertrefflich schön bist du geschmückt, du königlicher Strom! Reiche, blühende Ebenen zu beiden Seiten, Rebenhügel und schroffe Felsberge fassen deinen blanken Spiegel in einen Rahmen, der zum reichsten und kostbarsten der Welt wird durch die alten, weltberühmten Städte, durch die Münster und Dome, Schlösser und Thürmen, die, als die schönsten Edelsteine, in übergroßer Zahl ihm eingesetzt sind. — Und dazu der unerschöpfliche Reichthum seiner Geschichte. Seine Wellen singen unaufhörlich alte, halbverklungene Heldenlieder, das Laubwerk seiner Münster rauscht Grüße der Vergangenheit, die steinernen Bilder beugen sich aus ihren Nischen, und hören lauschend zu, und erzählen selbst die Thaten vergangener Tage. — Herrlicher Rhein! wo ist ein Strom der Welt, der sich messen könnte mit dir an Schönheit und mit deinem Reichthum an Geschichte und Poesie?

XX.

Frankenthal. Der Invalide. Alt und Neu. Kirche und kirchlicher Sinn. Die wunderlichen Heiligen. — Die Armen- und Irren-Anstalt. — Lambsheim. Der Dichter Geib. — Oggersheim. Schillers Wohnung. Die lorettanische Kapelle. Der Kuhhirt von Oggersheim. — Die Rheinschanze. Die Eisenbahnen. Mannheim und die Mannheimer. Das Theater. — Das Schloß. Sammlungen. Luxus.

Jede Stadt, ja fast jeder Ort hat wenigstens eines jener Originale aufzuweisen, die man lebendige Hampelmänner nennen könnte, weil kein Mensch sie ohne Lächeln betrachtet, weil jeder an ihnen zupfen zu dürfen meint, um sich an ihren burlesken Bewegungen zu ergötzen, kurz weil sie mit oder ohne ihren Willen Andern zur Belustigung dienen. Ihr kennet sie schon, jene stereotypen Figuren, von denen sich die Einen selbst zu Schalksnarren der Gesellschaft gemacht, indem sie jahraus jahrein mit der Schellenkappe umherlaufen, und Spaßmachen sich zum Hauptgeschäfte erkoren haben, während die Andern gegen ihren Willen zur allgemeinen Zielscheibe des Witzes und Spottes geworden sind, weil sie entweder eine auffallende Sonderbar-

keit oder ein geistiges Gebrechen an sich tragen. Zu den Letzteren gehören namentlich die alten Zopfträger, eitle und verliebte Greise, Prahler und Universal-Lügner, die ihre Lügen selber glauben, geizige Filze, alte Hagestolze und das ganze Heer von Pedanten aller Art. — Die wahrhaft Bemitleidenswerthen unter dieser Schaar der Lächerlichen aber sind jene Unglücklichen, welche durch ein körperliches Gebrechen unvortheilhaft vor den Uebrigen ausgezeichnet sind, und bei Witz und Spott derselben nicht einmal eine finstere Miene machen dürfen, sondern noch freundlich lächeln müssen, weil sie ohne ihre Gnade nicht leben können.

Ein Exemplar solcher Typen stand unter der Halle des massiven Thores, durch welches ich, von Worms herkommend, in die Stadt Frankenthal trat. Ein alter Invalide aus der glorreichen Kaiserzeit, mit einem hölzernen Bein und zerrissener Jacke. Trauriger Ueberrest aus der großen Zeit des Ruhmes! Von allen seinen Mühen und Strapatzen hat der Arme nichts davongetragen, als ein hölzernes Bein, das vielleicht die einzige Stütze seines Alters ist, weil es ihn nicht nur körperlich aufrecht hält, sondern auch die Blicke auf ihn zieht, die ohne dasselbe an ihm vorübergleiten würden, da von dem Schlachtenruhme nichts auf seinem faltigen Gesichte, nichts auf seiner zerfetzten Jacke steht. Dem Soldaten, der einst fest und aufrecht dem Kugelregen entgegenschritt, hat die Zeit die aufrechte Haltung noch nicht ganz genommen, aber Alter und Armuth haben ihr den Anstrich des Komischen gegeben, ihn selbst zur Carricatur gemacht. Wie ein Thorwächter behauptet er schon viele Jahre lang diesen Posten, und

hat stets von den Passanten seinen Tribut erhoben. Erst in der neueren Zeit wollte ihm die Polizei diese Nahrungsquelle verstopfen, indem sie ihm das Betteln strenge verbot. Aber der alte Gans weicht nicht von seinem Posten, wie's einem Soldaten ziemt, nur bettelt er nicht mehr. Er spricht keinen Menschen um eine Gabe an, er tritt keinem entgegen, er erhebt sich nur, wenn er etwa auf dem Prallsteine sitzt, um seine alten Gönner und Bekannten oder die ein- und austretenden Fremden mit einem unaussprechlich tiefen Bückling zu begrüßen. Wer mag ihm wehren, am Thore zu stehen oder zu sitzen und höflich zu sein? Was kann er dafür, daß seine Bekannten lachen, und die Fremden den ungeheueren Bückling bestaunen, und vor Freude und Verwunderung einen Groschen in seinen Hut werfen?

In mir hat die alte Menschen-Ruine widerstreitende Empfindungen erregt. Die Parallele zwischen seiner Jugend und seinem Alter hat mein Mitleid erweckt, sein grandioses Compliment hat mir ein Lächeln abgenöthigt. Mit diesem trat ich in die Stadt hinein; es hatte mich ordentlich freundlich gegen sie gestimmt. Frankenthal ist aber auch eine nette Stadt, mit der Zeit neu geworden, und darum ohne die kerzengerade Steifheit der neu gemachten Städte; doch ist es mir nicht lebendig genug in den breiten, freundlichen Straßen.

Im Äußern hat Frankenthal nicht das Ansehen einer herabgekommenen Stadt, und doch wird es viel Zeit und Mühe kosten, die alten Scharten auszuwetzen. Es war einst eine blühende Wallonen-Colonie und erfreute sich der besonderen Sorgfalt der pfälzischen Kur-

fürsten, aber die Wechselfälle des dreißigjährigen Krieges haben es hart mitgenommen, und im oft besprochenen orleanischen wurden seine starken Festungswerke geschleift, es selbst in einen Schutthaufen verwandelt. Seine glänzendste Zeit hatte es unter Karl Theodor, wo es schon zur dritten Hauptstadt der Pfalz erhoben war. Da wurde der neue Rheinkanal gebaut, der jetzt noch ein Segen für den Ort ist, da blühten Handel, Gewerbe und Fabriken, selbst solche, an denen die Kunst einen nicht geringen Antheil hatte. So namentlich die Porzellan-Fabrik, die mit jener zu Meißen um den Vorrang stritt, und selbst dem Sultan prächtige Geschirre lieferte. Noch stößt man hin und wieder in den Häusern auf Erzeugnisse jener berühmten Fabrik, und namentlich sieht man in der neuesten Zeit jene Porzellan-Figürchen wieder, die einst zu Tausenden von Frankenthal in alle Welt gewandert sind. Die kleinen Dingerchen hatten sich lange Zeit in die Rumpelkammern verkrochen, und nur noch auf den Gestellen der Antiquare und in den Glasschränken der Bürger vom alten Schlage einen Platz behauptet, nun aber sind sie, kleinen Hausgeisterchen und Koboldchen gleich, wieder hervorgekrochen, um auch auf den Meubles der Vornehmen die alten Ehrenstellen wieder einzunehmen. Die Damen sind ganz versessen auf die kleinen Männchen und Weibchen in der seltsamen Tracht des vorigen Jahrhunderts, und es gehört zum guten Tone, sie auf Auctionen um hohen Preiß an sich zu bringen und gleich Antiken zu bewundern.

Jene glänzende Zeit der Stadt ging mit der französischen Revolution zu Grabe, und hat, aller Gewer-

bigkeit der Bewohner ungeachtet, ihre fröhliche Urständ noch nicht gefeiert. Ein Glück für sie ist es, daß sie unter baierischer Regierung zur Bezirksstadt erhoben wurde, und nun ein Tribunal und manche andere Stellen und Anstalten besitzt, die, verbunden mit dem Verkehr auf dem Kanal und auf der belebten Heerstraße, dem thätigen Bewohner die Aussicht auf guten Erwerb und steigenden Wohlstand sichern.

Daß die Stadt jeder sichtbaren Merkwürdigkeit aus früherer Zeit ermangelt, läßt sich schon aus ihrer kurz angedeuteten Geschichte schließen. Nur einen Rest des Mittelalters hab' ich gesehen, einen kleinen, aber kostbaren. Es ist die bis etwa auf dreißig Fuß abgebrochene Frontmauer einer alten Klosterkirche mit drei noch wohl erhaltenen Thoren im vorgothischen Style. Die Reinheit der Verhältnisse an diesen drei Pforten, die geschmackvolle Ausführung derselben, so wie die Schönheit einiger noch vorhandener Ornamente stempeln dieses Mauerstück zu einem Muster, dessen Erhaltung alle Sorgfalt verdient.

Welchen Contrast damit bildet die große neue Kirche, welche nahe dabei steht! Ihre Façade mit dem von kolossalen Säulen getragenen Giebelfelde gibt ihr das Ansehen eines griechischen Tempels, und am Ende der Kirche erhebt sich ein grün übertünchter Thurm, der aus der mittleren Zeit stammt. Kurz sie ist ein Werk, wie ich deren leider schon mehrere in diesem Lande zu sehen Gelegenheit hatte.

Jemand meinte, es sei ziemlich gleichgiltig, ob schöne oder häßliche Kirchen hier seien, das Hauptgeschäft der Orgelbälge sei doch nur, den Staub von den

leeren Bänken zu blasen; die hl. Themis habe einen ungleich größeren Zuspruch, und es gebe Leute, welche glaubten, beim jüngsten Gericht werde höchst wahrscheinlich nach dem Code Napoleon geurtheilt; nebenbei werde St. Bachus nicht gerade verachtet, und der hl. Trumpfaus sei auch kein übler Patron, da ihm selbst die Damen nicht ungewogen seien.

Im Uebrigen muß den Frankenthalern zur Ehre nachgesagt werden, daß sie freundlich und unter einander gesellig einig sind — immerhin eine wohlthuende Erscheinung in solchen kleineren Städten.

*

Der Besuch der Armen- und Irren-Anstalt des Landes war mir von großem Interesse, aber er hat eine seltsame Stimmung, gemischt aus Freude und Betrübniß, in mir hervorgerufen. Wer kann den entsetzlichen Anblick eines Irrenhauses ertragen, ohne in der tiefsten Seele erschüttert, ja ordentlich verwirrt zu werden? Wenn ich durch den düsteren Gang zu ebener Erde schritt, und das unaufhörliche Geschrei der Tobsüchtigen hinter den schweren, verriegelten Thüren hörte; wenn ich in eine dieser Logen trat, und ein Geschöpf sah, das vom Menschen nur noch die Gestalt trägt, und gebunden wie ein wildes Thier, in einemfort die nämlichen Töne ausstößt; wenn ich da und dort durch die kleinen, viereckigen Oeffnungen der Thüren hineinschaute, und einige dieser Unglücklichen am Boden gekauert, andere wie in tiefes Sinnen verloren an die Wand gelehnt sah, oder wenn bei Oeffnung eines solchen Schubfensters blitzschnell ein wild verzerrtes,

wahnsinnig grinzendes Gesicht erschien, oder eine hagere Hand haschend herausfuhr — da packte mich selbst ein gräßliches Gefühl, wie nahender Wahnsinn, und mit glühender Stirn und erschütterter Seele eilt' ich aus dem Bereiche der Rasenden. Nur das Eine that mir da wohl, wenn die Wärter mit sanften, freundlichen Worten hie und da einen Tobsüchtigen so begütigten, daß sie ihn streicheln, ihm die Hand reichen und überlassen durften. Solche Freundlichkeit schien mir immer einen lichten Strahl in die Nacht ihres Geistes zu werfen.

Minder grauenhaft ist es bei den sogenannten Halbirren, welche eine Treppe höher untergebracht sind. Es sind meist solche, welche aus Eitelkeit und Stolz, Gram und Kummer, Liebe und Leid oder aus ähnlichen Ursachen aus dem Geleise geriethen. Sie leben friedlich, zum Theil sogar vergnügt, in geräumigen Zimmern und Sälen beisammen, und scheinen selbst im Gespräche so lange nicht irre zu sein, bis der Faden desselben oder ein plötzlicher Sprung auf die ihnen eigenthümliche fixe Idee bringt. Die Männer sind meist ruhig, still sinnend, und wenn man bei ihnen eintritt, und der Aufseher diesen oder jenen über sein Befinden oder über einen dritten fragt, so läßt die ruhige und richtige Antwort selten auf Zerrüttung des Verstandes schließen. Nur in den zerstörten Blicken läßt sich diese mehr oder weniger deutlich lesen.

Der Saal der weiblichen Halbirren bietet schon ein belebteres Bild. Das Geschlecht verläugnet sich auch hier nicht. Neugierig betrachten sie den Eintretenden, die geschwätzigsten sammeln sich um ihn, knü-

pfen ein Gespräch mit ihm an, oder klagen darüber, daß man sie hier ohne allen Grund gefangen halte. Andere betrachten ihn scheu aus der Ferne. Da steuert eine gebrechliche Figur langsam gegen ihn heran, und eine rüstigere hält sie mit Gewalt zurück, dort neben der Thüre sitzt ein Mädchen und spinnt ununterbrochen fort, als gehe nichts um sie vor, sie spricht kein Wort, sie antwortet auf keine Frage, aber auf ihrem Gesichte liegt ein lächelnder Zug, der wie Ironie aussieht, und nur bisweilen blitzt ein Blick ihres Auges nach dem Fremden auf, um in demselben Momente wieder auf die Arbeit niederzusinken. — Wenn man diese ganze seltsame Gesellschaft betrachtet, ihre Reden vernimmt, und mit den fixen Ideen Einzelner bekannt ist, kann man sich oft kaum des Lächelns erwehren, aber schnell erstirbt dieses wieder, es geht unter im Gefühle tiefer Wehmuth, und die Seele fühlt wie unbegreiflich da seien die Wege und die Gerichte des Herrn.

Ich war froh, als ich aus diesem Hause des Jammers wieder in einen der freundlichen, von Bäumen beschatteten Höfe trat. Es wäre mir unmöglich, lange die erschütternden Eindrücke zu ertragen, die ein Irrenhaus auf mich macht, und ich glaube, ein achttägiger Aufenthalt darin wäre hinreichend, mich selbst wahnsinnig zu machen.

Hierauf durchwanderte ich die Krankensäle. Ein neuer betrübender Anblick. Zwei lange Reihen bleicher, todtmatter Angesichter, müder, halb geschlossener und halb gebrochener Augen; eine fast beengende Stille, nur durch schwere Athemzüge, tiefes Seufzen, leises

Stöhnen unterbrochen. — Aber neben der schmerzlichen taucht doch eine wohlthuende Empfindung versöhnend im Herzen auf, erzeugt durch die freundliche Sorgfalt und Pflege, deren diese Leidenden genießen. Wenn auch nicht allem inneren Kummer, doch jeder äußeren Sorgfalt enthoben, liegen sie nicht in ihren elenden Hütten auf schlechtem Lager, sondern reinlich und wohlgebettet in gesunden, hellen, geräumigen Sälen, beobachtet von zwei Wärtern, welche augenblicklich zu ihrer Hülfe bereit sind, täglich einmal, nach Bedarf auch öfter, von dem Arzte besucht, mit Speise, Arzneien und allem was sie bedürfen wohl versehen.

Ungleich angenehmere Eindrücke hinterläßt der Besuch der gesunden Pfleglinge dieser trefflichen Anstalt. Abgetheilt nach Alter und Geschlecht sind hier Kinder bis zu 8 Jahren, dann die von 8 bis zu 16 Jahren in besonderen Sälen untergebracht. Ebenso theilen sich die Erwachsenen in solche von 16 bis zu 60 Jahren und in die, welche das 60te Jahr bereits zurückgelegt haben. Wie ruhig und behaglich verleben hier die schwachen, hülflosen Greise den Rest ihrer Tage! Wie glücklich ist das Loos der Armen, Verlassenen und Gebrechlichen, die hier eine Zufluchtstätte gefunden haben, um ihr früheres Elend zu vergessen und ihre Verluste, wo nicht zu vergessen, doch zu verschmerzen!

Am längsten hat mich die Abtheilung der Taubstummen beschäftigt, die ich gerade in der Schule traf. Wie für die körperliche Pflege, so ist durch einen trefflichen, äußerst thätigen Lehrer für den Unterricht dieser armen Kinder gesorgt, deren Zahl sich ungefähr an dreißig beläuft. Ich war eine volle Stunde Zeuge des

Unterrichtes in mehreren Gegenständen, und der Lehrer hatte die Gefälligkeit, mancherlei Uebungen mit den Kindern anzustellen, bei denen mich die lebenvolle, erweckliche Art des Unterrichtes an dem Lehrer und die Fortschritte der Kinder, namentlich die Fertigkeit im Denken, im bildlichen und schriftlichen Ausdrucke des Gedachten, und bei vielen selbst im Sprechen, auf gleiche Weise befriedigten und erfreuten. Vorzüglich wohl that mir dabei die Aufmerksamkeit und die Freundlichkeit der Schüler, die den Beweis liefern, daß sie dem Lehrer mit derselben Liebe zugethan sind, mit welcher er an ihnen arbeitet.

Wie ich höre, geht man mit dem Gedanken um, dieses Taubstummen-Institut mit dem Schullehrer-Seminar zu Kaiserslautern zu vereinigen, wenn die dortigen Localitäten die nöthige Geräumigkeit erhalten haben werden. Es mag wohl kaum etwas zweckmäßiger sein, als diese projectirte Vereinigung, die in mehreren Ländern bereits besteht. Die practische Uebung der Lehrer in diesem Zweige des Unterrichts wird um so wichtiger und nothwendiger, je gewisser es ist, daß ohne dieselbe nur die fleißigsten und begabtesten Lehrer ein einigermaßen günstiges Resultat erzielen, wenn taubstumme Kinder ihnen anvertraut werden, und daß in vielen Orten solche Kinder bisher ohne allen Unterricht geblieben sind, weil ja nicht jedes dieser Unglücklichen in diese Schule aufgenommen werden konnte, und die Lehrer in den Orten selbst mit diesem Zweige des Unterrichtes gänzlich unbekannt, oder doch nicht hinlänglich damit vertraut und darin geübt waren.

Da der letzte Eindruck meist der siegende bleibt, so verließ ich diese wohlgeordnete Anstalt mit einem Gefühle, das der Freude wenigstens nahe kommt. Wem sollte es nicht wohlthun, wenigstens einen Theil der armen, unglücklichen und leidenden Menschheit dem fürchterlichen Elende entrückt zu sehen? Zu diesem guten Eindrucke trug auch das Aeussere des Armenhauses wesentlich bei. Es besteht in drei Flügeln mit mehreren geräumigen Höfen, es ist groß genug um vierhundert Pfleglinge zu fassen, und die nöthigen Wohnungen für das Verwaltungs- und Dienst-Personal zu gewähren, und doch hat es durchaus nicht das Ansehen eines Palastes. Das just ist es, was mir daran gefällt. Die großen, prachtvollen Paläste, die man in andern Ländern, namentlich in England, zu diesen Zwecken baut, erscheinen mir stets wie Ironie, wie eine Satyre auf die Sache. Ein helles, freundliches, geräumiges Gebäude mit einfacher, bescheidener Außenseite bleibt, aus gar vielen Gründen, hier das angemessenste und würdigste. *).

*

Um Frankenthal her ist nichts als weites, ebenes, fruchtbares Feld, ein wahrer Garten, nicht prachtvoll, aber nützlich, und darum nach den Begriffen der Landleute auch der allerschönste. Aber was fragt ein romantischer Reisender nach dergleichen Schönheiten?

---

*) Der Verf. hat das Cabinet der pathologisch-anatomischen Präparate entweder nicht gesehen, oder desselben zu erwähnen vergessen. Jedenfalls verdient es die Aufmerksamkeit der Sachverständigen, indem es manche seltene und ausgezeichnete Exemplare enthält. D. H.

Ihm ist eine wilde Felsschlucht lieber, als die besten Äcker, besonders wenn der Herbstwind schon so kühl darüber weht, wie jetzt. Doch wenn man Taubstumme, Arme, Kranke und Wahnsinnige gesehen, ist man in Spaziergängen nicht gar wählig, sondern froh, wenn man nur wieder unter Gottes freien Himmel tritt. So ich.

Ich schlug den Weg nach dem nahen Lambsheim ein. Es ist ein kleines, altes Städtchen mit Thor, Mauer und Graben, in einem der schönsten Theile dieses reichen pfälzischen Gartens, in der Mitte zwischen dem Rheine und dem Hardtgebirge, das wenig über eine Meile entfernt ist, und dessen Reize von dem durchsichtigen Blau nicht mehr verhüllt, sondern verklärt werden.

Lambsheim ist mir lediglich wegen eines seiner Bewohner merkwürdig. In heiterer, ländlicher Ruhe und glücklicher Unabhängigkeit lebt hier der Dichter Karl Geib, allgemein geachtet und dieser Achtung würdig. Aus dem geräuschvollen Leben, in dem er einst unter Napoleons Fahnen als Capitän eine thätige Rolle gespielt, hat er sich in seinen Geburtsort zurückgezogen, aber nicht um auf den Lorbeeren des Kaiserreiches müßig zu liegen, sondern um den Degen mit der Leier 'zu vertauschen, und als Literat überhaupt ungestört lebendigen Antheil an dem Gange der Literatur nehmen zu können. Er ist besonders bekannt geworden durch die poetische Bearbeitung der rheinischen Sagen, die er in das Gewand der Ballade und Romanze gekleidet, so wie durch eine namhafte Zahl anderer Ge-

dichte, welche größtentheils in Schreibers Cornelia zuerst erschienen sind.

Geib hat sich nie für einen Sänger im höheren Chor gehalten oder ausgegeben, aber er gehört zu den innigen, romantisch-schwärmerischen Gemüthern, denen das Mittelalter eine unerschöpfliche Fundgrube der Poesie ist und bleibt, er gehört zu den Dichtern einer älteren Schule, denen die Poesie noch wirkliche Herzensangelegenheit ist, die sie mit wahrer Andacht und inniger Verehrung, wie eine zweite Religion, umfassen. Solche Erscheinungen thuen einem wohl in unserer kalten Zeit, in der die Poesie von Tausenden getrieben, aber kaum von Hunderten für ein Heiligthum, für eine Art von Cultus, angesehen wird. Und doch ist solche innige, glühende Liebe allein ihrer würdig, sie verlangt begeisterte Jünger und Priester. Nicht als ob damit gesagt sein sollte, die Poesie verlange ausschließlich Beschäftigung mit ihr, im Gegentheile, sie ist nicht eifersüchtig, sie begnügt sich gern mit den Stunden der Muße, und ist dem am holdesten, der nach beendigter Arbeit mit freiem Geiste, aber mit voller Liebe zu ihr flieht. Es ist darum eben so unrichtig, wenn man meint, ein Dichter tauche nicht zu den Geschäften des amtlichen oder bürgerlichen Lebens, als wenn Einer glaubt, sich von Allem losmachen zu müssen, um der Poesie allein zu leben. Kein Mensch kann immer hochbegeistert sein, darum auch nicht immer dichten, und wem die Muse in freien Stunden nichts bescheert, der wird vergeblich alle seine Zeit mit unnützem Haschen vergeuden, er wird Verse machen, aber keine Gedichte.

Geib begleitet nun zwar auch kein Amt, aber er ist, so viel ich weiß, Gutsbesitzer, und sonach schwerlich frei von prosaischen Geschäften. Aber gesetzt auch, er sei so glücklich, seine Stunden ganz nach Willkür und Gefallen zu verbrauchen, so fühlt und erkennt er doch die Nothwendigkeit einer nüchternen Beschäftigung, und hat dazu die Uebersetzung und Bearbeitung solcher französischen Memoiren gewählt, deren Inhalt ihm zum Theil aus seinen eigenen Erlebnissen bekannt ist. So hat er bereits vor geraumer Zeit eine Biographie Eugens von Leuchtenberg bearbeitet, so sind neuerdings die Memoiren Napoleons und Ney's von ihm übersetzt worden. Sein jüngstes Erzeugniß aber ist eine Sammlung und Bearbeitung der Sagen und Geschichten des Rheinlandes in Prosa, denen ich für meinen Theil nur eine einfachere, volksthümlichere Gestalt wünschte, wie sie dem Verfasser bei mehreren wohl gelungen ist, worunter ich nur z. B. den Kellermeister auf Arnsburg hervorheben will.

So lebt denn Geib ein literarisches Stillleben, vertraut mit den großen Kämpfen der neueren Zeit, die ihm eine Masse erhebender Erinnerungen zurückgelassen, noch mehr aber beschäftigt mit den kräftigen und zarten Gebilden des Mittelalters, die ihn hier in seinem rheinischen Vaterlande von Kindheit auf begeistert haben, und den Mann noch mit demselben frischen Hauche anwehen, wie den Knaben. Mitten in dem schönen Pfälzer-Garten, umrauscht von den nahen Bergwäldern und den Wellen des Rheines, von denen die Sagen und Geschichten der Vorzeit lieblich herüber klingen, hier die Trümmer der Burgen und Klöster, dort die alten, hoch-

berühmten Städte im Angesichte — was Wunder, wenn er da sich am liebsten diesen Erinnerungen zuwendet, und am lautesten singt von Ritterthum und Minne?

*

Frankenthal und Mannheim liegen nur eine Meile auseinander, aber wie es nun einmal in diesem rheinischen Lande ist, man kann selten zwei Stunden zurücklegen, ohne auf etwas Schönes oder doch auf etwas Merkwürdiges zu stoßen. So liegt mitten zwischen den beiden genannten Städten wieder ein kleines Landstädtchen, Oggersheim, das aus früherer und neuerer Zeit einige artige Erinnerungen bietet. Die lieblichste darunter war mir die an den liebenswürdigsten unserer beiden größesten Dichter, an den Liebling der Nation, unsern edeln Schiller. Da stand ich vor einem kleinen unansehnlichen Häuschen, in welchem er Stunden der Begeisterung gefeiert, vielleicht aber auch die trübsten seines Lebens hingebracht hat. Es war in der Zeit, wo er sich durch seine heimliche Flucht von Stuttgart mit Gewalt frei gemacht von den drückenden Fesseln, mit denen ihn Beschränktheit und tyrannischer Sinn belastet hatten. In diesem Häuschen wohnte er unter fremdem Namen mit seinem treuen Leidensgefährten, ängstlich lauernd, ob er nicht verfolgt werde, um vielleicht auf dem Asperge Schubarts Loos zu theilen. Da saß er, entblößt von Geld, gedrückt von den Sorgen der Gegenwart und ungewiß, was die Zukunft ihm bieten werde. Aber das Genie bricht durch alle Hemmnisse durch, und oft sind es gerade diese, die es zu immer höherem Fluge reizen und treiben. So vollendete

Schiller hier seinen Fiesco, wie er vorher unter den beengendsten Verhältnissen die Räuber geschrieben. — Das eben ist das Größeste an großen Menschen, daß die Erde mit allen ihren Schranken sie nicht hält, mit allem ihrem Drucke sie weder beugt noch bricht. Mir ist immer, als müsse Schiller an jene Zeit in Stuttgart und in Oggersheim zurückgedacht haben, so oft er seine eigenen Worte las oder hörte: „Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen!"

Schiller hat später, als er bereits hochgeehrt und weit gepriesen in Mannheim lebte, seinen früheren Zufluchtsort Oggersheim nicht vergessen, er kam oft herüber, und noch leben einzelne Leute, die ihn gesehen, wie er bisweilen gesenkten Hauptes, tiefnachdenklich den Alleeweg nach Mannheim hinabging, beide Hände in den Taschen seiner weit herabreichenden Weste, deren Flügel er in regelmäßigen Tactschlägen hob und niederschlug. —

Außer diesem kleinen Hause war mir nur die katholische Kirche merkwürdig. Sie steht auf einem einsamen, geräumigen Platze, imponirt weder durch Größe, noch durch ihre Form, und doch ist sie die erste aus dem vorigen Jahrhunderte, die ich auf dieser Reise ohne ein peinliches Gefühl betrachtete, ja die mir sogar gefiel. Die Formen sind antik, einfach, edel, aber die beiden Thürme am Chor-Ende wollen sich nicht recht zum Ganzen fügen, obgleich sie nur wenig über das Dach emporragen. Der ganze Bau ist über einer kleinen Kapelle aufgeführt, die bereits im ersten Dritttheile des vorigen Jahrhunderts ganz nach dem Muster der santa casa zu Loretto, jener Hütte Maria's, die durch

die Engel nach Loretto gebracht worden sein soll, erbaut worden war. Es ist ein kleines düsteres Gemach unmittelbar hinter dem marmornen Hochaltare, das nur wenig Licht von oben erhält. Die Fresken, ebenfalls denen zu Loretto nachgeahmt, sind von geringer Bedeutung, an der näheren Betrachtung der Kupferstiche und Oelgemälde, welche hierher gestiftet worden sind, hindert der tiefe Schatten, der diesen Raum bedeckt. Außerdem enthält die Kapelle eine große Zahl von Weihegeschenken aller Art, silberne Prinzen und Prinzessinnen als Wiegenkinder, Perlen, Schaumünzen, kostbare Gewänder und ähnliche Gegenstände.

Tritt man aus dieser dunkeln Kapelle heraus in die Kirche, so macht diese einen wahrhaft angenehmen Eindruck. Es ist eine einfache schöne Halle, blendend weiß und nirgend mit Zierrathen überladen. Die hohen Pilaster sind mit antiken Capitellen geschmückt, auf denen die schöne gewölbte Decke mit ihren unzähligen Rosetten in Stucco ruht; die Orgel ist passend über dem Haupteingange angebracht, der farbige Marmor an den Sokeln und Altären, die Altarblätter und vier andere Oelgemälde sind die einzigen Gegenstände, die von dem reinen Weiß der Wände und der Decke abstechen. Und über dem allem liegt ein angenehm gedämpftes Licht, bewirkt durch die kurzen, hoch oben angebrachten Fenster, das gerade in dieser einfachen weißen Halle den besten Effect hervorbringt.

Diese Kirche ist, ohne zu den größern zu gehören, dennoch geräumig, aber doch oft nicht im Stande, die Menge der Andächtigen zu fassen. Die lorettanische Kapelle ist nämlich einer der wenigen Wallfahrtsorte

dieses Landes, und von nah und fern kommen Tausende zu ihrem Gnadenbilde, dessen Wunderkraft durch die Menge der vorhandenen Weihegeschenke bewiesen werden soll.

Die Kurfürstin Elisabeth Auguste, Karl Theodors Gemahlin, welche, nach der Inschrift über dem Portale, die Kirche im Jahre 1775 erbauen ließ, hatte das Schloß zu Oggersheim zu ihrem beständigen Sommer-Aufenthalte gewählt und dabei einen prächtigen Garten angelegt. Von der ganzen Herrlichkeit ist nichts mehr übrig, als einige unscheinbare Nebengebäude. —

Eine artige Geschichte aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges darf ich nicht unerwähnt lassen. Es ist die von dem Kuhhirten zu Oggersheim. Als nämlich der spanische General Don Gonsalvo de Corduba sich anschickte, die Festung Frankenthal zu belagern, und die umliegenden Orte in Besitz nahm, kam über die Bewohner von Oggersheim ein panischer Schrecken. Eilig flohen sie mit dem besten Theile ihrer Habe über den Rhein nach Mannheim, nur vierundzwanzig arme Bürger blieben zurück, zogen die Brücken auf, und schlossen die Thore. Eine Abtheilung der Spanier erschien vor dem Städtchen, und die Zurückgebliebenen feuerten das Geschütz, das auf den Thoren lag, auf sie ab. Nun forderte ein Trompeter die Stadt zur Uebergabe auf. Da ward den Helden d'rinnen bange, sie ergriffen das Hasenpanier, und flüchteten über die Mauer hinab nach Mannheim. Nur Hans Warsch, der Kuhhirt, blieb zurück bei seinem Weibe, das eben in den Wochen lag. Er begab sich auf das Thor, stieß in sein Harsthorn, und capitulirte mit dem Feinde auf

die Bedingung, daß die Bewohner bei ihrer Religion belassen und der Stadt keinerlei Leid zugefügt werde. Hierauf öffnete er das Thor, und die Spanier staunten nicht wenig, als außer Hans Warsch kein Mensch zu sehen und zu hören war; doch würdigten sie den Muth und die Besonnenheit des Mannes, erfüllten die Bedingungen der Capitulation treulich, und Don Corduba selbst vertrat mit den vornehmsten seiner Offiziere Pathenstelle bei dem neugebornen Kinde des Hirten, gab einen glänzenden Taufschmaus, und ehrte auf jegliche Weise den wackeren Kuhhirten von Oggersheim.

*

Auf einem Charabanc mit schlotternden Rädern und mit einem Klepper bespannt, der Don Quixote's Rosinante verdunkelt hätte, war ich nach Oggersheim gekommen, und obgleich ich auf der kurzen Strecke von Frankenthal bis dahin schon mürbe genug geworden, blieb ich dem edeln Fuhrwerke doch bis in die Rheinschanze getreu. Dieser schwach befestigte Brückenkopf ist in der neuesten Zeit zu einem lebhaften Platze geworden. Er ist zum Freihafen erhoben, bei dem sich ein bedeutendes Handels-Etablissement befindet, welches ein wahrhaft großartiges Speditions-Geschäft besitzt. Man spricht davon, daß die von Westen nach Osten durch Rheinbaiern anzulegende Eisenbahn hier ihren Endpunkt haben solle, was diesem Stapelplatze noch größere Wichtigkeit verleihen würde. Doch weiß der Himmel, wie viel Zeit noch bis zur Ausführung dieses Projectes verstreichen wird. Wir Deutsche

projectiren in einem fort, brauchen aber leider zur Ueberlegung eines Projectes länger, als andere Nationen zur ganzen Ausführung. Ueber dem Hin- und Herreden lassen wir die beste Zeit verstreichen und das hellste Feuer niederbrennen und verrauchen, so daß es häufig ungenützt erlischt. So wird es uns am Ende mit den Eisenbahnen gehen. Bis zum Ueberdrusse werden wir gerade jetzt mit Eisenbahn-Geschwätz gefüttert, aber das Eisen dazu, das just im stärksten Feuer liegt, wird wieder kalt werden, ehe es geschmiedet ist. Bedächtigkeit ist eine Schutzwache, die vor Verlust bewahrt, Bedenklichkeit ein Räuber, der uns die kostbarsten Güter entwendet, die Zeit und den rechten Augenblick, zwei Dinge, die nicht wieder zu erstatten sind. —

Der Anblick Mannheims, das da drüben auf der Spitze zwischen Rhein und Neckar liegt, imponirt nicht im mindesten, obgleich das Schloß einem großen Theile nach und daneben die Jesuitenkirche ganz sichtbar ist. Gegend und Stadt sind gleich flach, nur der Strom hebt und belebt. Welch einen andern Anblick gewähren die alten bethürmten Städte, wie z. B. Mainz, wenn man sich von einer Seite nähert, wo der Fluß einen Theil des Bildes abgibt! Mannheim ist aber auch von jenen alten Städten ganz und gar verschieden, es ist durch und durch neu, und den Begriffen der beiden verflossenen Jahrhunderte gemäß, nach den besten Regeln der Kunst aufgeführt. Da kann man sehen, welches „die besten Regeln der Baukunst" sind. Etwa zehn schnurgerade, parallele Straßen von zehn andern im rechten Winkel durchschnitten, so daß das Ganze just wie die versteinerte Langweile aussieht.

Und doch macht die Stadt, das tödtlich Langweilige der regelmäßigen Formen abgerechnet, einen nicht ungünstigen Eindruck, und wird deßhalb von Vielen für sehr schön, von den Mannheimern selbst für die schönste gehalten. Das macht, die Häuser sind alle hübsch und wohnlich, und allenthalben herrscht eine fast mehr als holländische Reinlichkeit, die in den meisten Häusern bis in die geheimsten Winkel sich erstreckt. In welcher Stadt sind die Thorfahrten und Hausfluren reinlicher gehalten und hübscher angetüncht, als hier? wo sind die Höfe schöner geplattet, gefegt und sogar bemalt? Und wenn man auf den breiten Trottoirs der Straßen hingeht, und nacheinander in die offenen Fenster schaut, welche niedliche, blanke Gemächer! alle tapeziert und mit glänzenden Meubles nach der neuesten Façon, mit Bildern, Spiegeln, Uhren und hundert niedlichen Kleinigkeiten ausgestattet.

Tritt in einen der zahlreichen Gasthöfe, in ein Caffeehaus oder auch in ein gewöhnliches Wirthshaus, in einen Kaufladen, in eine Conditorei oder zu einem Handwerker hinein, überall wirst du die höchste Eleganz bewundern.

Und wie die Straßen, Häuser, Zimmer und Läden, so die Menschen — elegant fast ohne Ausnahme. Da sitzt kein Frauenzimmer am Fenster ohne eine schön verzierte Haube, oder eine modische Frisur; da geht selten jemand über die Straße in einem Kleide, das nicht nach dem neuesten Schnitte gefertigt wäre. — Wenn ich mir die Häuser und die Menschen betrachtete, wie sie sämmtlich geleckt, geschniegelt und gebiegelt sind, so gemahnt' es mich immer, als ob noch ein

Hauch von der alten Hofluft durch die langen, steifen Straßen wehe.

Mannheim hat zwar beträchtliche Nahrungsquellen in seinem Handel und in seinen Gewerben, welche letztere besonders kaum irgendwo in Deutschland auf einer höheren Stufe stehen, als hier; es theilt nicht das Loos so mancher anderen gemachten Städte, die mit der Entfernung des Hofes nothwendig verarmen und zur Unbedeutenheit herabsinken müssen, aber jene Zeit vermißt es eben doch, in welcher der kurfürstliche Hof eine lichte Glorie über diese seine Residenzstadt warf. Bei allem Wohlstande seufzt Mannheim doch nach seinem Glanze unter Karl Theodor, wo es sich in gewisser Beziehung für die erste Stadt des deutschen Reiches hielt, wo es in aller Welt als das moderne Athen gepriesen wurde.

Nirgend wird der Mannheimer lebhafter an jene Zeit erinnert, als im Theater und beim Anblicke des Schlosses. Die Alten erzählen davon, und die Jungen malen sich die Zeit feenhaft aus, obgleich sie nicht ohne einiges Kopfschütteln und Erschrecken an die Allongeperücken oder an die Zöpfe denken.

Allerdings stand damals das Theater in einer Blüthe, wie sonst nirgend in Deutschland. Dalberg leitete das Ganze, Schiller lebte hier, und Iffland, Beck, Beil und Schröder waren die Matadoren der hiesigen Schaubühne. Wie nun die Mannheimer aus jener Zeit eine gewisse Hoftournüre erhalten und ererbt haben, so ist ihnen vorzüglich die Passion für das Theater geblieben, und man wird kaum in einer andern Stadt verhältnißmäßig so viele wahrhaft passionirte

Theaterfreunde finden, als hier. Ich hätte auch nicht laut zu sagen gewagt, daß die hiesige Bühne früher besser gewesen sei, als jetzt, oder daß eine andere bedeutende Vorzüge vor ihr habe. Die Leute des Mittelstandes wenigstens würden das äußerst übel aufnehmen. Die halten ihr Theater immer noch für eines der ersten in der Welt, und verehren es mit einer Andacht und mit einem Enthusiasmus, der an Ueberspannung grenzt. Komm' im Parterre oder wo immer neben eine Dame zu sitzen, knüpfe ein Gespräch mit ihr an, sie spricht dir über das Theater wie ein Buch.

Die Gebildeteren wissen freilich wohl, welche Stunde geschlagen hat, seit Kotzebue hier die Herrschaft führte, und seit überhaupt die Oper die eigentliche dramatische Kunst so sehr gefährdet. In der neuesten Zeit bedauern sie vornehmlich, daß der geachtete Graf von Luxburg von der Intendanz zurückgetreten ist, und fürchten, daß die hiesige Bühne unter einem minder thätigen und einsichtsvollen Leiter, statt empor zu kommen, immer tiefer sinken dürfte.

Uebrigens bin ich während meiner Anwesenheit in Mannheim selten unbefriedigt aus dem Theater gegangen, namentlich nicht aus der Oper. Das Orchester, welches Lachner bisher geleitet hatte, ist gut, und wenn auch unter dem Sänger-Personale keine Erscheinung ersten Ranges glänzt, so sind doch Leute wie die Pirscher als Primadonna, Freund als Buffo, Dietz als Tenor, Kühn als Baß, und so noch einige andere, immerhin alles Lobes werth. Wen ich aber vorzüglich loben möchte, das ist der Theatermaler. Ich habe selbst auf weit größeren Bühnen, denen zugleich

beträchtlichere Mittel zu Gebote stehen, die Decorationen zu einigen der beliebtesten neueren Opern nicht so schön gesehen, als hier. Und leider sind Decorationen in unserer Zeit keine Nebensache mehr.

*

In Städten, deren Anlage und Erbauung in die der Baukunst ungünstige Zeit, in die beiden verflossenen Jahrhunderte, fällt, sich nach ausgezeichneten Bauwerken umsehen, ist verlorene Mühe. So hier. Welche günstige Räume hätten die großen, heiteren Plätze geboten, um sie mit Gebäuden eines bestimmten Styls, nach reinen, edeln Mustern zu schmücken! Zwar steht an jedem dieser Plätze ein großer Bau, aber keiner gereicht ihm zu wesentlicher Zierde. So ist das Kaufhaus mit seinen ringsum laufenden Arkaden von bedeutender Ausdehnung, aber für den weiten Raum des Paradeplatzes und der daran grenzenden Planken ganz unverhältnißmäßig niedrig, und besonders seine Stirnseite nichts weniger als imposant. Derselbe Tadel trifft das Rathhaus am Markte und das Theater, an welchem weder der Baumeister Lorenz Quaglio noch der Bildhauer Johann von der Brand große Meisterschaft bewiesen. Nur das Zeughaus, von dem Ritter von Verschaffelt erbaut, macht eine ehrenwerthe Ausnahme. Es imponirt wenigstens durch seine Einfachheit und Größe.

Daß die Kirchen, wie sie einmal sind, nicht an diese Plätze gestellt wurden (die am Markte ausgenommen), ist wahrlich kein Verlust, denn außer der Jesuitenkirche zeichnet sich keine im mindesten aus. Diese aber und das Schloß ziehen die Aufmerksamkeit auf sich.

*

Ich bin oft und lange vor dieser Jesuitenkirche gestanden, aber ich konnte mich nun einmal nicht mit ihr versöhnen und befreunden. Sie ist in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, nach Alexander Bibiena's Plan, in dem halb antiken italienischen Kirchenstyl erbaut, zu dem einst Bramante und selbst der herrliche Michel Angelo einen Typus gegeben, den man im Norden leider so häufig und vielgestaltig nachahmte, weil man so blind in alles Südländische und Antike vernarrt war, daß man unbegreiflicherweise die Werke der deutschen Baukunst für geschmacklos und barbarisch hielt. Und wie verkehrt hat man nachgeahmt! Da baut man eine leichte Kuppel in die Luft, und die Stirnseite überlädt man mit einer Unzahl massenhafter Zierden. Siehe dieses hervorspringende Portal mit seinen drei Bogen und dem Fronton darüber — welche Masse! welche Schwere der Glieder! Es erdrückt einen beinahe.

Das Innere der Kirche ist reich und prachtvoll, aber, wie natürlich, überladen mit unzähligen Zierden, nach dem Geschmacke jener Zeit und des Ordens, der selbst beim Gottesdienste die Sinne zu blenden und einzunehmen suchte. Marmor und Achat, Stuccaturen und Vergoldung sind nirgend gespart; Statuen von Verschaffelt schmücken den Eingang und die Altäre, und Gewölbe und Kuppel sind mit Fresken geziert, deren Sujets dem Leben und dem Tode des hl. Ignatius von Loyola entnommen sind. Diese Gemälde sind nicht ohne Werth, aber leider so schwer zu betrachten. Es ist mir immer leid für den Maler und für mich, wenn ich Gemälde an Decken und Gewölben sehe, so schön

sie auch die Räume schmücken. Es wird so schwer, den rechten Standpunkt für die Beschauung zu finden, und dies Beschauen um so anstrengender, je länger man sich von solchen Bildern angezogen fühlt. Das leidige Zurückbeugen des Kopfes schlägt stets die Hälfte des Eindruckes todt.

Das ehemalige Jesuiten-Collegium, zu welchem diese Kirche gehörte, schließt sich unmittelbar an einen Flügel des kurfürstlichen Residenz-Schlosses an, ganz charakteristisch für den Orden, der mit äußerster Gewandtheit und Geschmeidigkeit sich stets recht nahe an die Paläste zu drängen wußte. Das Lyceum hat diese Räume eingenommen, der alte Geist ist daraus gewichen, und wird hoffentlich nicht wieder dahin zurückkehren.

Das Schloß ist von sehr bedeutender Ausdehnung und nimmt die ganze nach Südwest dem Rheine zugekehrte Seite der Stadt ein, so daß es diese wie jenen beherrscht. An das Hauptgebäude, in dessen Mitte sich ein Pavillon von fünf Stockwerken erhebt, schließen sich zu beiden Seiten lange, einmal gebrochene Flügel an, die wieder in zwei Queerflügel auseinander laufen. Durch Pavillons von vier Stockwerken in der Mitte und an den Ecken der Flügel werden diese zweckmäßig unterbrochen, und so gewinnt das ganze Gebäude mit seinem weiten, gegen die Stadt hin offenen Hofe ein recht stattliches Ansehen.

Dieser ausgedehnte Palast, nur von der verwittweten Großherzogin Stephanie mit ihrer kleinen Hofhaltung bewohnt, sieht etwas öd' und ausgestorben aus, namentlich da ein Theil der äußersten Flügel nie völlig

ausgebaut war, und von einem andern nur die leeren, ausgebrannten Mauern noch stehen. Nur die Spaziergänger, welche durch den Hof in den Schloßgarten gehen und aus demselben kommen, unterbrechen die Oede und Stille. Ohne sie und die Thorwache am Gitter des Hofes, würde man in einen jener verzauberten Paläste zu treten glauben, deren kühle Stille uns in den Mährchen des Morgenlandes so bezaubernd anweht. — Der Schloßpark ist nicht sehr groß, aber ein wahrer Schatz für die Stadt, weil ihre Umgebung wenig angenehme Spaziergänge bietet.

Ein Queerflügel des Schlosses enthält alles, was Mannheim noch aus früherer Zeit an Kunstgegenständen und wissenschaftlichen Sammlungen besitzt. Karl Theodor hatte ihn erbaut, und zum Tempel der Kunst und Wissenschaft bestimmt. Sie sollten mit ihm unter einem Dache wohnen, denn er erkannte wohl, daß sie vorzüglich Stützen und Zierden eines Thrones seien. Der größere und bessere Theil jener Schätze ist nach München übergegangen, aber das noch Vorhandene ist immer noch der Betrachtung werth. — Ein Corridor zu ebener Erde nimmt zuerst die Aufmerksamkeit in Anspruch. Er enthält die in der Pfalz aufgefundenen römischen Antiquitäten, die einst sorgfältig gesammelt wurden, als die pfälzische Academie noch mit großem Eifer an der Aufhellung der früheren Landesgeschichte arbeitete. Viele dieser Altäre und Denksteine sind jenseits des Rheines gefunden, und würden jetzt am geeignetsten in der Antikenhalle zu Speier stehen, doch werden sie schwerlich je dahin kommen. Ja es geht noch jetzt aus dem an römischen Ueberresten vor-

züglich reichen Rheinbaiern sehr vieles in das Ausland, wenn auch nicht an größeren, doch an kleineren Gegenständen. In Heidelberg namentlich kenne ich Leute, die am Hardtgebirge ihre Commissaire haben, welche römische Münzen und sonstige Antiquitäten aufkaufen, die dem Lande für immer verloren sind.

Seltsam ist es, daß diese Antiquitäten-Sammlung von einem todten Hunde bewacht wird. Es ist der große rothhaarige Hund des Räubers Damian Hessel, gewöhnlich der baierische Hiesel genannt. Der Hund hat das Schicksal seines Herrn getheilt, er ist, freilich wohl ohne Urtheilsspruch, getödtet worden, und steht nun bei den Antiquitäten, um den berüchtigten Namen seines Herrn bei dem Volke zu verewigen.

Aus dem Corridor der römischen Denksteine tritt man in die Säle des Naturalien-Cabinets. Eine immer noch ansehnliche Sammlung interessanter Petrefacten, Mineralien und hübscher Exemplarien aus dem Thierreiche. — Mehr aber haben mich die Säle der oberen Etage angezogen. Sie enthalten die Kunstsammlungen: Abgüsse der schönsten und berühmtesten Antiken, ein Kupferstich-Cabinet und eine kleine Gemälde-Gallerie, Dinge, die sich nicht zur Beschreibung eignen, und die ich eben so wenig aufzählen mag, weil ich nicht gesonnen bin, einen Catalog zu fertigen. Man darf mir übrigens auf's Wort glauben, daß es der Mühe lohne, hier einige Stunden zuzubringen. Zwar ist insbesondere die Gemälde-Sammlung um einige hundert Bilder ärmer geworden, als man das Trefflichste daraus nach München übersiedelte, doch findet sich unter den vierhundert Nummern immer noch manche Perle. Wenn

ich auf etwas aufmerksam machen soll, so sind es einige ausgezeichnete Niederländer.

Zwar hat man in neuerer Zeit dem Genre sein wohlverdientes Ansehen nehmen wollen, und von mehreren Seiten sind Stimmen laut geworden, die ihm den alleruntersten Platz in der Kunst anweisen, wenn nicht gar es ganz von der Liste streichen wollten. Man ist selbst vor wenigen Jahren noch an Bildern, wie z. B. Kirner eines der trefflichsten geliefert — die Heimkehr eines Schweizer-Soldaten — vornehm vorüber gegangen, weil einmal die Richtung vorzugsweise auf die Historie ging, aber die neueste Zeit beweis't dennoch, daß die Kunst sich noch nicht unter die Weltherrschaft der Mode fügt. Das Genre findet jetzt wieder mehr Anerkennung, und wird hoffentlich auch künftighin sein gutes Recht behaupten, als ebenbürtig neben den andern Zweigen der zeichnenden Kunst zu stehen. Und warum sollt' es das nicht? Ist die künstlerische Auffassung des sogenannten gemeinen Lebens sein Vorwurf, so hat es dasselbe Recht, zu bestehen, wie das Idyll, das eben auch nur jene Sphäre des Lebens poetisch oder künstlerisch verklärt. — Ich darf also mit Recht vorzugsweise auf die Niederländer in der Mannheimer Gallerie deuten.

Es hat mir wohlgethan, zu sehen, daß in Mannheim der Sinn für Wissenschaft und Kunst nicht ganz verschwunden ist, oder daß er vielmehr just in den neusten Tagen frisches Leben erhält. Zwar haben immer einige Künstler und Gelehrte hier gelebt, aber mehr in der Stille und wenig beachtet, jetzt dagegen ist nicht nur ein Verein für Naturwissenschaft, sondern auch

ein Kunstverein ins Leben getreten, und bereits werden jährlich nicht nur Blumen-, sondern auch Kunst-Ausstellungen veranstaltet. Es wäre eine Schande, wenn die rheinischen Städte hinter andern zurückblieben, namentlich solche, die mit den nöthigen Geldmitteln zur Unterstützung der Kunst und Wissenschaft versehen sind, wie eben Mannheim, dessen Wohlstand sich durch das Emporblühen der Rheinschiffahrt bedeutend zu heben scheint, und durch die Anlegung des neuen Freihafens an dessen Bau eben eifrig gearbeitet wird, neuen Zuwachs erhält.

Wenn von der Kunst die Rede ist, darf die bedeutende artistische Anstalt des Hauses Artaria und Fontaine nicht übergangen werden, in der man alle Meisterwerke des Grabstichels beisammen findet. Seit lange ist diese Kunsthandlung eine der ersten in Deutschland, und hat sich durch den Verlag vieler ausgezeichneter Stiche ein bleibendes Verdienst erworben.

Mehr aber, als für alle Künste und Wissenschaften ist für die Erfordernisse des gewöhnlichen Lebens und des Luxus gesorgt. In dieser Beziehung herrscht eine Thätigkeit, wie sie in vielen weit größeren Städten nicht zu finden ist. Da ist Mannheim noch immer die alte Haupt- und Hofstadt der Pfalz, ein wahrer Stapelplatz aller Erzeugnisse des Luxus und der Mode. Wie ein kleines Paris gibt es auf viele Meilen diesseits und jenseits des Rheines der eleganten Welt den Ton an, und liefert, zum großen Verdrusse der Kaufleute in den kleineren Städten, eine Masse von Waaren in die Umgegend, die man seine tributpflichtige Provinz nennen möchte. Nicht nur bedeutende Ein-

käufe, sondern selbst solche, welche man in jeder kleineren Stadt eben so gut machen könnte, werden in Mannheim gemacht, weil man überzeugt ist, stets das Modernste, und dies in reicher Auswahl zu finden.

Das ist freilich wahr, man findet hier Alles beisammen, von dem alten Trödel, welcher vorzugsweise in der Judengasse lagert, bis zu den ausgesuchtesten Kostbarkeiten des Juweliers hinauf. Die Zahl der Handwerker und Kaufleute ist überaus groß. Schon das Kaufhaus allein ist ein Bazar, der dir fast alles bietet, was du begehren magst. Da triffst du Gewölbe mit den neuesten Stoffen, Hutlager und Antiquarien, Conditoreien und elegante Schuhverlage, die feinsten Haarkämme und optische Instrumente, da wohnen Haarkräusler, Kleider-Künstlerinnen — kurz ein einziger Gang durch diese Arkaden reicht hin, um dich innerlich und äußerlich aufs beste zu restauriren und auszustaffiren. So ist aber ganz Mannheim ein großes Kaufhaus, wie dir die Unzahl der Schilde und Verinen beweis't. Eine wahre Welt von Luxus-Artikeln umschließt allein das Haus Schmuckert. Es ist wirklich interessant die tausend und tausend Neuigkeiten der Mode an Meubles und Quincaillerien in diesem Hause zu betrachten. Entschließe dich heute, zu heirathen, geh' zu Schmuckert, und morgen kann der elegante Theil deines Hauses vollständig eingerichtet sein.

Dieser Vorrath aller Lebens-Bedürfnisse und Luxus-Artikel, so wie die Eleganz der Stadt und ihrer Bewohner zieht selbst viele reiche Leute nach Mannheim, die entweder ihren Winter-Aufenthalt oder ihren ständigen Wohnsitz hier nehmen. Kurz alle Umstände schei-

nen sich für das materielle Emporblühen der Stadt immer günstiger zu gestalten, und wenn die Mannheimer darüber das geistige und das wahrhaft religiös sittliche Leben nicht vernachlässigen, sondern ihr gewöhnliches Treiben durch diese zwei Grundpotenzen alles Glückes werden durchdringen lassen: so ruf' ich ihrer Stadt von ganzem Herzen zu: floreat! crescat!

XXI.

Der 20. Mai 1820. Dürkheim. Die schöne Anna. Britische Beine. Abtei Limburg. Cooper. Die Heidenmauer und der Teufelsstein. Der Runenfels. Die Lavine. Das Pfaffenthal. Seufzer und Trost. Hardenburg. Der Saufkampf. Die Sage vom Nonnenfelsen. Der Eisenhammer. Stiller Heimgang. — Rückert. Das Jägerthal. Geßner. Der harte Sitz. — Kreuz- und Queergänge. — Der Wurstmarkt. Bänkelsängerei, Volkslieder und Volksbücher. — Der Club. Das Weingericht. Der starke Held.

Mannheim hab' ich am 21. September verlassen, heute ist bereits der 28., und noch hab' ich unterdessen nicht ein Wort geschrieben. Wie wär' es auch möglich gewesen? Köstliche Tage in einer noch köstlicheren Gegend verlebt, machen gar leicht Feder und Griffel vergessen! Wenn es immer so wäre, wie in den sechs letzten Tagen, ich glaube, ich würde das Schreiben verlernen, die Dinte könnte sich zu schwarzem Marmor verhärten, ich würde wenig darnach fragen, und die Welt — die Welt würde noch weniger dabei verlieren. Aber heut' ist ein garstiger Tag: trüb', nebelfeucht, wolkig und regnerisch, kurz unausstehlich. Die Welt muß es büßen, daß er so überzwerg in meine Freuden fällt — ich schreibe wieder. Und das Erste, was mir einfällt, ist Kotzebue's Lied: „Es kann ja nicht immer so bleiben." Gesungen hab'

ich's schon oft, erfahren noch öfter, auch heute wieder. Kotzebue war schuld, daß ich länger in Mannheim blieb, als meine Absicht war, vielleicht auch, daß ich in Dürkheim bin. Eigentlich war er auch nicht eben schuld, aber doch eine Ursache mit. — Ich will's erzählen.

Ich war spazieren gegangen auf die Kuhwiese vor dem Heidelberger Thor draußen. Es war Abend und trüb und nebelig, wie die ganze erste Hälfte des Septembers, und über den Rhein herüber wehte eine kühle, schaurige Herbstluft, die sich feucht auf die Haut legt und fast bis auf die Seele. Ich tappte hin und her in dem feuchten Grase dieser Niederung, ich suchte einen bestimmten Platz, und ruhte nicht, bis ich ihn gefunden zu haben meinte. Da standen auf dem Raume von ein paar Ruthen die Herbstzeitlosen dichter beisammen, und waren röther, als die andern, just wie mit Blut gedüngt. Sie wiegten die Häupter hin und her, und neigten sich gegen einander schwermüthig, als führten sie ein süßtrauriges Gespräch mit einander. Sie erzählten sich die Geschichte vom 20. Mai 1820. Die interessirte mich, denn ich war dabei. Vielleicht stand ich an jenem Morgen auf demselben Flecke. — Da war eine lange Gasse von Soldaten gebildet, und zwischen ihr bewegte sich ein seltsamer Zug aus der Stadt heran, einige Wägen rings von Dragonern umgeben, und in dem ersten saß ein Mann, der hielt einen schönen, bleichen Jüngling mit langem, rabenschwarzem Haar im Arme, und der Jüngling grüßte das Volk umher wehmüthig freundlich, und das Volk weinte. Und als der seltsame Zug auf der Wiese angelangt

war, führten sie den Jüngling auf das Gerüste, das da aufgeschlagen war, und lasen ihm ein Urtheil vor von Rechts wegen. Und er hörte es ruhig an, setzte sich auf den Stuhl, und der alte Wittmann von Heidelberg, der daneben stund, zitterte. — „Gott, du hast mich in Gnaden angenommen!" seufzte der Jüngling, und alles Volk wartete in Todesangst auf einen lauten Gnadenruf. Es schlägt halb sechs Uhr, das breite Schwert blitzt, das schöne jugendliche Haupt sinkt auf die Brust herab; noch einmal saus't das Schwert, und jetzt erst ist es vom Rumpfe getrennt — denn der alte Wittmann hatte gezittert, wie noch nie, und ist seit dieser Stunde nicht mehr froh geworden.

Das war die Geschichte, von der die Zeitlosen mit einander wisperten, und der ich so aufmerksam zuhörte, daß ich, ohne zu wissen wie, mitten unter ihnen am Boden saß. Und das Gras war naß und kalt. — „Du bist blaß und frierst!" sagte Gustav, als ich nach Hause kam, ich aber kehrte mich halb weg, und sagte: „Komm, wir wollen Punsch trinken."

Am andern Morgen aber hatte ich eine Art Fieber, und Gustav behauptet sogar, ich habe phantasirt und viel von dem Reiter gesprochen, der auf dem Richtstuhl davongeritten sei. Kurz ich mußte einige Tage das Zimmer hüten, und mein Arzt meinte, ich sei doch nicht ganz gesund, aber eine Traubenkur könne mich wohl am besten herstellen. Da ward denn das zwei Meilen entfernte Städtchen Dürkheim an der Hardt zu meinem Herbst-Aufenthalt ausersehen, und flugs eilte ich wieder nach dem schönen Rheinbaiern.

Ich kann Gott nicht genu g fün diese Wendung der Dinge danken, denn ich wäre wohl nirgend so schnell genesen, und befände mich nirgend so wohl, als in dieser wahrhaft zauberischen Gegend. Ich hatte mir ihre Herrlichkeit lange nicht so groß gedacht, als sie wirklich ist, und noch als ich mich dem Hardtgebirge wieder näherte, ließ ich mir nicht träumen, daß ich in ein solches Paradies einziehen würde. Es war just Mittag, und bekanntlich ist der einer Landschaft nie so vortheilhaft, als Morgen und Abend. Die schöne Bergkette lag zwar vor mir, die Ruine der Abtei Limburg schaute von ihrer Höhe herab, die stattlichen Orte am Abhange des Gebirges zeigten sich schon in der Ferne, aber den Bergen fehlte das wesentlichste Erforderniß der Schönheit — Wald. Das ist der einzige Mangel an diesem Theile des Hardtgebirges. Dafür aber ist der Abhang und der Fuß bis weit in die Ebene heraus mit dem Grün der Reben ganz überdeckt, eine Schönheit, die erst recht aufgeht, wenn man näher kömmt.

Aber alle Schönheiten zumal gehen am Abend auf, besonders an einem Herbstabend, wenn die ganze Gegend in Duft und Dämmerung träumt. Geh' dann eine kleine Strecke in die Ebene hinaus, wende dich um, und sieh' die Berge an, wie sie einen feinen Nebelschleier um sich ziehen, wie der Abendrauch vielgestaltig über der tief liegenden Stadt schwebt, und das Abendroth einen schimmernden Lichtschein hineinwirft und wie die Ruine der Abtei hoch und hehr hernieder schaut; geh' durch die Stadt in das Thal, wo die Berge dich sammt den Hütten einiger Dörfer und den

einfarbigen, blaßgrünen Herbstwiesen so eng und traulich einschließen, und Limburg dich überall begleitet, bis du am dunkeln, waldigen Hintergrunde auch die Hardenburg erblickst; oder steige zur Abtei hinauf, und sieh' träumend hinaus in die träumende Ebene und in das friedliche, dämmernde Thal — da wirst du nichts mehr vermissen, gar nichts, und in die Seele zieht dir eine Ruhe wundersüß und stille, wie Seligkeit, und daneben doch wieder eine Sehnsucht, aber nicht nach der Ferne, nein, die Sehnsucht, immer da bleiben zu können. — — — — — — — —

Es war gut, daß mein Engländer hereintrat, ich wäre sonst in Begeisterung gerathen, was in den Augen Vieler stets ein Fehler ist. Nun er wieder fort ist, will ich kalt und gelassen erzählen, und zwar zuerst von Dürkheim selbst. Es ist eine kleine Stadt, zum Theil eng und winkelig, wie die meisten der Art, an vielen Stellen aber auch freundlich durch geräumige Plätze und neue hübsche Gebäude. Es soll natürlich auch von den Römern herstammen, als ob das die größte Ehre sei, die einer deutschen Stadt widerfahren könne. Andere wollen es von den Thüringern herleiten, und mich wundert nur, daß noch niemand auf die Türken verfallen ist. Freilich sind die zu jung dazu. Jedenfalls ist und bleibt es ein alter Ort, mag nun der Vigiliusthurm, dessen Reste noch in den Weinbergen nördlich von der Stadt zu sehen sind, von den Römern herstammen, oder nicht. Dürkheims Schicksal im dreißigjährigen und im orleanischen Kriege war dasselbe, wie es die Städte der Pfalz sammt und sonders getroffen. Die fürstliche Linie von Leiningen-

Hardenburg, der es gehörte, verlegte im Anfange des vorigen Jahrhunderts ihre Residenz von der nahen Burg in die Stadt, erbaute ein Schloß, und goß einigen Schimmer über die Stadt, der mit der französischen Revolution erblich und erlosch. Namentlich ward das Hoftheater gerühmt, das Iffland von Mannheim aus leitete.

Von allem dem ist nichts geblieben, aber Dürkheim braucht auch nichts der Art, um einer der angenehmsten Aufenthaltsorte zu sein, es hat einen überschwänglichen Reichthum an der Schönheit seiner Umgebung, und sein Weinbau, seine Gewerbe und die sich kreuzenden Straßen sichern seine Existenz zur Genüge. Eines nur wundert mich, daß noch kein Arzt es unternommen hat, Dürkheim zu einem Badeorte hinauf zu poussiren. Etwas mehr Lärm über die Salzquellen, über die köstliche Traubenkur und die Pracht der Gegend, und ich stehe dafür, es würde ein beliebter Kurort werden, vorzüglich auch für die, welche den Wein für eines der belebendsten Arcane halten. Denn hier sitzt man so recht mitten in den duftendsten Blumen: auf der einen Seite Ungstein, Kallstadt und Herxheim, auf der andern Wachenheim, Forst und Deidesheim — lauter Namen, die weit und breit guten Klang haben.

Da sitz' ich denn auch, esse täglich vor Mittag vier bis fünf Pfund Trauben, gehe mit dem besten Appetit zu Tische, mache die herrlichsten Spaziergänge, und trinke des würzigen Weines nicht eben wenig. Wer würde da nicht gesund? — Dabei ist der Gasthof zu den vier Jahreszeiten ganz vortrefflich: neu,

groß, elegant und dirigirt von einer Wirthin, der ich das Prädicat musterhaft nicht versagen kann. Sie ist bereits weit und breit bekannt unter dem Namen der „schönen Anna," und mag früher allerdings eine Schönheit gewesen sein. Ihrem Gesichte nach wäre sie es heute noch, aber die Schäfertaille ist dahin, und hat einer übergroßen Corpulenz Platz gemacht. Ihrer Beweglichkeit scheint dies jedoch keinen Eintrag gethan zu haben. Sie ist munter und gesprächig, und das etwas gebrochene Deutsch läßt ihr überaus wohl. Dabei ist sie allenthalben im ganzen Hause selbst zur Hand, ohne darüber die Gäste im mindesten zu vernachlässigen. Mit guter Manier weiß sie ein allgemeines Gespräch einzuleiten, und sobald es im Gange ist eilt sie wieder an eine andere Stelle, wo ihre Gegenwart nothwendig ist. Diese Gewandtheit, Freundlichkeit und Gutmüthigkeit machen sie angenehm und achtungswerth zugleich. Ihrer Sorgsamkeit schreibe ich es zu, daß ich nichts von dem Comfort vermisse, der jetzt im Leben, wie in Reisebeschreibungen unumgänglich nothwendig ist, weßhalb ich nicht umhin konnte, das Wort wenigstens einmal zu gebrauchen.

Meine Tischgesellschaft wechselte beständig, obgleich die Gegend noch lange nicht so besucht ist, wie sie es verdient. Einige stereotype Personen bilden den festen, bleibenden Kern der Tafel. Darunter ist namentlich ein Engländer, ein seltsamer Kauz, den ich näher beleuchten muß. — Bekanntlich haben die Engländer vorzugsweise das Recht, seltsam zu sein, und da man in unserer Zeit keine Reise mehr machen kann, ohne hin und wieder auf einige Söhne und Töchter Albions

zu stoßen: so bilden sie billig auch in Reiseberichten die Staffage eines und des andern Bildes. Der, welcher mir eben sitzt, um sein Conterfei im Abrisse zu nehmen, hat eine Gestalt wie Pitts Carricatur: Beine vier Fuß lang, einen verhältnißmäßig langen und dünnen Oberleib und ein ebenso langgezogenes Gesicht, das man auf den ersten Anblick für fossil halten könnte.

Unsere erste Bekanntschaft rührt von der Annäherung unserer beiderseitigen Beine her. Wie ich nämlich zum erstenmal zur Tafel komme, sitzt die ganze Gesellschaft bereits fest, und die Suppe wird herum gegeben. Ich nehme den leeren Platz ein dem Engländer gegenüber, der mit zurückgelegtem Leibe wie versteinert sitzen bleibt, während die ganze Umgebung meine Verbeugung gegen die Gesellschaft artig erwidert. Das hätte angehen mögen. Aber empörter waren meine Füße, die unter dem Tische keinen Platz fanden, weil ihre englischen Collegen unmittelbar vor dem Stuhle lagen. Ich machte einige schüchterne Versuche, um ein Arrangement zu treffen, aber es war, als wären die überseeischen Füße von Stein, sie machten nicht die leiseste Anstalt, sich zurückzuziehen. Bescheiden zog ich die meinigen unter meinen Stuhl zurück, und wiederholte nur von Zeit zu Zeit jene Versuche, doch mit gleich geringem Erfolg. Zum Glücke lief eben ein Hund ins Zimmer, und befand sich bald unter dem Tische. Da fing ich plötzlich an, auf die Füße meines vis-à-vis ohne Erbarmen loszutreten, und rief beständig: „Willst du hinaus, Bestie!“ Mit einem Wuthblick sah mich der Brite an, und schlegelte fürchterlich mit seinen langen Beinen.

„Verzeihung, mein Herr!“ sagt' ich, „ich wollte den Hund vertreiben, und traf unglücklicherweise Ihre Füße, die ich nicht so weit auf meiner Seite vermuthet hatte.“ — In demselben Augenblicke lief der Hund unter dem Tische hervor zur Thüre hinaus. Die britischen Füße hatten das Feld geräumt, und ihr Eigenthümer aß schweigend fort, und zwar in wahrhaft grandiosem Styl. Ich hatte meine Freude daran, ihm mit der ausgesuchtesten Höflichkeit so oft als möglich die Schüsseln zu reichen, die er nie verschmähte. Dadurch überwand ich ihn so weit, daß er fast freundlich wurde, und unsere Bekanntschaft war gemacht. Am Abende tranken wir sogar eine Flasche miteinander, und in der Frühe des zweiten Morgens stand mein himmellanger Gentlemann vor mir, einen weißen Strohhut auf dem Kopfe, einen schwarzen Regenschirm in der Hand, in dem noch eine Reitgerte von eleganter Arbeit steckte. Ich machte ihn aufmerksam darauf, daß Regen durchaus nicht zu fürchten sei. „Man weiß nicht wozu es gut ist“, erwiderte er mir, „ich trage stets mein Paraplui.“ Ich ließ ihm gern die Freude. Die schöne Anna fragte, ob wir nicht einen Führer nöthig hätten. Der Engländer schüttelte den Kopf, und sagte: „Ich war schon überall.“

Wir gingen, und zwar nicht zuerst in das Thal, sondern südwärts von der Stadt auf einem Feldwege unter einem großen Steinbruch hin, immer die erhabene Ruine der Abtei Limburg im Auge, die, als der leuchtendste Glanzpunkt der Gegend, unser nächstes Ziel abgeben sollte. Wir schritten queer durch ein kleines Thälchen, in dessen Grunde das Dörfchen Seebach

liegt, und bestiegen dann den Klosterberg von der Südseite auf einer Treppe von rohen Feldsteinen. Ein Gang, der bei der beträchtlichen Höhe fürchterlich ermüdet. Aber mein Englishman hatte allerdings den geeignetsten Weg gewählt, den, auf welchem man von minder Schönem zum Schöneren hingeführt, sonach überrascht wird.

Die Ruine, die nächste Umgebung und die Aussicht in die Ferne, alles gleich herrlich. Der Berg, dessen Gipfel die Abtei krönt, ist der Ausläufer eines Rückens, frei von drei Seiten, abgerundet, aber leider kahl. Um seinen Fuß lagern sich kleine Dörfchen, die Stadt nimmt die ganze Thalmündung ein, ihr zur Seite rebenreiche Berghänge, hinter ihr ein ausgedehnter Wiesengrund mit den Gradierhäusern der Saline Philippshalle, und dann die weite Ebene, der Rhein, Worms, Mannheim, Speier und die blaue Kette der Bergstraße.

Das Thal selbst vereint Romantisches und Idyllisches auf die lieblichste Weise. Drei Dörfchen liegen in seinem engen Grunde, zwei am Fuße des Klosterberges, eines drüben an der kahlen Höhe, auf welcher die Heidenmauer und der Teufelsstein sich befinden. Mühlen und Hammerwerke mitten in den Wiesen des Thales, durch die sich ein Bach windet, die Heerstraße, welche drüben an den Bergen hinzieht, und der Teich, in dem sich die Hütten zweier Dörfer spiegeln, beleben das ganze Bild ungemein. In dem waldigen Hintergrunde aber liegt wieder ein Dorf und über demselben die mächtige Ruine der Hardenburg mit dem rothen Gemäuer ihrer gebrochenen Thürme und zertrümmerten Hallen. Ueber dem allem lag die duftige Frische

eines milden September-Morgens, auf den glatt geschorenen Wiesen, die in dieser Zeit nur einen Ton haben, den des lichten, saftigen Grüns, weideten ganze Heerden von Kühen, Rindern, und Ziegen. Ein überaus liebliches Bild.

Nicht minder anziehend ist die Abtei selbst — ihre Geschichte wie ihre Trümmer. Ursprünglich mag wohl eine römische Verschanzung diese Höhe eingenommen haben, später besaßen die salischen Herzoge hier eine Burg, welche Kaiser Konrad II. häufig bewohnte. Die Sage will, sein kleiner Sohn sei aus einem Fenster dieser Burg gestürzt, und am Fuße der Mauer todt aufgehoben worden; die betrübte Gisela habe hierauf ihren kaiserlichen Gemahl bewogen, diese Pfalz in ein Kloster umzuwandeln. Am 12ten Juli 1030 legte er wirklich den Grundstein zur Kirche, und am nämlichen Tage auch den zum Speierer Dome. Das neue Kloster, das mit Mönchen vom Orden des hl. Benedict besetzt wurde, blühte kräftig empor, und ward eines der berühmtesten und reichsten in Deutschland. Die Chronisten wissen nicht genug zu erzählen von der Herrlichkeit desselben, und namentlich sagt der berühmte Abt Trithem von Sponheim, daß die Limburger Kirche die prächtigste des ganzen Ordens gewesen sei.

Nach jenen Beschreibungen und den noch vorhandenen Resten war sie im gothischen Style des elften Jahrhunderts erbaut. Drei Thürme zierten die Stirnseite, die überdieß durch ein reich verziertes Portal und eine große Zahl kunstvoller Sculpturen und Statuen geschmückt war. Zwanzig Säulen von enormer Größe, jede aus einem Steine gehauen, trugen die Gewölbe,

über denen ein Dach aus Steinplatten lag. Wände und Gewölbe waren mit Fresken bedeckt, und das Tageslicht fiel durch Glasgemälde in die prachtvollen Hallen auf mehr als zwanzig kostbar ausgestattete Altäre, deren jeder eine hochberühmte Reliquie in sich schloß. — Welch ein Verlust für die Geschichte der Kunst ist schon der Untergang dieses einzigen Gebäudes!

Die erste Zerstörung der Abtei, und damit das Erlöschen ihres Glanzes, fällt in das Jahr 1504. Bereits zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts waren die Grafen von Leiningen zu Schirmvögten des Klosters bestellt worden, und einer derselben baute (1222) die Hardenburg auf dem Gebiete des Klosters, ungeachtet alles Widerspruchs des damaligen Abtes. Von jener Zeit an schreiben sich die Zwistigkeiten zwischen Leiningen und Limburg, welche im Laufe der Zeit so weit gediehen, daß sich das Kloster unter kurpfälzischen Schutz stellte. Aber der baierische Erbfolgekrieg brach aus, der Kurfürst von der Pfalz konnte das Kloster nicht mehr schützen. Da flüchteten die Mönche den größten Theil der Kostbarkeiten nach Speier, wohin sie sich selbst begaben. Graf Emich VIII. von Leiningen-Hardenburg überfiel das Kloster, als die pfälzische Besatzung abgezogen war, bei Nacht, ließ es völlig ausplündern, und steckte es in Brand.

Fenimore Cooper, der vor mehreren Jahren durch Dürkheim reis'te hat aus dieser Geschichte den Stoff zu seinem Roman „Die Heidenmauer" geschöpft. Mein Begleiter hatte das Buch in der Tasche, stellte sich in die Ruine der Kirche, etwa an die Stelle des

Hochaltars, und las nun mit einem Pathos, das zu seiner langen Gestalt und zu seinem versteinerten Gesichte trefflich paßte, die Beschreibung jener Zerstörung, in welcher der fanatische Mönch, der einzige, der im Kloster zurückgeblieben war, am Altare unter den Flammen und den einstürzenden Gewölben endete.

Cooper hat hier aus der geschichtlichen Person des alten gebrechlichen Laienbruders Johannes, des Schreiners, eine wahrhaft poetische, wohlgelungene Figur gemacht. Mein Engländer, der übrigens nicht gut auf die Amerikaner zu sprechen ist, zeigte sich ganz begeistert von der Schilderung jener Scene in dem Roman, obgleich er behauptete, Sir Walter Scott oder Lytton Bulwer würden ein noch größeres Meisterwerk aus dem romantischen Stoffe geschaffen haben. Er schien stolz darauf zu sein, daß die Engländer und Amerikaner nach Deutschland kommen müßten, um die brach liegenden romantischen Felder zu bearbeiten. Hier mußt' ich mein Vaterland gegen ihn vertheidigen, obgleich ich wußte, daß man vergeblich gegen den eigensinnigen Stolz des Inselvolkes kämpft.

Ich behauptete, Coopers Heidenmauer sei nicht eben ein mißlungenes Werk, aber unter seinen übrigen vielleicht das wenigst gelungene, und selbst Walter Scott oder Bulwer wären nicht im Stande gewesen, diesen Stoff mit solcher Meisterschaft zu behandeln, als ein deutscher Romandichter, ersten Ranges. — Da unterbrach er mich heftig, und demonstrirte mir vor, wie ja die deutschen Romandichter zu Scott und den übrigen Engländern in die Schule gegangen seien. Ich erwiderte ihm dagegen, das sei wahr, aber abgelernt

hätten sie ihnen, außer der unlieben Umständlichkeit und Breite, gar wenig. „Scott“, sagt' ich, „war ein gründlicher Kenner des Mittelalters, aber mehr des britischen als des deutschen, und Cooper lieferte treffliche Seegemälde und Scenen aus den amerikanischen Kriegen, aber das deutsche Mittelalter kennt er nicht ganz; er, der Sohn eines Landes, welches keine Geschichte hat, kann es nicht vollkommen kennen. Ja ich wundere mich, daß er im Stande war, seiner Heidenmauer so viel von dem mittelalterlich deutschen Anstrich zu geben, als sie wirklich hat. Ich bewundere ihn darob, kann aber nicht umhin, zu behaupten, daß der Roman unter den Händen unseres Spindler ein ungleich größeres Meisterwerk geworden wäre. Er ist es, der jene Zeit in ihren kleinsten Nuancen erfaßt hat, und ihr Bild unverwischt wiedergeben kann. Namentlich ist er der Maler für solche Scenen, wie etwa die Zerstörung der Abtei. Wo er seinen Pinsel in das düstere Gluthlicht des Schauders und Schreckens taucht, da ist er unübertrefflicher Meister.“

Hierauf versprach ich meinem Begleiter, auf der Hardenburg das Capitel des Cooper'schen Romans zu bezeichnen, welches ich für das gelungenste halte. Er steckte das Buch zu sich, und nun durchstöberten wir die ganze Ruine, offenbar eine der interessantesten des Landes.

Von den ursprünglichen Gebäuden ist in jenem zwölf Tage andauernden und während dieser Zeit sorgfältig unterhaltenen Brande nichts unversehrt geblieben, als der südliche der drei Thürme, an dem man allein noch den Styl des ersten Baues erkennen kann, und

der noch manche halb zertrümmerte Zierde an Rinnsteinen, Statuen und sonstigen Sculpturen aufweis't. Alles übrige ist aus dem sechzehnten Jahrhunderte, in welchem Kirche und Kloster wieder aufgebaut wurden, freilich weder so reich, noch so schön, als im elften. Die Mauern der Kirche, welche größtentheils noch vorhanden sind, geben den sprechendsten Beweis, daß der spätere Bau kaum ein Schatten des ursprünglichen gewesen.

Da die Abtei nicht mehr mit Gewalt zertrümmert wurde, sondern nach der Reformation allmälig von selbst zerfiel, so erkennt man noch die ehemalige Bestimmung der einzelnen Gebäude. So lehnt sich nördlich an die Kirche der Raum, um welchen die Zellen gebaut waren, und daneben der Kreuzgang und die Abtswohnung. Küche, Begräbnißgewölbe und Badhaus schließen sich an den nördlichen Kreuzflügel an. Die gothischen Bogen des Kreuzganges sind theilweise noch unbeschädigt, einzelne Steine mit Wappen und Inschriften, welche auf die Herstellung des Klosters deuten, liegen unter den Trümmern und unter den Gewölben. Alles zusammen aber gibt ein trauriges Bild der Verwüstung, aber eine kostbare Zierde der herrlichen Gegend ab.

Das war nun alles genau betrachtet, alles genossen, und wir schickten uns an, in das Thal hinabzusteigen und den gegenüber liegenden Berg zu erklimmen. Ohne lange einen Weg zu suchen, schritten wir geradezu den steilen Klosterberg hinab nach dem kleinen Dörfchen Hausen, das am Fuße desselben liegt, und seinen Ursprung einem der drei Nonnenklöster Hausen,

Schönfeld und Seebach verdankt, welche von Limburg abhängig waren. Wir überschritten das Thal, und betraten die Landstraße, verließen sie jedoch alsbald wieder, und stiegen hinter dem Dorfe Grethen in einer ausgetrockneten Wetterrinne den steilen Berg hinan. Es war neun Uhr, der Himmel zwar nicht unbedeckt, aber die Luft schwül wie an einem Sommertage. Ich konnte mir nicht bergen, daß die Anstrengung einer solchen Bergwanderung meinen noch etwas angegriffenen Körper sehr ermüde, und doch wollte der Deutsche nicht hinter dem Sohne Alt-Englands zurückbleiben. Der griff mit seinen langen Beinen gewaltig aus, machte Schritte wie ein Strauß, und sobald sich die Sonne nur blicken ließ, spannte er seinen Regenschirm auf, und spielte mit der Gerte so ruhig, als ob er auf ebener Straße schlendere, während ich nicht geringe Mühe hatte, gleichen Schritt mit ihm zu halten.

Ziemlich erschöpft — wenigstens war ich es — langten wir auf dem Berge an. Dort mußten wir eine kurze Strecke ostwärts gehen, und kamen an einen jungen Föhrenwald, welcher leider die ganze Gipfelfläche bedeckt, um die sich die sogenannte Heidenmauer zieht. Es gibt so viele kahle Stellen an diesen Bergen, denen der Wald wahrhaft zur Zierde gereichen würde, von diesem ehemaligen Lagerplatze dagegen hätt' ich ihn weggewünscht, weil im jetzigen Zustande kein Ueberblick möglich ist.

Diese Heidenmauer ist ein Wall von großen Feldsteinen, über zwölf Fuß hoch und an der Erde gegen hundert Fuß breit. Ihr Umfang, der die ganze Gipfelfläche des nach Südost auslaufenden steilen Berges

einnimmt, beträgt etwa eine halbe Stunde. Da wo die Höhe mit dem fortlaufenden Rücken zusammenhängt, ist noch ein Graben sichtbar. Sechs Eingänge führen in das Innere des Raumes, in welchem man eine große Zahl von Gruben und aufgehäuften Steinhügeln bemerkt.

Schon auf dem Donnersberge hatte ich den Rest eines solchen Walles gesehen, die Heidenmauer aber ist von ungleich höherer antiquarischer Bedeutung, da sie noch ganz erhalten ist, und als das bedeutendste Werk der Art in der Gegend einen anschaulichen Begriff von jenen großen Lagern auf den Bergen gibt, die dem frühesten Alterthum angehören, sei es nun, daß die Römer oder die Alemannen oder die Celten sie angelegt haben. — Die gewöhnlichste, wohl auch die wahrscheinlichste Annahme ist, daß dieses großartige Lager ein Werk der Römer, in der Völkerwanderung aber von den Hunnen benützt worden sei.

Mein Begleiter hatte bereits vor einigen Tagen den ganzen Wall umschritten. Das war mein Glück, sonst hätte ich diese mühsame Wanderung ohne Zweifel mit ihm machen müssen. Er hatte nicht wenig Lust, den Gang zu wiederholen, und zog schon die Uhr aus der Tasche, um sich zu merken, wie viel Zeit wir dazu brauchen würden. Ich erklärte jedoch, daß ich heute gern auf dieses Vergnügen verzichte, da wir ohnehin noch eine weitere Wanderung vorhätten, ich aber noch nicht ganz von meinem Unwohlsein genesen sei. Somit wendeten wir uns nordwestwärts, und schritten auf der kahlen Höhe dem nahen Teufelssteine zu. Ein Felsblock ist's, mindestens zwölf Fuß hoch und

mehr als eben so viel breit. Er ragt auf der weiten kahlen Fläche aus dem Boden, als sei er dahin gelegt worden, so vereinzelt steht er da, wo weit und breit umher nur mäßige Felsstücke aus dem Sande hervorstehen. — Man irrt schwerlich, wenn man diesen Felsen für einen heidnischen Opferaltar hält. Er selbst, wie die ganze Umgebung, spricht für diese Vermuthung. So nahe jenem großen Lager, so frei liegend, daß ein ganzes Heer sich um ihn sammeln konnte, so erhaben, daß die Opferflamme nicht blos im Lager und auf den nahen Bergen, sondern bei Nacht selbst in der Ebene gesehen werden konnte, war er unstreitig der geeignetste Ort für die religiöse Feier jener Völker.

Ohne Zweifel hat ihm auch jene Bestimmung seinen Namen erworben, da die christlichen Priester sich eifrig bemühten, dem Volke Furcht und Abscheu vor allem Heidnischen einzuflößen, und darum die heiligen Orte der heidnischen Vorzeit als Lieblingsstellen des Satans bezeichneten. Auf diese Weise wurde auch der verrufene Stein durch die Sage in Verbindung mit dem Bau des Klosters Limburg gebracht, was um so leichter geschehen konnte, je mährchenhafter die Pracht jenes Baues so wie die Schwierigkeit seiner Aufführung dem Volke in der That erscheinen mußte.

Die Sage vom Teufelsstein erzählt nämlich, der leidige Satan, der überhaupt ein Schalk sein soll, sei als Maurergeselle durch das Land gezogen, und eines Tages zu den Bauleuten auf dem Limburger Berge gekommen. Die waren eben in großer Noth über tausend Schwierigkeiten, welche sich ihnen entgegen stellten. Der Teufel fragte, was sie vorhätten, und

wie er denn mit aller Schalkheit doch ein dummer Teufel ist, ließ er sich von ihnen weis machen, es solle da ein großes Wirthshaus gebaut werden. Sogleich bot er sich zum Gehülfen an, und nun ging die schwierige Arbeit mit reißender Schnelligkeit von Statten. Namentlich schaffte der wunderbare Gesell alle die größten Steine und die zwanzig riesenmäßigen Säulen für die Kirche im Flug herbei. Wie aber die Mauern immer höher emporstiegen, da ging's beim Teufel ans Kopfschütteln, er wurde zweifelnd und ungläubig, und als ihm endlich ganz die Augen aufgingen, war er außer sich vor Zorn. Er eilte tief in das Gebirg hinein, raffte den größten Felsblock auf, den er finden konnte, und begab sich damit auf den Berg bei der Heidenmauer, um von da aus das verhaßte Klostergebäude da drüben mit einem Wurfe zu zertrümmern. Schon holt er aus, im nächsten Augenblick wird der Fels sausend über das Thal fliegen. Siehe da steht ein altes Mütterchen, nach Andern eine weiße Frau, hinter dem Teufel, zupft ihn am Aermel, und er fühlt, daß der Stein weich wird wie Wachs oder Butter. Wüthend wirft er ihn hin, setzt sich grimmig darauf, und durch Berg und Thal schallt sein entsetzliches Zorngeheul. In diesem Zorne thut er noch etwas, was ich nicht vor allen Ohren sagen darf. Der Eindruck seiner Krallen in die weich gewordene Masse ist dem Steine geblieben, auch sein Sitzfleisch hat tiefe Spur gelassen, und selbst eine tiefe Rinne von jenem Sitz am Felsen herab ist noch zu sehen.

Wie eine Signalstange stand mein Engländer mit seinem Strohhute längst auf dem Teufelssteine, als

auch ich hinauf stieg, um die satanischen Eindrücke zu betrachten, mehr aber um mich in der Runde umzusehen. Die Abtei jenseits des Thales ist hier der Glanzpunkt der Aussicht.

Auf dem Bergrücken schritten wir dann gegen Westen dem Walde zu. Ich sehnte mich lebhaft nach seinem Schatten. Aber länger, als ich es wünschte, sollt' ich seiner genießen. Mein Gentleman, der einen Führer verschmäht hatte, weil er den Weg schon einmal gemacht, stand plötzlich steif, und drehte seine ganze Gestalt im Kreise. Er brummte Einiges in den Bart, oder vielmehr in seine weite, lockere Halsbinde, in die er bisweilen das Kinn bis an den Mund verbarg, dann pfiff er unter stetem Kopfnicken in einem Tone, den man den Bedenklichkeits-Pfiff nennen könnte, aber es half alles nichts, er hatte die Richtung verloren — ein Weg war gar nicht da — und die Sonne schien just auch nicht Willens zu sein, aus ihren Wolken zu treten, und der grüne Buchenwald war dicht und schattig. Er wollt' es jedoch nicht Wort haben, daß er ein unsicherer Führer sei, und schritt aufs Gerathewohl tiefer in den Wald hinein. Entweder war's auf eine Ueberraschung abgesehen, oder er wollt' es frei haben, den Fleck, auf welchen uns der Himmel führen würde, für sein vorgestecktes Ziel auszugeben.

Wir kamen an eine Schlucht, und ich machte den Vorschlag, dieser zu folgen, weil sie uns doch in das Thal hinabführen würde. Vergeblich — er bestand hartnäckig darauf, mich an das vorgesteckte Ziel zu bringen. Nun ging's wieder eine steile Höhe hinauf, ein Weg, den mir nur der frische, kühle Buchenwald

erträglich machte. Ich troff von Schweiß. Endlich — nein, nicht endlich, sondern erst in der Hälfte des Tages — standen wir oben vor einer mächtigen Felsmasse, schroff, eckig, überhängend, kurz grotesk und pittoresk.

„Das ist der Runenfels, an den ich Sie führen wollte," sagte der Engländer, und schon sah ich ihn an den steilen Felsen emporklimmen, wie eine große Kreuzspinne, ohne daß er Regenschirm und Reitpeitsche aus der Hand ließ. Ich betrachtete mir indessen das Felswerk, und suchte die Runen daran, konnte aber keine entdecken. Da beschlich mich ein Mißtrauen gegen meinen wunderlichen Führer, doch hab' ich später gehört, daß es wirklich der Runenfels war, den jedoch die Bewohner der Gegend den Ranfelsen nennen.

Man sollte nie zu viel Schönes und Interessantes kurz nach einander sehen, am wenigsten wenn man müd' und hungerig ist, weil da selbst das Schönste verliert. So hatte mir die Ermüdung bereits den rechten Sinn genommen, und jetzt in der Erinnerung erst empfind' ich wieder lebhaft die Reize, welche die Aussicht von dem Runenfelsen bot. Sie ist nicht breit und umfassend, aber weit hinaus fliegt der Blick über den Rhein zu den jenseitigen Bergen. Der Punkt ist hoch, und der Duft der Ferne umzieht die Gegenstände, aber gerade dieses dünne, matte Blau, das dort draußen über der Ebene schwimmt, hat etwas Süßes, Träumerisches, und contrastirt herrlich mit dem Grün des kräftigen Waldes, der die Felskuppe umgibt.

Bald tauchten wir wieder hinab in dieses Grün. Vom Fuße des Runenfelsens senkt sich der Berg steil

abwärts, in eine enge, kühle Waldschlucht von überaus köstlichen Schattens. Ehe wir unten waren, gab's jedoch noch einige heiße Minuten. Mein Begleiter sollte bestraft werden für das unmenschlich weite Ausgreifen seiner Beine. Den ganzen Abhang deckte tiefes dürres Laub, in dem wir bis über die Knöchel wadeten, und das dem Blicke die Wurzeln und losen Steine verbarg. Alt-Englands Sohn schritt, wie bisher, rasch voran. Sei's nun, daß er an einer Wurzel strauchelte, oder ein loser Stein unter seinem Fuße wich — kurz, ich sah die himmellange Gestalt stürzen, wie eine entästete Tanne, der weiße Strohhut rollte den steilen Abhang hinunter und sein Besitzer, eingehüllt in eine Lavine von dürrem Laube, ihm nach. Ich war nicht im Stande, ihm schnell genug zu Hülfe zu eilen. Eine Buche, die im Wege stand, hielt den Knäuel auf, er wäre sonst unfehlbar bis auf den Boden des Pfaffenthales hinabgerollt.

Eben hob sich der unaussprechliche Theil seines Leibes aus dem Laubbette empor, als ich bei ihm anlangte. Hierauf erschien auch der Kopf wieder, aber mit verwirrtem Haare, das die dürren Blätter seltsam zierten. Regenschirm und Reitpeitsche hielt er noch fest in der Hand, und während er Haupt und Kleider von den Anhängseln säuberte, brummte er einige englische Kraft-Ausdrücke. Zum Glück war er mit einigen unbedeutenden Quetschungen davon gekommen, und hatte nun gelernt, seine voreiligen Beine einigermaßen im Zaume zu halten. Behutsam stiegen wir bis zu dem voraus geeilten Hut hinab, und traten bald aus dem

kühlen Waldschatten des Pfaffenthales hinaus in das Dürkheimer Thal.

Es ist hier enger und frischer, als am Fuße des Limburger Berges, aber auch einsamer. Einige Krümmungen folgten rasch auf einander. Wir gingen an einer Papiermühle vorüber, und bald sahen wir die rothen Trümmer der Hardenburg vor uns und die Häuser des Dorfes, das unmittelbar unter ihr liegt. Ein wahrhaft romantisches Bild in engem Rahmen.

Mein Begleiter seufzte bisweilen schwer, was mir zu seinem starren Gesichte nicht recht passen wollte. Ich fragte, ob er vielleicht doch durch den Fall einen bedeutenden Schaden genommen habe. Er verneinte, und sah schwermüthig auf seine Uhr, die bereits halb Zwei zeigte. Im Hirsch zu Hardenburg ward mir die Quelle dieser Seufzer vollends klar: sie dauerten so lange, bis eine ordentliche Mahlzeit auf dem Tische stand. Er aß und trank wieder wahrhaft erhaben, obgleich er unaufhörlich gegen die deutschen Speisen murrte. Er hatte die Beine wieder ausgereckt, Gottlob nicht gegen die meinigen — und trank mit dem größesten Behagen ein Glas nach dem andern. Da war es schwer, ihn wieder in den Gang zu bringen, so rasch er sonst vom Wege schritt. Ich erinnerte ihn, daß wir auf der Hardenburg noch ein Capitel aus Coopers Heidenmauer zu lesen hätten. Das wirkte.

Wir erstiegen die unbedeutende Anhöhe, auf welcher die Burg ruht, mit ihrem Rücken an eine schroffe Felswand gelehnt. Ein gewaltiges Getrümmer, dessen einzelne Theile aus verschiedener Zeit stammen. Da sind noch die dunkeln Thorwege erhalten und einige

feste Hallen, große runde Thürme mit enormen Mauern, darunter einer mit einem wohl erhaltenen gewölbten Raume, in dessen Boden eine runde Oeffnung in eine dunkle Tiefe führt, von der einem graut, wenn man an die schrecklichen Verließe denkt. Da steigt man in einen weiten Felsenkeller hinab, dort hinauf in die Räume ehemaliger Prachtsäle und Rüstkammern, da ist ein verschütteter Brunnen, da ein unterirdischer Fluchtweg — kurz, man hat alles beisammen, was zu einer ausgedehnten Ritterburg gehört, und kann mit einiger Phantasie den größten Theil dieser Räume in ihren ehemaligen Stand setzen.

Der Engländer zog seinen Cooper hervor, und ich schlug ihm das Capitel auf, in welchem der originelle Wettkampf im Trinken mit großer Meisterschaft beschrieben wird. Ich halte es für das gelungenste im ganzen Buche. Interessant war es mir, in diesen Tagen in einer kleinen Schrift über das Kloster Limburg zu finden, daß Cooper jene Scene nicht erdichtet hat, sondern daß ein solcher Saufkampf wenige Jahre vor der Zerstörung der Abtei wirklich vorkam, aber nicht zwischen dem Grafen von Leiningen und einem Abte von Limburg, sondern zwischen diesem und einem angesehenen Bürger des nahen Städtchens Wachenheim. — Der Engländer las, und ergötzte sich weidlich daran. Er stimmte meinem Urtheile bei, daß Cooper das deutsche Mittelalter in dieser Beziehung am besten erfaßt haben möge. Ich aber meinte, er könne das auch von den Engländern abgesehen haben, denn diese seien anerkannt die würdigsten Rivalen der Deutschen im Essen und Trinken, ja ich wolle den Britten in die-

ser Hinsicht selbst nicht den Vorrang streitig machen.

Von der Aussicht nur einige Worte. Sie ist, wie Alles umher, köstlich. Da liegt gegen Osten das ganze Thal mit seinen Dörfchen, Mühlen und Hammerwerken, rings von Bergen umschlossen, daß der Blick nirgend in die Ebene schweifen kann; und wie die Sonne am Morgen ihr Licht auf die rothen Thürme der Hardenburg warf, und in die düstere Waldung um sie her, so schaute jetzt die Ruine der Abtei verklärt vom Abendscheine herüber. Und seh' ich nach Westen, da ist nichts als tiefer Wald, ein enger Thalgrund mit seinen Wiesen und dem raschen Isenach. Herrliche Contraste!

Bei diesem Blick nach Westen deutete mein Engländer über das Thal hinüber nach den Felsen einer jenseitigen Höhe, und sagte: „Dort ist der Nonnenfels.“ An dem waren wir vorüber gegangen, als wir aus dem Pfaffenthale nach Hardenburg gingen. Damals hatte er nichts davon verlauten lassen, er hatte nur geseufzt, aber auch jene Seufzer hatten nicht der schönen Einsiedlerin Adelinde gegolten.

Da ich nicht weiß, ob ich den Nonnenfelsen noch besteigen werde, so will ich hier schon berichten, welche Bewandtniß es mit demselben hat. Die Tochter eines Grafen von Leiningen-Hardenburg liebte einen Knappen ihres Vaters. Dieser war aufs höchste aufgebracht, als er von dem Einverständnisse der beiden jungen Leute Kunde erhielt. Der Jüngling mußte vor dem Zorne des beleidigten Vaters fliehen, der ihn mit dem Tode bedrohte. Er zog als Kreuzfahrer in das heilige

Land, und fand dort seinen Tod. Die Jungfrau, die den Geliebten nicht vergessen konnte, und von dem erzürnten Vater hart behandelt wurde, begab sich in ein Kloster. Um aber dem väterlichen Schlosse näher zu sein, kehrte sie mit einer andern Nonne zurück, und baute sich an jenem ausgehöhlten Felsen eine Klause. Hier lebten die beiden Eremitinnen Jahre lang, und theilten ihre Zeit zwischen Gebet und Sammeln heilsamer Kräuter und Wurzeln. Da geschah es eines Tages, daß der Graf von Leiningen auf der Jagd einen schweren Fall that. Die Klausnerin war mit thätiger Hülfe zur Hand, und rettete durch ihre Kunst des Vaters Leben, ohne von demselben erkannt zu werden. Nach seiner Genesung besuchte sie der Graf mit den Seinigen, um ihr seine Dankbarkeit zu beweisen, und jetzt erst erkannte er sie wieder. Alles Zureden und Bitten vermochte aber nicht, sie zur Rückkehr in die väterliche Burg zu bewegen, die fromme Abgeschiedenheit war ihr lieb geworden, sie blieb bis zum Tode in ihrer Klause. Von dieser ist nun zwar nichts mehr zu sehen, wohl aber noch der kleine Betaltar und die Lagerstelle der Jungfrau in dem Felsen, die durch Thüre und Riegel geschützt war. —

Durch die düstere Halle des Hauptthores verließen wir die Hardenburg, und gingen auf einem schmalen Pfade nach dem Dorfe hinab. Er führte uns an das Räderwerk eines Eisenhammers. Wir gingen über den Steg, und traten in die halb unterirdische Werkstätte. Da unten war's völlig Nacht, und das Feuer der großen Esse warf seinen rothen Schein in die dunkeln Räume und auf die geschwärzten Gesichter der Arbeiter;

draußen rauschte das Wasser, da innen ächzte der Blasbalg, und dazwischen tönten von Zeit zu Zeit die schweren Schläge der Hämmer, unter denen sich die glühenden und sprühenden Eisenmassen in bestimmtere Formen fügten. Das Heimliche und Malerische dieser Cyklopen-Werkstätte hielt uns lange gefesselt, und die sich rundende Mondscheibe stand schon über der Ruine der Abtei, als wir den Rückweg nach Dürkheim antraten. Ueber dem Thale lag ein feiner Nebel, den der Mond versilberte, und durch denselben schimmerten die Lichter der nahen Dörfer und Mühlen; hinter uns thürmten sich die waldigen Höhen dunkel über der Hardenburg auf, vor uns ragte Limburg auf seiner kahlen Höhe gespenstig in den blühenden Nachthimmel hinauf. So endete dieser reiche Tag auf entzückende Weise.

Es ist eine wahre Wohlthat für die Seele, daß man in solchen Augenblicken nicht viel mit einander sprechen kann, sondern still neben einander hergeht, und in den Anblick der Landschaft wie in einen Traum versinkt. Mein Engländer pfiff nur leise vor sich hin. Bald aber fing er gedämpft an zu singen: „Alt-England ist ein Edelstein.“ Das hätte mich fast verdrossen, und es fehlte wenig, so hätte ich ihn durch ein deutsches Lied unterbrochen. Aber da ich sah, wie die schöne Mondnacht leise Erinnerungen an die Heimath in ihm weckte, stört' ich ihn nicht, sondern unterdrückte die schon auf meiner Zunge schwebenden Worte: „Am Rhein, am Rhein da wachsen unsre Reben.“

*

So reich wie der Tag, den ich eben beschrieben, waren die vier folgenden nicht, aber an sich noch unendlich schöner, lieblicher, als dieser — wahrhaft selige Tage, wie sie der Herbst bisweilen noch vereinzelt vom blauen Himmel in das ersterbende Leben der Erde hereinwirft, daß wir Menschen noch einmal die Flügel unserer Seele recht weit ausbreiten mögen, ehe wir sie zusammen falten und uns zum Winterleben verpuppen. Mir ist, als seien die vier letzten Tage die schönsten des ganzen Jahres gewesen.

Ich bin nicht mehr des Morgens frühe weggegangen, um die Traubenkur nicht zu unterbrechen, aber im Garten bin ich häufig umhergewandelt zwischen den Ruinen des Sommers und den Herbstblumen, den Astern, bei deren Anblick mich stets ein leises Frösteln beschleicht, wie bei dem der Zeitlosen auf den Wiesen. Ich hab' ihrer jedoch nicht viel geachtet, weil ich einen lieben Freund bei mir hatte, nicht den Engländer, sondern einen wackern Deutschen aber mit morgenländisch glühender und blühender Phantasie. Es ist Rückert, auch nicht er selbst, sondern seine Gedichte. Zwei Bände hab' ich bereits zur Hand, ein Schatz ohne Gleichen, und noch steht so vieles zu erwarten, wenn Rückert alle die zerstreuten Blätter sammelt und die bestaubten aus dem Pulte zieht. Wenn er sie nur alle wieder findet die zersprengten Kinder, auf daß keines derselben verloren gehe; denn selbst was man etwa für das Geringste halten möchte, ist dennoch lieblich und schön. So frisch sich glücklicherweise in neuerer Zeit die deutsche Lyrik entfaltet, so ist doch Rückert in Ansehung des Reichthums (und noch in gar manchem

anderen Betrachte) ohne Gleichen. Er ist ein Baum, von dem die Blüthen des Morgen- und des Abendlandes in nie gesehener Fülle niederregnen; er ist ein Thurm, an dem beim leisesten Lufthauch hundert Glocken läuten, er ist ein Meer, das Millionen goldener Sterne wiederspiegelt, das mit dem Schaume seiner Wellen spielt, mit dem Donner seiner Wogen an das Ufer schlägt, und in seiner Tiefe eine Saat von blitzenden Perlen, einen Wald von rothen Korallen birgt. Wenn Rückert eine Handvoll Staub in die Höhe wirft, so fällt er als duftender Blüthenstaub auf uns nieder. Eines nur ist mir leid, daß ihn seine Vorliebe für den Orient zu weit vom deutschen Boden abzieht, den ich vorzugsweise von ihm bearbeitet sehen möchte. O wenn ich die „fünf Märlein zum Einschläfern für mein Schwesterlein“ lese, diese überaus lieblichen Geschöpfe des kindlichsten Dichtergemüthes, da bin ich ordentlich böse, daß ihrer nur fünf sind. Wenn ich an „Nal und Damajanti“ denke, dann muß ich immer sagen: Was könnte unter dieser Hand aus so manchem deutschen Volksmährchen werden!

Ich bin aus einem poetischen Garten in den andern gekommen, von Rückert hinweg in die prächtige Gegend hinaus, also eigentlich gar nicht aus der Poesie heraus. Mit dem Engländer bin ich in das Jägerthal gefahren. Es ist die Fortsetzung des Dürkheimer Thales hinter Hardenburg, schmal und grün und schattig, auch viel stiller, als irgend eine Partie des Neustadter oder Frankensteiner Thales, von welchem letzteren man hier nicht eine volle Meile entfernt ist. Der Fürst von Leiningen hatte im vorigen Jahrhundert

ein Jagdschloß hier erbaut, und das Wild in den Wäldern und Thälern umher wohl gehegt, aber die Franzosen haben der Herrlichkeit ein Ende gemacht, wie so vielem. Nur ein Forsthaus steht noch hier und dabei eine Samendörre in dem ehemaligen Marstalle des Fürsten. Nicht fern davon am Eingang eines Seitenthälchens war dem Manne ein Tempelchen erbaut, der die Welt in jener Zeit durch seine Idyllen begeisterte. Vielleicht haben die fürstlichen Herrschaften hier bisweilen ein Geßner'sches Schäferleben geführt, etwas materieller wohl, als die duftigen arkadischen Hirten auf Geßners Triften, darum wahrer, aber gewiß nicht schöner.

Das Geßner-Tempelchen ist zertrümmert, wie das Jagdschloß, und nur einige Reste davon liegen noch zerstreut umher. Die idealische Schäferzeit ist auch vergangen, und Geßner selbst liegt überdeckt von dem Moose der Zeit, und das Schilf seiner grünen Wiesen ist über ihn gewachsen. Es ist ein eitel Ding um den Ruhm! Der liebliche Geßner ist sogar mit schuld daran, daß das Idyll selbst einigermaßen in Mißcredit gerathen ist. Es ist ein Feld, das jetzt zu wenig angebaut wird. Die rosenrothen Schäfer Geßner's mag ich zwar gern entbehren, und habe sie mir auch hier nicht vergegenwärtigen mögen, aber die zauberische, wahrhaft hingehauchte Sprache des lieblichen Dichters hat mich an dieser Stelle wieder angeweht, und darum hab' ich seinem Andenken gern eine Stunde geweiht.

Eine große Zahl freundlicher und schattiger Seitenthäler öffnet sich zu beiden Seiten des Jägerthales,

namentlich eines, das nach dem „hohen Berge" führt. Nur eine halbe Stunde war ich hier wieder von dem Drachenfelsen entfernt, den ich vor dritthalb Monden von Frankenstein aus bestiegen. Dies noch einmal zu thun, war an diesem Nachmittage nicht möglich, der Mühe werth wär' es gewiß, und ich hab' es noch nicht aufgegeben, diesen interessanten Punkt der Gegend im Laufe dieses Herbstes nochmals zu betreten.

Unsere Rückfahrt fiel wieder in den späten Abend. Sie wird mir lange im Gedächtniß bleiben wegen eines kleinen Abenteuers, das uns begegnete. Zwischen Hardenburg und der Stadt holten wir zwei Bauernwägen ein, an denen wir vorbei zu kommen suchten, weil sie äußerst langsam vor uns her fuhren. Es war jedoch unmöglich, unser Vorhaben auszuführen, weil die Fuhrleute ihre Pferde jedesmal rasch nach der Seite lenkten, auf der wir vorbei wollten. Vergebens riefen wir ihnen zu, sie verlachten uns. Mein Engländer brummte, rief bald englisch, bald gebrochen deutsch, und die Grobiane lachten noch mehr. Da sprang er wüthend von dem Tilbury hinab, streifte die Rockärmel im Fluge etwas hinauf, stürzte auf den nächsten der beiden Fuhrleute zu, hob ihn auf rechte Boxer-Manier in die Höhe, und setzte ihn mit solcher Gewalt auf einen der breiten Gelände-Steine, daß ich glaubte, der Stein müsse wenigstens einige Zoll tiefer in die Erde sinken. Ich mußte schnell beispringen, um den andern Gesellen zurück zu halten und meinen Gefährten zu besänftigen, der im Stande gewesen wäre, seinen Gegner rücklings über den hohen Rain hinab zu werfen, wenn er ernstlichere Miene gemacht

liche Schlößchen mit seinem großen Garten, ist aber, wie alle Güter der Art, in den Besitz eines Privaten übergegangen, der, ohne Zweifel für wenig Geld, hier einen kostbaren Schatz erworben, wenn man die wunderherrliche Fernsicht über das Pfälzerland hin so in Anschlag bringt, wie sie es verdient.

Von Herxheims Hügel zieht es einen unwiderstehlich nach dem nahen Battenberg hinüber. Das Dorf liegt auf dem Gipfel einer beträchtlichen Anhöhe, die Reste der alten Burg unfern des Dorfes. Diese ist zu einem modernen Landsitz umgeschaffen, und nur ein Thurm aus früherer Zeit ist übrig geblieben, den der jetzige Eigenthümer herstellen ließ, und der eine Aussicht gewährt noch umfassender, als die von dem Söller des Neuleininger Schloßthurmes, auf dem ich vor einem Monate in das reiche Land hinaus geschaut. Wir sind demselben hier wieder so nahe, daß nur ein Thal uns von dem Städtchen trennt, und die ganze liebliche Umgegend Grünstadts zu unsern Füßen sich ausbreitet. Und doch sind wir nicht über eine Meile von Dürkheim entfernt. So nahe aneinander reihen sich die Schönheiten in diesem Lande, und namentlich ist die Kette des Hardtgebirges eine wahre Perlenschnur. —

Auf dem Rückwege machen wir eine kleine Ausbeugung, die uns etwa eine halbe Stunde weiter in das Vorhügelland hinaus führt. Was uns dahin zieht, ist das kleine Landstädtchen Freinsheim, das zwischen den freundlichen Hügelwellen liegt, über welche ganze Haine von Kirschbäumen die rothen und falben Herbstblätter streuen, während daneben die reifenden Trauben

durch das grüne Weinlaub schimmern. Zur Zeit wann die Kirschen blühen oder reifen, muß es hier überaus schön sein.

Das Städtchen selbst ist seinem Ursprunge nach uralt, nicht so nach seiner inneren Gestalt, die im Laufe der Zeit manche Umwandelung erfahren; aber ein alterthümliches Ansehen gibt ihm die noch wohl erhaltene Ringmauer mit den dunkeln Thoren, die hübsche Stiftskirche aus der mittleren Zeit, und das nahe sogenannte Schlößchen, ein ehemaliger Rittersitz derer von Geispitzheim. In der Nähe desselben, nicht weit von der Mauer des Städtchens, fließt eine Schwefelquelle, die mir jedoch nicht von sehr starkem Gehalte zu sein scheint.

Ueber unserm Gange ist der Abend herangekommen, und an dem großen Stadtbrunnen finden sich die Mägde mit ihren Wassergefäßen zahlreich ein. Fröhliches Geplauder, leises Kichern und lautes Lachen mischt sich mit dem Rauschen des Röhrwassers. Sie lachen über uns, weil wir so aufmerksam nach ihnen hinüberschauen. Sie meinen, es gelte ihren Personen, und wissen nicht, daß es die idyllische Gruppe ist, die wir betrachten, und daß unsere heitere Miene nichts ist, als der Ausdruck des Wohlgefallens an einem heiteren, rührigen Volke, das nach der schweren Arbeit des Tages noch so fröhlich und munter ist, wie am frühen Morgen.

*

Gottlob! das fürchterliche Getümmel des Wurstmarktes ist vorüber, in meinem Gasthofe etwas mehr

haben würde, sich seiner zu erwehren. Zum Glücke war der Bursche ganz verblüfft durch den windschnellen Angriff und das unsanfte Zusammenstoßen mit dem harten Sitze. Die Beiden kamen mit einer tüchtigen englisch-deutschen Lection davon, und wir fuhren rasch voran.

*

Noch hab' ich dich von Dürkheim aus nicht am Abhange des Gebirges hin und in das Vorhügelland geführt, das zwar zu jeder Zeit, im Herbst aber vorzüglich anziehend ist. Ich war bis jetzt selbst nur auf der nördlichen Seite, kann darum vor der Hand auch nur dahin dein Führer sein. Zwischen zahllosen Weinbergen hin, aus deren Grün bereits die Trauben hell und durchsichtig schimmern, schreiten wir dem nahen, unscheinbaren Dörfchen Pfeffingen zu, von dem nichts als der Name an die ehemalige mächtige Grafschaft erinnert, welche später in Leiningischen Besitz übergegangen ist. Bald sind wir in dem Dorfe Ungstein, einem der berühmtesten Weinorte des Hardtgebirges, dessen Erzeugniß unter die feinsten und lieblichsten Weine gerechnet wird. Kallstadt aber, dessen Kirchthurm nicht lange nachher sichtbar wird, während die Häuser noch in einem Walde von Obstbäumen traulich versteckt sind, liefert den König unter den rothen Hardtweinen. Den Vierunddreißiger würd' ich jedem Burgunder vorziehen.

Das hübsche Dorf lehnt sich an den Abhang der Gebirgskette, und schaut über sein kostbares Rebengefilde hin bis zum Rheine; hinter ihm aber steigt ein Berg hinan, der beinahe die Höhe des Donnersberges

erreicht. Es ist der Peterskopf mit seiner kahlen Spitze, von der das Aug' ein unvergleichliches Rundgemälde überschaut. Gegen den Rhein hin liegt die Ebene mit ihren reichen Schätzen ausgebreitet — ein sonniges Land, auch im Herbstgewande noch entzückend, und in entgegengesetzter Richtung treten mir andere, meist schon bekannte und lieb gewordene Bilder entgegen: Berghäupter mit dunkeln Waldesmassen und dem falben Laube herbstlicher Buchen, zur Linken die Abtei Limburg, tief unter mir, als rage sie aus einem Thale herauf, und nicht gar ferne davon der hohe Drachenfels. Zur Rechten die Leiningischen Burgruinen, das Dorf Karlsberg und in der Ferne der blaue Rücken des Donnersberges.

Auf dem Peterskopfe sind Spuren einer ehemaligen Wohnung. Wer mag sich hier oben angesiedelt haben? Vielleicht nur ein Eremit. Wer es aber gewesen sein mag, er hatte einen grandiosen Gedanken. Wir müssen gestehen, die Alten waren weit poetischer als wir.

Wer aus triftigen Gründen die Ersteigung des Peterskopfes unterlassen muß (durch unwichtige lasse sich niemand abhalten) setze den Spaziergang doch bis Battenberg, wenigstens bis zu dem nahen Herxheim fort. Es liegt vor dir an einer sonnigen Anhöhe, viel höher, als die Dörfer umher. Ein unansehnliches Dorf, aber ein guter Weinort, der so freundlich von seinem Rebenhügel in die weite Ebene hinausblickt. Die Bischöfe von Speier hatten ihren Krummstab auch auf diesen Hügel gesetzt, wie sie denn überhaupt die schönsten Orte längs dem weinreichen Hardtgebirge sich allmälig angeeignet hatten. Noch besteht das bischöf-

Ruhe, in der Stadt förmliche Stille eingekehrt. Es waren Tage wahrhaft anstrengender Fröhlichkeit. Es gehören starke Nerven dazu, so etwas durchzumachen vom Anfang bis ans Ende. Und doch mocht' ich um keinen Preiß versäumen, ein sogenanntes Volksfest in Rheinbaiern in seinem ganzen Umfange zu betrachten. Ich hatte mehr als eine Woche lang davon reden hören, hatte die wahrhaft ungeheueren Zurüstungen in den vier Jahreszeiten mit angesehen und das betrübte Gesicht der schönen Anna, mit dem sie den wolkigen Himmel und den strömenden Regen in den drei letzten Septembertagen betrachtete. Während der drei Regentage nichts als Lamentationen von allen Seiten. Mir hatte das Wetter schon aus andern Gründen nicht gefallen, nun ward es mir vollends unausstehlich, weil ich mit den Andern fürchtete, der Wurstmarkt möchte zu Wasser werden. Aber der Himmel meinte es besser mit uns allen, als wir ihm zugetraut. Am Morgen des ersten Oktobers erschienen die Sonne und die schöne Anna wieder mit strahlenden Gesichtern. Es war Sonnabend, ohnehin aller Welt Rüsttag, für die Dürkheimer aber ein um so außerordentlicherer, da er der Vorabend des Wurstmarktes war.

Der Sonntag ging etwas trüb' auf, und das Barometer der Erwartungen wollte bereits wieder sinken, als sich die Sonne doch durcharbeitete. Der Tag blieb heiter, aber kühl. Die Fremden strömten in solch außerordentlicher Zahl herbei, daß die Gasthöfe und Wirthshäuser sie unmöglich alle fassen konnten. Zum Glück war das auch nicht nöthig, da die ganze Geschichte im Freien spielte, auf den Wiesen bei der

Saline östlich von der Stadt. Dahin strömte Alles, und das Getümmel, welches anfangs die Gassen erfüllte, verlor sich bald, um einer gänzlichen Stille Platz zu machen.

Mit Gustav, der am Abend vorher angekommen war, ging ich auf die Wiesen, aber vergeblich sah ich mich da nach dem Volksfeste um. Volksgedränge genug, aber kein Volksfest; nirgend etwas Nationelles, Volksthümliches, nicht einmal ein rechter Jahrmarkt. Selbst der Wirths- und Krämerbuden sah ich wenige, von einem Wettrennen oder irgend einem andern Festspiele war gar keine Rede. Das Einzige, was originell genannt werden mag, ist die beispiellose Wurst-Consumtion. Da glüht eine zahllose Menge von Kohlenfeuern auf der Wiese, in den Pfannen zischen Würste von allen Gattungen und in großen Töpfen brodelt und dampft das frische Sauerkraut. Es ist eine wahre Lust, mit anzusehen, wie die Leute sitzend und stehend ihre Wurst verzehren, daß ihnen die fette Brühe am Kinn herunter läuft, aber Appetit hat es mir nicht machen können.

Die schöne und vornehme Welt, die fast in noch größerer Masse zugegen ist, als das gemeine Volk, windet sich unaufhörlich durch das dichte Gewühl, und scheint nicht müde zu werden, die verschiedenen Scenen des Wurstmarktes zu betrachten. Andere besteigen den großen Balcon, welcher an dem Gasthause aufgeschlagen ist, das zunächst an der Wiese steht. Von da überschaut man mit Ruhe und ohne Anstoß die wogende Menschenmasse, aber freilich sieht man nichts anderes, als daß es da unten bunt untereinander wimmelt und quirlt.

So wenig nun dieses bunte Treiben den Namen eines Volksfestes im engeren Sinne verdient, so hat es doch seine schönen Seiten. Dahin gehört das Zusammentreffen so vieler Freunde und Bekannten, die sich sonst oft Jahre lang nicht sehen würden, und der Anblick der wahrhaft erheiternden Fröhlichkeit dieses rheinischen Volkes. Lust und Freude liegen im Charakter, man kann sagen im Blute dieser Menschen, und es bedarf nur des leisesten Anstoßes, um sie zum wahren Jubel zu steigern. Da ist denn der Wein, welchen die nahen Berge und Hügel liefern, das rechte Mittel, und seine Wirkungen äußern sich auf hundertfache Weise. — Wie schade, daß dieser Fröhlichkeit nicht irgend ein sinniges Element zur Folie dient! Der Wurstmarkt könnte ein prächtiges Volksfest sein, wenn irgend ein bedeutsamer Brauch aus alter Zeit, ein aus dem Volke selbst hervorgegangenes sinnvolles Spiel als Haupt-Ergötzlichkeit sich durch das Ganze hindurchzöge. Und wenn es nur eine groteske Hanswurstiade wäre, sie wäre hier an ihrem Platze. So bleibt es aber, aller Annehmlichkeiten ungeachtet, nichts als ein Eß- und Trinkfest.

Das Tanzen nicht zu vergessen! — Das wird in grandiosem Style getrieben, und man läßt sich's wirklich sauer werden. So scheint es wenigstens dem Zuschauer. Das Volk tanzte bereits am lichten Tage und die Nacht hindurch auch; die Vornehmeren und die sich für solche halten, drängten sich auf den Ball in dem großen Hause an der Wiese, demselben, an dem der Balcon angebracht war. Da wurde in mehreren Sälen getanzt, und jeder derselben war zum Er-

drücken voll, vor allen aber die sogenannte Todtenlade, ein langer, niedriger Saal, dessen Decke wirklich die Form eines Sargdeckels hat. Es war darin zum Ersticken.

Wie wohl war mir, als ich das Vergnügen des ersten Tages überstanden hatte, und in meinem Bette lag, ein Gefühl, das Hunderte entbehren mußten, weil nicht Betten genug in Dürkheim gewesen wären, um alle Wurstmarkt-Gäste aufzunehmen. Viele hatten gar kein Unterkommen gesucht, und selbst die, welche keines fanden, ließen sich dadurch nicht übel daran machen, sie blieben auf dem Ball, tanzten bis zum anbrechenden Morgen, und fuhren mit schwerem Haupt und müden Gliedern weg, um zu Hause auszuschlafen.

Das Wetter ist unbeständig wie das Glück, man kann sich auf keines von beiden verlassen. So heiter der Sonntag gewesen war, so trüb' und regnerisch der Montag. Natürlich war große Betrübniß im Lande, denn die meisten von denen, welche gewöhnlich erst am zweiten Tage ankommen, wenn das größte Getümmel vorüber ist, blieben heute aus. Deßungeachtet war noch eine namhafte Zahl von gestern übrig. Das Gedränge blieb dasselbe, nur die Scene war verändert — gestern im Freien, heute in den Gasthäusern. So oft der Regen nachließ, strömte Alles auf die Wiese, aber nur, um bald wieder in die Buden und Häuser getrieben zu werden.

Meine Hauptfreude hatt' ich an diesem Tage an den Polichinellen und Bänkelsängern, die trotz Wind und Regen ihre Drehorgeln tönen ließen, während im Innern der Säle und Buden Sänger und Harfne-

rinnen, Musikanten und Spaßmacher aller Art ihr lärmendes Wesen trieben.

Ich höre, den Bänkelsängern mit der bemalten Leinwand soll in Baiern die Ausübung ihrer freien Kunst ferner nicht mehr gestattet werden. Ich habe nichts dagegen, sofern man nur die Darstellung, das Besingen und Beschreiben gräßlicher Raub- und Mordgeschichten verbietet, die auf das Volk eben so wenig günstig wirken, als öffentliche Hinrichtungen; aber ein gänzliches Verbot thäte mir leid, weil das Volk dadurch etwas verlöre. Gibt es ja doch Gottlob! noch Züge des Edelmuths, der Tapferkeit, der Liebe, der Geduld und der Selbstverläugnung, die man auf solche Weise dem Volke noch eindringlicher vorhalten kann, als durch den Kalender oder selbst durch manche Predigt. Hier mag eine Censur allerdings heilsam seyn, und es dürfte der Mühe lohnen, die Bänkelsängerei zwar sorgfältig, jedoch nicht allzu ängstlich und engherzig zu überwachen, ja selbst durch Männer, die mit dem Sinne und den Bedürfnissen des Volkes vertraut sind, interessante Begebenheiten, Ereignisse und hervorstechende Züge aus dem Leben einzelner Menschen in erwecklicher Weise und wahrhaft volksthümlich bearbeiten zu lassen, und sie den Bänkelsängern auf gute Art, ohne direkten Zwang und Befehl, in die Hände zu spielen. Leicht ist die Sache allerdings nicht, aber segensreich könnte sie werden, so unbedeutend sie manchem erscheinen mag.

Wie diese Sänger, so muß ich die Polichinelle in Schutz nehmen. Ich habe schon manche Stimme gehört, die sich gegen diesen Zweig der Volksbelustigung

erhob, und den Hanswurst aus der Welt verbannt wünschte. Langweilige Pedanten sind's, welche die Kinderwelt nicht kennen und das Volk nicht; die aus Ueberklugheit oder Prüderie die sogenannten Dummheiten und Rohheiten des Polichinell-Theaters verachten und verdammen. Wer denkt nicht mit wahrhaft kindischer Freude an die seligen Tage zurück, welche die Jahrmarkts-Belustigungen ihm bereiteten? War es da nicht das geheimnißvolle Gestell mit dem rothgestreiften Baumwoll-Ueberzuge, dem wir durch alle Gassen nachliefen, ohne recht begreifen zu können, wie es von selbst sich fortbewege? Sind wir nicht Stunden lang davor gestanden, und haben uns ergötzt an den burlesken Bewegungen des buntscheckigen Hanswursts und an seinen drolligen Spässen? War's nicht ein wahres Jubelgeschrei, wenn er einen von seinen listigen Streichen ausführte, oder selbst einmal in die Klemme gerieth? Und wenn am Abend die Lichter brannten, und Genoveva in dem glitzernden Kleid erschien, und mit männlicher Fistelstimme ihr hartes Schicksal beklagte, stand da nicht die ganze Volksmasse bis zu Thränen gerührt und schweigend, so daß man keinen störenden Laut vernahm?

Geht! nehmt doch den Kindern und dem Volke seinen Polichinell nicht! Was er uns einst war, ist er dem Volke noch, und wird es ihm und den Kindern immer bleiben. Wenn ihr den Hanswurst todtschlagt, was wollt ihr ihnen dafür geben? Er ist uralt, und hat sich erhalten bis auf diesen Tag, weil er in der That unersetzlich ist. Ich gestehe, ich möcht' ihm heute noch zuweilen nachlaufen, und geh' ihm niemals aus

dem Wege, weil er mich nicht nur an die seligen Stunden der Knabenzeit erinnert, sondern weil ich auch den kecken, derben Volkswitz und die oft sehr treffende Satyre, wie sie aus der Masse des Trivialen hervorblitzen, für sehr schätzbare Funken halte. Freilich sind die Späße bisweilen zu derb, und beleidigen selbst das sittliche Gefühl, doch hab' ich mich zur Stunde noch nicht überzeugen können, daß das Unheil, welches sie anrichten, so groß sei, daß Polichinell deßhalb den Tod verdiente, so wenig wir Shakspearen seines oft sehr derben Witzes wegen confisciren werden. Kurz ich möchte lieber den Cölner Carneval und alle ähnlichen zu Grunde gehen sehen, als den Untergang des Polichinell erleben.

Auf Messen und Jahrmärkten versäume ich es auch nie, die schwäbischen Weiber aufzusuchen, welche auf einem äußerst bescheidenen Gestelle die neueste Literatur von Reutlingen, gedruckt in diesem Jahr, ausgelegt haben. Da gehen die Leute vornehm an einem vorüber, lächeln, werden wohl gar schamroth für einen, daß man solch dummes und gemeines Zeug nur eines Blickes würdigen könne. Wir wollen uns dadurch nicht irre machen lassen, sondern die Siebensachen alle nur um so genauer betrachten. Zuerst die zwei, drei, vier schönen neuen Lieder. Wunderliche Dinge durcheinander. Hie und da ein zartes oder ein körniges Volkslied, und auf demselben Blatte wieder eine von den modernen, lauwarm abgewaschenen Sentimentalitäten, oder gar ein förmlich unzüchtiges Liedchen. Hier das naive, einfach gemüthliche: „Soll ich leben oder sterben?“ und dabei: „Einsam bin ich nicht alleine,“ oder

gar: „Mädchen mach' die Locke vor.“ — Wie schade, daß sich hier nicht die rechten Hände in das Spiel mischen, und dieses äußerst wichtigen Mittels, veredelnd auf das Volk zu wirken, sich bemächtigen.

Nicht als ob ich wünschte, man möge hier auf puritanische Weise zu Werke gehen, dem Volke seine Lieder nehmen, und an ihre Stelle lauter moralische und religiöse Gesänge schieben. Schon ein Gedanke der Art wäre Unsinn und Frevel zugleich. Man müßte mehr negativ als positiv verfahren, mehr das Unsittliche zu verbannen, als gerade Neues zu machen suchen. Das Volk soll, wird und muß singen und fröhlich sein, und wird sich die ihm eigenthümlichen Lieder nicht nehmen lassen, und das mit Recht. Das Volk als solches hat ein tiefes Sittlichkeitsgefühl, ohne sich dessen selbst bewußt, darum auch ohne ängstlich dafür besorgt zu sein. Was aus ihm hervorgegangen, kann nach unsern Begriffen bisweilen unschicklich erscheinen, unsittlich ist es selten oder nie. Aber das Volk ist auch wie ein Kind, es greift nach allem, was du ihm in irgend einer ihm gefälligen Gestalt bietest; es versucht Alles, wie das Kind, und kann durch eine Frucht schon vergiftet sein, wenn es sie auch in der kürzesten Zeit wieder wegwirft. So will es die schlechten, unsittlichen Lieder nicht, aber wenn sie ihm geboten werden, versucht es sie wenigstens, und hat sich den reinen Geschmack verdorben, ehe man sich dessen versieht.

Das ist der Grund, warum man hier besonders verhütend einwirken muß. — Und sind wir denn nicht reich genug an ächten zarten und körnigen Liedern? Kriegslieder, Wanderlieder und vor allen Liebeslieder

muß das Volk haben, und wir Deutschen besitzen deren eine große Zahl. Gebt ihnen diese lieblichen Klänge wieder, gebt ihnen die keuschen Liebeslieder in der einfachen ächt volksthümlichen Weise, und wenn ihr's im Stande seid, wie etwa unser Uhland, dichtet ähnliche, schlicht, einfach, tief und zart, oder markig derb, gebt sie hin an die Orgelmänner und auf den Tisch der schwäbischen Liederkrämerinnen, aber treibet um Gottes willen das fade, wässerige und unsittliche Zeug hinaus! Ich ärgere mich, wenn ich einen Handwerksburschen auf der Landstraße singen höre: „Einsam bin ich nicht alleine.“ Ich mag dem faden Jungen nicht ins Gesicht sehen. Und wenn ein Landmädchen in der Rheinpfalz Kartoffeln hackt, und singt: „Um holbe neuni,“ so möcht' ich mir die Ohren zuhalten und davon laufen.

Ja, ihr liebe Herren, da sitzet ihr zu Hause, und verbrechet euch den Kopf über einem griechischen Accent oder einem hebräischen Kibbuz; da dreschet ihr Acten früh und spät, da schreibet ihr der Bücher mancherlei, und an das arme, gute, liebe Volk denkt kein Mensch. Da haltet ihr Europa im Gleichgewicht, und machet Constitutionen und Gesetzbücher und Schulpläne die Menge, aber da, wo es wahrhaft noth thut, rührt sich keine Hand.

In ähnlicher Weise wie mit den Liedern ist's auch mit den Volksromanen, nur daß da noch nicht so viel verdorben ist. Sie bestehen alle noch: Genoveva, der Kaiser Octavian, die schöne Hirlanda, Herzog Ernst, die schöne Magelone, der gehörnte Siegfried, die geduldige Helena, Peter mit den silbernen Schlüsseln,

und wie sie alle heißen die „schönen, anmuthigen und lesenswürdigen Historien.“ Vor allem aber behauptet der Heros des deutschen Volkswitzes, Tyll Eulenspiegel, seinen wohl verdienten Rang noch immer.

Das Volk kauft diese Bücher noch, wie früher, um einige Kreuzer, trotz allen Zeitschriften und Pfennig-Magazinen und allen Aufklärungsmitteln der heutigen Welt. Warum thut's das Volk? — Es will die Weisheit des Lebens im Gewande des körnigen Witzes, wie er noch in ihm selber lebt; es will Poesie, jene einfache, kindliche Poesie, wie sie in seinen Erzählungen, Mährchen und Gleichnissen selbst hervortritt. Das Volk muß neben seiner Bibel, seinem Gesang- und Gebetbuche, neben seinen Predigten, seinem Kalender und seinem Noth- und Hülfsbüchlein auch Romane haben — freilich nicht die Ritter-, Räuber- und Liebesromane, wie sie seit lange gleich Pilsen aus der Erde wachsen, sondern ächte Volksromane, die das Leben in erwecklichen Bildern einfach kräftig darstellen, und christlich veredelnd auf die Gemüther wirken. Gebt ihm die rechten, damit es nicht nach den schlechten greife, wie es hin und wieder bereits geschieht. Die Traumbüchlein mag man verbieten und confisciren, aber wo man etwas nimmt, muß man etwas Besseres an die Stelle setzen.

Es ist so leicht, die ungemeine Wichtigkeit dieses kleinen Jahrmarkt-Buchhandels einzusehen, und doch wird er so gar nicht benützt, um wahrhaft veredelnd auf das Volk zu wirken. Warum fassen ihn die Männer nicht besser in das Auge, denen die Gabe verliehen ist, ächt volksthümlich zu schreiben? Es sind ihrer frei-

lich nicht sonderlich viele in unserer vornehmen Zeit, aber ausgestorben sind sie mit Hebel auch noch nicht. Wenn sie sich nur mehr zu dem lieben Volke herunterlassen und sich demselben anheimeln wollten. So kenne ich unter andern einen Mann (es ist der Verfasser des „Volksbüchleins", Aurbacher in München) dem es gegeben ist, erbauliche und ergötzliche Historien in der angedeuteten Weise zu erzählen. Ihm und seines Gleichen möcht' ich gern auf jedem Jahrmarkte begegnen, und zwar in dem schlichten löschpapierenen Gewande des Tyll Eulenspiegel, damit das Volk um wenige Kreuzer Bekanntschaft mit ihnen machen und sich Schätze einkaufen möge, welche immerhin reiche Zinsen tragen. Wäre ich der Mann dazu, ich wollte mich nicht schämen und zu vornehm dünken, meine Schriften in solch unscheinbarer Gestalt auf dem Tische einer schwäbischen Liederkrämerin zu sehen.

Doch genug von diesen Dingen, die mich schon oft und am zweiten Tage des Michaelis-Marktes vorzugsweise beschäftigten. Gar viele, welche für dergleichen keinen Sinn haben, mag das Gesagte schon gelangweilt haben. Doch wenn ich auch hier abbreche, geschieht es sicher nicht diesen zu Gefallen.

*

Die Zeit des Vollmondes war längst vorüber, und dem trüben Tage folgte eine pechschwarze Nacht. Aber der Lärm des Marktes war noch nicht verstummt, von allen Seiten tönten Geigen und Pfeifen und lauter Jubel, als ich mit Gustav durch die schwach erleuchteten Gassen schritt. Wir waren auf dem Wege in

einen geheimen Club, in den mein Freund mich einführen wollte. Meine Bedenken gegen ein solches Begehen hatte er durch ein Lächeln niedergeschlagen. Wir traten in ein großes, hell erleuchtetes Zimmer, in welchem bereits eine ansehnliche Gesellschaft von Männern versammelt war. Ich ward vorgestellt, und man setzte sich um einen länglichrunden Tisch, und unter ganz unverfänglichem, heiterem Gespräche, wie es zwischen Freunden und Bekannten geführt wird, nahm man ein einfaches Abendessen ein. Daß sich aber etwas Ungewöhnliches, Geheimnißvolles vorbereite, glaubt' ich in den Mienen und Blicken und in der ganzen Haltung der Anwesenden zu erkennen. Ich war auf's Aeußerste gespannt.

Es wurde abgedeckt, und nun war die Rede von der Wahl. Auf meine Frage, was nun vorgehe, erwiederte Gustav: „Sei nur ruhig, bald wird dir ein Licht aufgehen.“ Jeder der Anwesenden schrieb nun drei Namen auf ein Zettelchen, warf es in ein dazu bereit stehendes Gefäß, und als sie alle geschrieben hatten, wurden die Namen verlesen. Der mit den meisten Stimmen wurde Präsident, zwei andere saßen ihm als Richter zu beiden Seiten. Eine tiefe Stille trat ein, der Präsident erhob sich, und begann:

„Hochedle, fürsichtige, achtbare, insonderheit geistreiche Herren! Es ist männiglich bekannt, wasmaaßen wir uns allhie versammlet haben, um Gericht zu halten über etliche der vornehmsten Geister unseres Landes. Es hat sich nicht ein kleiner Streit erhoben, welchem der oberste Rang gebühre, welcher an die Spitze gestellet zu werden verdiene, daß er der erste sei unter

allen Geistern des Landes. Da sind erschienen die Edeln von Wachenheim, Forst, Deidesheim und Ruppertsberg, ingleichen die von Dürkheim, Ungstein, Kallstadt und Herxheim, um sich unserm schiedsrichterlichen Spruche zu unterwerfen. So lasset uns denn prüfen mit aller Umsicht und Sorgfalt, und unser Urthel sprechen sonder Gunst noch Haß, einzig wie wir es vor unserm Gewissen erfinden mögen. Kraft meines Amtes erkläre ich die Sitzung für eröffnet, und fordere die genannten edeln Geister vor unsern Richtstuhl.

Nun wurden in einige große kristallene Pokale verschiedene Weine eingeschenkt aus Flaschen, die den Geburtsschein ihres Inhaltes am Halse trugen. Da war Elfer, Zweiundzwanziger, Siebenundzwanziger und Vierunddreißiger von den acht genannten Orten. Lauter köstliche Weine, von denen mir immer einer vorzüglicher deuchte, als der andere. Das war ein Schlürfen und Proben und ein Wägen auf den Zungen, wenn ein Pokal rund um die Tafel kreis'te! Da wurde der Kristall vor das Licht gehalten, und die Goldfarbe betrachtet und die aufsteigenden Perlen. Und jeder Wein hatte seinen Anwalt, der seine Vorzüge pries, und oft stritten zwei miteinander in langen komischen Reden, bis das Gericht den Ausschlag gab. Wie viel ward da gesprochen von dem Bouquet, vom Aroma, von der Blume, von der Gähre, vom Firnis, von Feuer, Würze, Duft und Stärke. Auch eine neue mir bisher unbekannte Eigenschaft hört' ich an einigen rühmen. Es ist die Süffigkeit. Süffig nannten die Pröbler den Wein, der mild und glatt über die Zunge schleicht, mehr Lieblichkeit als Feuer und Stärke besitzt.

Von den älteren Weinen wollte man nicht viel wissen. Der hochberühmte Elfer hatte zu viel Firnis, er war den meisten zu ölig auf der Zunge. Ebenso schon der Zweiundzwanziger. Der Siebenundzwanziger erntete größeres Lob, und zwischen Ungstein und Forst schwankte die Wage. Das letztere gewann doch den Preis. Alle aber überflügelte der Vierunddreißiger. Der ward gerühmt als der starke Held, dem noch keiner gleich gekommen, so lange die Hügel am Rheine Reben tragen. Er gleicht noch einem zarten blonden Knaben, wenn er im Kristalle neben dem Golde der Alten steht, aber sein Duft ist würzig, sein Geist rasch, feurig, stark, wie kein anderer. Stärke und Milde scheinen gepaart in ihm, wenn er über die Zunge rinnt, aber er gießt sprühendes Feuer in das Blut, daß es glühend durch alle Adern rollt, und brausend an allen Pulsen pocht.

Das liebt man in unserer Zeit, die jungen, raschen Weine sind in der Mode. Noch vor zwanzig Jahren schnalzten die Weintrinker mit der Zunge, wenn von altem, abgelegenem Weine die Rede war, und priesen es als die trefflichste Eigenschaft, wenn er mild vom Alter, zart wie Oel die Kehle hinunterfloß. Das ist jetzt völlig umgekehrt. Die Welt von heute läuft rascher, fährt rascher, tanzt rascher, sie denkt rascher, spricht rascher, schreibt rascher, kurz sie lebt rascher als die vor einigen Jahrzehnten. Und dazu gehört natürlich auch junger, feuriger Wein. Wenn man in diese ganze Jugend hineinsieht, gemahnt es einen wie eine stürmische Galloppade; ob aber dieses Jugend-feuer ein natürliches, ob es das der Kraft sei, wird

die Zeit lehren. Wenn's nur nicht ein schwindsüchtiges Ende nimmt!

Aber du edler Saft von Anno vierunddreißig, du gepriesener Held unserer Tage, welches Horoscop kann man dir stellen in dieser raschen, feurigen Zeit? Wenn man dein Lob singen hört, sollte man meinen, du seist in hundert Jahren noch der König der Weine. Mach' dich auf eine kurze Jugend gefasst, denn dein Ahn von 1811 ist bereits vergessen. Du wirst gleich ihm einst in einem Winkel des dunkeln Kellers liegen und nach deiner Jugend seufzen, denn die vorübergehen, werden den Kopf schütteln und sagen: „Er ist zu alt!“ und jung wird wieder Herr sein, wie heute.

XXII.

Die Weinlese. Der Zug längs dem Gebirge. Wachenheim. Michel Böheim. Forst. Vulcanisches Product. Forsters Schicksal. Deidesheim. Gimmeldingen. Die Bischofswiege. St. Martin und die Krobsburg. Edenkoben. Das Bild zu Maikammer. Rhodt. Die Rietburg. Nach Landau.

Der Frühling dieses Jahres war zu spät gekommen, vielmehr es war kein rechter Frühling, denn die Luft war rauh und kalt bis tief in den Mai. Die Blüthe der Reben war verspätet, aber der heiße, glühende Sommer hatte die Hoffnungen der Weinbauern wieder bedeutend erhöht. Selbst der August, der Hauptmonat, der die Trauben kochen soll, ließ sich gut an, es fehlte nichts, als ein gedeihlicher Regen. Der kam, aber die milde, brütende Wärme blieb aus, die Sonne kam nur selten aus den Wolken hervor, und den kühlen, regnigten Tagen folgten kalte, unfreundliche Nächte. Die vier sonnigen Tage in der letzten Woche des Septembers waren nicht im Stande, das Versäumte einzubringen. Was Wunder, wenn die Weinbauern ihre schönen Hoffnungen aufgaben, wenn ihre Wünsche sich nicht mehr höher verstiegen, als zu einem einigermaßen trinkbaren Wein? Ursache genug, daß der Herbstjubel

sich nicht so laut äußerte, wie etwa in den beiden vorhergehenden Jahren. Dennoch war es ein unbeschreiblich rühriges und fröhliches Leben, das sich mit dem Beginne der Weinlese über diesen Bergabhängen und Hügeln entfaltete.

Schade, daß die lieblichsten Tage vorüber zu sein schienen, denn der siebenzehnte October, an dem in der Umgegend von Dürkheim die Weinlese begann, war ein recht herbstlich trüber Tag, während die vierzehn vorhergehenden zu den freundlicheren gehörten. Deßungeachtet war lauter Jubel überall. Früh des Morgens begann in den Straßen der Stadt das donnernde Getöse der großen Kufen und Fässer, und dazwischen schallte Gesang und Jauchzen der Leser. Alles zog hinaus in die Weinberge, und begann das lustige Geschäft mit Jubel. Zwar waren es auch Tage der Anstrengung, aber man merkte sie diesem rührigen Volke nicht an, dessen unverwüstlicher Frohsinn selbst die schwerste Arbeit zum leichten Spiel zu machen schien.

Es war ein ergötzliches Schauspiel, von den Hügeln herab rund umher das bunte Leben und Treiben in allen Weinbergen zu sehen. Auf allen Seiten hörte man Freudenschüsse, begleitet von lautem Jauchzen, und dazwischen Gesang von unzähligen Stimmen. Gegen Abend brannten helle Feuer auf den Hügeln, und wenn die Schaaren der Leser mit einbrechender Nacht in die Stadt zurückzogen, einen Bachus auf dem Traubenfasse in ihrer Mitte, da war des Singens und Jubilirens kein Ende.

Fast noch anziehender waren einzelne Scenen. Da schnitten die Mädchen unter fröhlichem Gespräch und

Gelächter die schönen Trauben ab, und ein lustiger Pritschenmeister war ihnen da und dort auf der Ferse, um nachzusehen, ob sie keine hängen gelassen. Fand er eine, so wurde die Schuldige unter allgemeinem Gelächter gepritscht. In der mittägigen Ruhestunde fanden sich alle Arbeiter des Weinberges an einem Platze zusammen, und hielten ein Mahl, dessen Haupt-Bestandtheile Brod und Käse ausmachten, was nach den Trauben trefflich schmeckte. Da fehlte es denn nicht an allerlei Muthwillen, Scherz und Neckereien und an manchen Funken körnigen Witzes. Trat man in ein Kelterhaus, wo der süße Most unter den Blöcken hervorquoll, da war stets auch eine muntere Gesellschaft beisammen, und bis tief in die Nacht hinein konnte man da allerlei kurzweiliges Gespräch, ernste, schauerliche und schnurrige Erzählungen und dazwischen mehrstimmigen Gesang vernehmen. Wer so recht vertraut wäre mit diesem Volke, oder es unbemerkt belauschen könnte, ohne es in irgend einer seiner Aeußerungen zu stören, möchte wohl noch manchen schönen Fund machen. Jedenfalls liegt in dieser Weinlese eine Fülle des Stoffes zu poetischen Bildern, namentlich zu Idyllen in der einfachen, naivkräftigen Weise Maler Müllers. —

Mitten in diesem fröhlichen Leben und Treiben der Weinlese brach ich mein leicht bewegliches Zelt ab, das bereits vier Wochen in Dürkheim stand. Ungern verließ ich den Ort. Ich hatte auf meiner ganzen diesjährigen Wanderung nirgend so angenehme Tage verlebt, als hier. Der Engländer, welchen ich, ungeachtet seiner Sonderbarkeiten und seiner ächt britischen

Vorurtheile, als einen höchst schätzbaren Mann kennen gelernt, verließ die Gegend um dieselbe Zeit, um rheinabwärts zu gehen; ich dagegen zog mit Gustav noch langsam durch den schönsten Theil dieses pfälzischen Landes, längs dem Abhange des Gebirges hinauf bis nach Landau, eine Strecke, die ich ihrer Schönheit wegen bis zuletzt aufgespart hatte, und die man allerdings zu keiner geeigneteren Zeit durchziehen kann, als in der Weinlese.

Welch ein Strich Landes ist das aber auch! Das Herz lacht einem beim Anblicke desselben. Am Saume der weinreichen Berge und der fruchtbaren Ebene, über lachende Hügel, durch Flecken, Dörfer und Städtchen, denen man den Reichthum der Bewohner ansieht, durch zahlreiche Ruinen von Burgen und Klöstern an eine untergegangene Vorzeit gemahnt, und umrauscht von den brausenden Lustwogen der Gegenwart, die ihren idyllischen Zauber über diese glänzenden Gefilde geworfen — so zieht man dahin, gefangen genommen mit allen seinen Sinnen, ordentlich berauscht durch den Zauber dieses blühenden Lebens.

Um Neustadt und weiter hinauf bis nach Landau, an dem sogenannten oberen Hardtgebirge, sollte die Weinlese acht Tage später beginnen, als in der Umgegend von Dürkheim. Es war sonach ein Leichtes, unsere Abreise und die Fußwanderung so einzurichten, daß wir auch in dem oberen Weinlande in die fröhliche, festliche Zeit kamen.

Wir gingen zunächst nach dem Städtchen Wachenheim, das nur eine halbe Stunde südlich von Dürkheim ziemlich hoch am Abhange des Gebirges liegt,

und weit in die prächtige Ebene hinausschaut. Es ist ein alter Ort, mit seiner nahen Burg berühmt in der pfälzischen Geschichte. In der harten Fehde zwischen Kurfürst Friedrich dem Siegreichen und dem Herzoge Ludwig dem Schwarzen von Veldenz=Zweibrücken, dem Wachenheim in jener Zeit zugehörte, nahm der böse Fritz, wie der Kurfürst von seinen Feinden genannt wurde, zuerst die Burg und ein Jahr darauf (1471) auch die Stadt, brandschatzte sie, ließ ihre Festungswerke schleifen, und 54 Bauern und Fußknechte, die der Mordbrennerei und des Kirchenraubes überwiesen waren, ertränken. — Michel Böheim, der sogenannte poeta Weinspergensis, hat die Belagerung von Wachenheim in seiner Rheimchronik des Lebens und der Thaten Friedrichs des Siegreichen mit einer Ausführlichkeit beschrieben, welche beweis't, daß er selbst zugegen gewesen. Er gibt ein lebendiges Bild von dem ganzen Heere, und zählt gegen 240 Grafen und Ritter aus den edelsten Geschlechtern namentlich auf, welche dieser Belagerung unter dem Marschall Döring v. Eptingen beigewohnt haben.

Seit jener Einnahme war Wachenheim bei Kurpfalz verblieben, aber auch im Bauernkriege hart mitgenommen worden. Die Burg zerfiel, und heute ist nichts mehr von derselben übrig, als die Hälfte einer in der Mitte gespaltenen Warte und rund um sie her sechs kleinere Vorthürme, von denen der südlichste mit seinen Zinnen und Schießscharten wohl erhalten ist. Die Ruine steht jetzt mitten in Feldern und Weinbergen, die den Abhang bedecken. Malerisch schön ist weder sie selbst, noch ihre unmittelbare Umgebung, desto schöner

aber die Fernsicht über die zahlreichen Ortschaften am Fuße des Gebirges hinaus in die blaue Ebene.

In dem Städtchen selbst steht noch eine alte, massive Kirche, in deren Chore sich zahlreiche Grabmäler befinden. Mehrere alterthümliche Häuser, ehemalige Edelhöfe, die noch den Namen berühmter Geschlechter tragen, ohne solchen anzugehören, verleihen diesem bekannten Weinorte eigenthümliches Interesse. — Mich hat hier nichts gestört, als der grüne Anstrich an der alten ganz aus Quadern aufgebauten Kirche — eine abscheuliche Verschönerung — und das kleine neue Wachhäuschen mit seinen sechs antiken Säulen.

Eine Viertelstunde weiter, und wir sind in Forst — in dem weltberühmten Forst, das die Blume der pfälzischen Weine liefert. Man will aus der Structur der nahen Berge und aus dem schwarzblauen Gesteine auf einen ausgebrannten Vulcan schließen, ich aber meine er brennt noch, und die Feuergeister schmelzen da unten lauteres Gold, und kochen von goldenen Blumen und von dem in den Boden gesenkten Golde der Sonnenstrahlen den würzigsten Trank, und die Reben treiben ihre Wurzeln hinab, und saugen ihn gierig auf. Woher sonst die glühende Farbe und der liebliche Duft dieses köstlichen Weines? — Dieser Forster geht zum Theil schon von der Kelter hinaus in die weite Welt, oder er verträumt die erste, gährende Jugend in den dunkeln Kellerhallen der Heimath, und tritt dann erst seine Wanderung an. Draußen aber ist es, als habe die Welt ihm alsbald den lieblichen Zauber der Reinheit genommen. Das bunte Gemisch des Wirthshauslebens streift ihm den zartesten Schmelz ab,

und wenn du den Edeln in seiner Heimath kennen gelernt hast, und ihm in der Ferne wieder begegnest, du wirst ihn kaum wieder erkennen, und mit Kopfschütteln fragen, ob er derselbe treffliche Forster noch sei, und wirst kaum begreifen, wie er zu solcher Gemeinheit herabsinken konnte.

Deidesheim, die würdigste Nachbarschaft von Forst, erreichten wir erst gegen Mittag, und doch ist es nur eine Stunde von Dürkheim entfernt. Aber wer könnte auch eilen in diesem Lande und in dieser Zeit? Da sind hundert angenehme Hindernisse, durch die man sich gern aufhalten lässet. Das größeste darunter ist die Gastlichkeit der Bewohner. Gustav hat manche Bekannte hier am Gebirge, und ich selbst hatte in dem fröhlichen Club zu Dürkheim mehrere Einladungen erhalten. Nur im Vorübergehen wollten wir diesen und jenen begrüßen, und blieben eben allenthalben länger, als unsere Absicht war. Ja in Deidesheim hatte unsere erste Tagfahrt schon ihre Endschaft erreicht. Wir aßen im baierischen Hofe zu Mittag, machten dann einen Besuch, und wurden zu bleiben genöthigt. Wir brachten den Abend in einer heiteren, gewählten Gesellschaft zu, mit welcher wir uns bereits den Nachmittag hindurch in den Weinbergen vergnügt hatten.

Deidesheim ist ein heiteres, äußerst angenehmes Landstädtchen, das eine beträchtliche Zahl solcher Häuser besitzt, die selbst in einer großen Stadt an ihrem Platze wären. Hier, wie in Forst und Wachenheim, stehen neue, geschmackvolle Landhäuser, um die man ihre Bewohner beneiden möchte, wenn man nur die Aussicht in Anschlag bringt. — Alterthümliches

hat das Städtchen nichts, obgleich es seinem Entstehen nach nicht zu den neueren gehört. Der wilde Albrecht von Brandenburg hatte ihm schon hart mitgespielt, und im dreißigjährigen Kriege verfuhren Mansfeld und die Spanier wechselsweise nicht gelinder mit demselben. Aber die Bischöfe von Speier, denen Deidesheim, wie Forst, angehörte, sorgten stets wieder für das Emporkommen des Städtchens. Die geistlichen Herren wußten wohl, was diese Orte werth waren.

Es war Freitag gewesen, der alte dies fatalis, als wir von Dürkheim weggingen, aber ich könnte nicht sagen, daß uns etwas Widerwärtiges an demselben begegnet wäre, im Gegentheile, es war ein äußerst angenehmer Tag. Hatte ja doch selbst der Himmel sich in den letzten Tagen wieder recht günstig bezeigt. Nicht unähnlich war ihm der Sonnabend. Wir schlenderten langsam weiter an einem vierten Weinorte, an Ruppertsberg, vorüber nach Königsbach und Gimmeldingen. Auch diese beiden Dörfer sind in der Oinologie nicht unbekannt. Sie liefern sogenannte süffige Weine, auch rothen, der zwar weder dem Kallstadter noch dem Grevenhäuser nahe kommt, aber immerhin unter die besseren gezählt wird.

Gimmeldingen hat in den letzten Tagen eine weitere Celebrität erlangt. In Dürkheim schon hört' ich vor einiger Zeit, der König habe den Domdechanten Geissel, von dessen Schrift über die Schlacht am Hasenbühl ich früher gesprochen, zum Bischof von Speier ernannt. Die Wiege dieses nunmehr so hoch gestellten Mannes stand in diesem Dorfe. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, daß Dr. Rust's Geburts-

ort kaum eine halbe Stunde von hier entfernt liege. Es ist das Dorf Mußbach. Ein interessantes Zusammentreffen, daß die beiden Männer, welche gerade jetzt auf die Leitung der Angelegenheiten beider Landeskirchen den größten Einfluß haben, so nahe neben einander geboren, überdies aus demselben Stande hervorgegangen sind. Beider Familien bestehen noch in diesen Dörfern, und sind schlichte Landleute und Winzer. —

Es war noch früh am Tage, und wir konnten es uns nicht versagen, unsern Weg über das nahe Dorf Hardt zu nehmen, obgleich ich schon beim Beginne meiner Wanderung und Gustav öfters hier gewesen. Es ist schwer zu sagen, wann es hier schöner sei, im Herbste oder im Sommer. — In Neustadt war man beschäftigt mit den Vorbereitungen zur Weinlese. Wir brachten einen heiteren Sonntag hier zu, und zogen am Morgen darauf mit den jubelnden Winzern hinaus, um unsern Weg am Saume des Gebirges fortzusetzen. Dasselbe fröhliche Leben und Treiben, wie wir es bisher gesehen und gehört. Wir gingen über Hambach, das eigentlich aus drei getrennten Dörfern besteht. Die Kastanienburg bestiegen wir nicht mehr.

Nach einem kaum zweistündigen Gange waren wir in dem Dorfe St. Martin, das sich malerisch am Fuße einer Vorhöhe hinaufzieht, auf welcher die Ruine der alten Krobsburg sich erhebt, umgeben von Bäumen und niederen Gesträuchen, die in der Zeit des saftigen Grüns wohl wie das junge Leben um die alten Trümmer spielen, nun aber mit den herbstlich falben Blättern wehmüthig rauschen, und zu trauern scheinen über den Verfall der alten Herrlichkeit.

Von dem Dorfe windet sich der Weg um den Schloßhügel aufwärts, ein Kastanienhain nimmt uns auf, und bald treten wir in die ausgedehnte Ruine, vor der eine Kinderschaar im Grase spielt. Es ist lebendig in diesem alten Gemäuer, kleine Hütten sind an die alten Mauern angeklebt und von armen Familien bewohnt. Da steigt Rauch aus einer Oeffnung am Boden auf, und wie wir näher hinsehen, ist es eine dürftige Wohnung, fast ganz unterirdisch und kaum durch einige Strahlen des Tageslichtes erleuchtet. Da sind gebrochene Thürme aus alter Zeit, ganz von Quadern aufgeführt, und andere mit dem Mörtelbewurfe späterer Jahrhunderte. Säle und Gemächer in ihrer ehemaligen Gestalt erhalten, Thürme, die ihre Dächer noch tragen, und daneben formlose Schutthaufen und eine halb zerfallene Kapelle aus neuerer Zeit. Ein Gemisch des Alten und Neuen, aber interessant als Gegenstück zu andern völlig verödeten Burgruinen, in denen sich kein anderes Leben regt, als das der raschelnden Eidechse und des aufgescheuchten Vogels, oder das gespenstige Leben, das die träumende Phantasie in solchen öden Räumen schafft.

Die Krobsburg wird hin und wieder für das Stammschloß der Dalberge gehalten, wenigstens wollte mich jemand dessen versichern. Dem ist aber nicht so. Ihre Erbauung fällt in die letzten Jahre des 12. oder in die ersten des 13. Jahrhunderts, und die Dalberge besaßen sie erst seit dem 14. Jahrhunderte, anfangs nur zur Hälfte, als speierisches Lehen, dann aber ganz bis in die neueste Zeit, wo diese Familie sie an einen Bürger des nahen Städtchens Edenkoben verkaufte, der leider jetzt eine Art von Steinbruch daraus macht.

Von der Burg herab gingen wir durch die belebten Weinberge nach dem nahen Edenkoben, einem freundlichen Städtchen am Fuße der Berge mitten in dem weiten Rebenmeere. Es hat nichts Sehenswürdiges aufzuweisen, denn das ehemals berühmte Cisterzienser-Nonnenkloster Heilsbruck, das nahe bei dem Städtchen stand, ist nicht mehr vorhanden, selbst die Kirche ließ der jetzige Besitzer des Platzes niederreißen, und nur noch ein Thürmchen bezeichnet ihre Stelle. Wie schade, daß so viele dieser alten Gebäude in die Hände von Privaten geriethen, die das Land nach und nach des größten Theils seiner interessantesten Zierden beraubt haben und leider noch fortwährend berauben. — Die reichliche Mineralquelle, die vor dem Städtchen entspringt, und von dessen Bewohnern der Kurbrunnen genannt wird, ist schon mehr als hundert Jahre bekannt, ob sie aber wesentliche Vortheile gewähre, weiß ich nicht.

Durch einen Zufall, den ich meinestheils einen sehr glücklichen nennen muß, erfuhr ich hier, daß die Kirche des nahen Dorfes Maikammer ein altes Gemälde besitze, das von Kennern und Künstlern als vortrefflich gerühmt werde. Das hielt ich eines Ganges werth, und so benützten wir den Nachmittag dazu, nach diesem Dorfe zu wandern. Es liegt über eine halbe Stunde rückwärts gegen Neustadt, aber der Gang dahin hat mich nicht gereuet. Die Kirche selbst ist völlig unbedeutend, aber der Schatz, den sie in dem erwähnten Bilde besitzt, macht sie zu einer der bedeutendsten dieses Landes, das bei allem anderweitigen Reichthume so gar arm ist an solchen Werken der Kunst.

Es ist eines jener großen Altarbilder mit zwei Flügeln, welche hier beinahe immer geschlossen sind. Die Rückseiten dieser Flügel tragen die Bildnisse der beiden Patrone des Dorfes, Damian und Kosmas, offenbar schlechte Produkte einer späteren Zeit, denen wir nichts weiter anhaben wollten, wenn nicht die Vermuthung einigen Grund hätte, daß sie andere, ältere Bilder verdrängt und deren Stellen eingenommen haben. Das wäre unverantwortlich.

Doch wie schnell sind die beiden Heiligen vergessen, wenn die Flügel des Bildes sich aufthun! Drei herrliche Compositionen auf Goldgrund, wohl aus der besten Zeit der altdeutschen Schule. Die Tafel zur Linken enthält die Kreuztragung, die große mittlere die Kreuzigung und die zur Rechten die Kreuzabnahme. In der Composition wie in den einzelnen Figuren die ganze kindliche Einfachheit, der fromme, gemüthliche Sinn, der die deutschen Werke des 15. Jahrhunderts so hoch stellt, und dabei ein überraschender Reichthum des Gedankens. Die frommen blassen Angesichter, mit ihrem unaussprechlich rührenden Ausdrucke, sprechen uns so mild und lieblich an, vor allen die Mutter Jesu, die auf jedem der drei Bilder mit gleicher Meisterschaft dargestellt ist.

Das Gemälde vollständig und genau zu beschreiben, bin ich nicht im Stande, ich muß mich begnügen, Kenner, Künstler und Kunstfreunde darauf aufmerksam zu machen. Konnt' ich es ja doch, zu meinem innigsten Leidwesen, nicht vollkommen genau betrachten, da es unglücklicherweise an der ungeeignetsten Stelle hängt, hoch zwischen zwei Fenstern, die dem Beschauer ihr

volles Licht in das Auge werfen, und in die es zum Ueberflusse noch auf beiden Seiten hineinragt. Welche Ungeschicklichkeit! — Man fürchtet, das große, schwere Bild zu beschädigen, sonst wäre ihm vielleicht schon wieder sein früherer, passenderer Platz im Chore angewiesen worden, von wo es im Jahr 1822 herabgenommen wurde, um durch einen Maler von Mainz restaurirt zu werden. Diese Ausbesserung galt eigentlich hauptsächlich dem beschädigten Goldgrunde, ist aber mehr eine Verschlechterung, als eine Herstellung geworden.

Zwei Fragen drängen sich nun auf: Wer war der Maler? und wie kam das Bild in diese Dorfkirche? Zur genügenden Beantwortung der letzteren scheint keine Hoffnung vorhanden, da sich durchaus keine schriftliche Nachricht vorfindet und kein Mensch weiß, woher das Gemälde gekommen. Die erstere ist verschieden beantwortet worden, aber jede dieser Beantwortungen war eine Vermuthung, weiter nichts. Am gewöhnlichsten wird es für einen Dürer gehalten. — Ein Wirth des Dorfes in dessen Hause der restaurirende Maler an dem Bilde arbeitete, will damals ein Monogramm auf demselben gesehen haben, das, nach seiner Zeichnung mit Kreide, dem Albrecht Dürers ähnelt. Es ist davon nichts mehr zu sehen. Dieses A mit dem darin befindlichen D scheint sogar einen Kunstfreund verleitet zu haben, Anton van Dyk für den Maler zu halten, was allerdings sonderbar genug ist. Ich wage hier nicht eine Stimme abzugeben, und will die Entscheidung, wenn sie anders möglich ist, gründlichen Kennern überlassen. Daß Dyk nicht der Meister sein

könne, dafür liegen in dem Gemälde selbst genügende Gründe, aber selbst gegen Dürer erheben sich nicht unwichtige Zweifel.

Wie wir am Morgen mit den Winzern aus Neustadt ausgezogen waren, so zogen wir am Abend mit den singenden Schaaren in Edenkoben wieder ein. Am nächsten Morgen schlugen wir den Weg nach dem höher liegenden Dorfe Rhodt ein, wohin ein Pfad von breiten Sandsteinplatten führt. Ein angenehmer Weg, auf dem man stets das hübsche Dorf vor Augen hat und ihm zur Rechten auf einem sehr beträchtlichen steilen Berge die Ruine der Rietburg, von der, außer einem hohen Mauerstücke, nichts mehr zu sehen ist. Die Aussicht von dieser Höhe soll eine der umfassendsten des Landes, und sogar die Spitze des Münsterthurmes zu Straßburg dem unbewaffneten Auge sichtbar sein. Aber selbst das konnte uns nicht bestimmen, uns an den hohen, steilen Berg zu wagen. Wir hatten schon zu häufig in das weite Land hinaus geschaut, als daß wir es nicht vorgezogen hätten, gemächlich den sanft ansteigenden Steinpfad zu verfolgen. Ein Bauer aus Rhodt war zufällig unser Gefährte. Er erzählte unter andern, in der Nähe sei ein Berg, der hohe Berg genannt, in dessen Innerem es zur Winterszeit bisweilen furchtbar brause, was für ein Zeichen des nahen Witterungswechsels gelte. Ein fremder Bergknappe aus dem Böhmerlande habe behauptet, der ganze Berg sei voll Wasser, und wenn er einmal aufbreche, werde die ganze Gegend überschwemmt. So versicherte er, in Rhodt sei ein tiefer, tiefer Brunnen, unter dem eine unterirdische Strömung hinbrause. Wir haben Beides

nicht näher untersucht, noch ihm weiter nachgefragt, aber wenn auch gar nichts daran ist, bleibt es immer ein hübscher Stoff zu einigen Spinnstuben-Geschichten.

Immer auf weinreicher Höhe hin führt unser Weg nach dem hochgelegenen Dorfe Weiher, und von da nach Burweiler. Zur Rechten auf einer Höhe steht eine Kapelle, der hl. Anna geweiht, in der von Zeit zu Zeit Gottesdienst gehalten wird. Ein herrlicher Punkt, der die ganze reiche Gegend beherrscht, die ich früher schon bei Landau beschrieben. Nicht ferne dieser Kapelle auf einem runden Hügel die spärlichen, kaum noch bemerkbaren Reste der alten Burg Geisberg. — Die sonnigen Hügel und Bergabhänge, die wir sehen und zum Theil betreten, liefern an manchen Stellen wieder treffliche Weine, wie den Geisberger und Scheffer, dem der Thonschiefer-Boden des Hügels, auf welchem einst das spurlos verschwundene Dörfchen Altenforst stand, den Namen gegeben zu haben scheint.

Auf früher schon von uns betretenem Wege berührten wir die Dörfer Gleisweiler und Frankweiler, stiegen vom letzteren in das Siebeldinger Thal hinab nach Godramstein, und trafen zur passendsten Stunde in Landau ein, zur Stunde der Mittagstafel nämlich.

So hatten wir denn innerhalb fünf Tagen eine Strecke zurückgelegt, die selbst ein minder rüstiger Fußgänger gemächlich in einem Tage durchwandert. Vier Meilen höchstens beträgt der Weg von Dürkheim nach Landau, aber jeder Aufenthalt an dieser prachtvollen Bergstraße ist kein Verlust, lauter Gewinn. Ich habe da eine Unzahl lieblicher Bilder in mich aufgenommen,

die mein Gedächtniß als einen Schatz für künftige Tage bewahren wird, wo wir immer ärmer werden, und nur noch an Erinnerungen zehren.

XXIII.

Resultate. Das rheinbaierische Volk. Wissenschaft und Kunst. Unterrichtswesen. Die religiösen und kirchlichen Verhältnisse. — Herbstgefühle. Der Allerheiligen-Abend. Der goldene Wiederkomm. — — Nachschrift des Herausgebers.

Es ist heute Simon Judä, und der Tag macht seinem Rufe Ehre. Trübes, stürmisches Wetter, und die Erde sieht aus, wie frühzeitig und plötzlich gealtert. Die sinkende Nacht wirft den ersten dünnen Schnee auf sie, wohl um mit der bleichen Farbe den Glanz der letzten sonnigen Herbsttage wegzuwischen. Aber während die Flocken draußen durcheinander wirbeln und an das Fenster fliegen, wie weiße Nachtfalter, die das Licht blendet, geht in meiner Seele ein heller Tag auf, der vier Monden einschließt zwischen seinem Morgen

und Abend. Er wirft mir noch einmal sein freundliches Licht auf das Land, das ich durchwandert habe, Wie eine große Relief-Charte liegt es vor mir, und mein Auge leuchtet, wenn es darüber hinfliegt und in den Glanz seiner unzählbaren Schönheiten taucht.

Wahrlich! ich habe das kleine Land mit seinem ganzen Volke herzlich lieb gewonnen, so lieb, als sei's mein Vaterland, halte aber dafür, das sei die rechte Liebe, welche nicht blos die Licht-, sondern auch die Schattenseite zeigt, welche nicht schmeichelt, sondern wo etwas zu verbessern ist, es unumwunden sagt, trotz allem Geschrei, das Thoren und Böswillige erheben mögen. Ich habe mir noch keinen Augenblick verhehlt, daß da, wo mein Finger eine wunde Stelle mehr oder minder unsanft berührt hat, oder jetzt noch berühren wird, ein Zucken und ein Schrei des Unwillens folgen, und man über mich manch hartes Urtheil fällen werde. Das ist in der Ordnung, und ich würde mich wundern, wenn's anders käme. Da ich aber nach Lob nicht geize, und nicht furchtsam genug bin, um die Wahrheit zu bemänteln; da ich der Ueberzeugung lebe, mit Lügen und Schmeicheln sei uns allen nicht geholfen: so will ich, ehe ich aus Rheinbaiern scheide, noch einige allgemeinere Resultate meiner Reise geben, ganz so, wie sie sich mir geboten, unbekümmert darum, wem es gefalle oder mißfalle. — Bei diesem Rückblicke betrachte ich zuerst

das rheinbaierische Volk.

Wer das Land mit eigenen Augen gesehen, oder es wenigstens der Mühe werth geachtet hat, mir auf

den vorhergehenden Blättern zu folgen, wird mich schwerlich der Uebertreibung zeihen, wenn ich es ein Stück des deutschen Paradieses nenne. Die Rheinlande sind, ohne Widerrede, Deutschlands Krone, und Rheinbaiern ist wahrlich nicht der geringste Edelstein darin. Diese kleine an Schönheit und Fruchtbarkeit überreiche Provinz von 103 Quadratmeilen ist der Wohnsitz von mehr als einer halben Million Menschen, die jenem reich begabten Stamme angehören, dessen schön geschmückte Wiege das breite Rheinthal ist.

Der Rhein ist ein deutscher Strom, und wie seine Anwohner zur Rechten, so sind auch die zu seiner Linken Deutsche, von seinem Ursprunge bis da hinab, wo er seinen Namen verliert. Deutsche sind darum auch die Rheinbaiern, und weisen mit Recht voll Indignation die falsche Bezeichnung als Halbfranzosen zurück, die man ihnen im Tone des Vorwurfes gibt; sie grollen sogar unserm Schiller ob seines unbedachten Wortes an den Erbprinzen von Weimar:

Wenn dich das schwanke Bret
Hinüber trägt auf jene linke Seite,
Wo deutsche Treu' vergeht.

Das Elsaß steht bereits zwei Jahrhunderte lang unter Frankreichs Scepter, und noch ist es diesem nicht gelungen, deutschen Sinn und deutsche Sprache zu verbannen, und noch mehr Jahrhunderte wird es vergeblich daran arbeiten. Der Elsäßer denkt deutsch, spricht deutsch, singt deutsch, betet deutsch, und sträubt sich gegen alles Wälsche, wie er das Französische nennt; er will bleiben, was er war, wenigstens in Sprache und Sitte. Wie? und das Volk, das neben ihm an

demselben Strome wohnt, und nicht drei Jahrzehnte unter Frankreichs Joch gebeugt war, das alte Pfälzer-Volk, welches das tief eingebrannte Zeichen der weißen Lilie an seinen trauernden Trümmern mit Unmuth sieht, das sollte französirt sein? etwa weil die Klaue des Adlers ihm nicht so wehe gethan, als andern deutschen Stämmen? — In der That! nur Unwissenheit oder Verläumdung können das rheinbaierische Volk halbfranzösisch nennen. Es ist deutsch, und zwar ganz deutsch, freilich weder östreichisch, noch altbaierisch noch preußisch noch sächsisch, sondern eben rheinisch deutsch. Soll ihm das zum Vorwurfe gereichen? Die alten Kaiser haben anders gedacht, und ich muß gestehen, sie hatten so unrecht nicht, diesem rheinischen Lande und Volke einen gewissen Vorzug zu geben.

Das Volk am Rhein ist schon von der Natur bevorzugt vor vielen andern. Es ist in ihm jene glückliche Mischung des Blutes, die zu seinen lachenden Fluren und Thälern, zu seinen Rebenhügeln und frischen Wäldern paßt. Heiterkeit und leichter Sinn, ohne eigentlichen Leichtsinn, charakterisiren wie den Rheinländer überhaupt, so den Rheinbaiern insbesondere. Dabei besitzt er eine ungemeine Schärfe des Verstandes, schnelle Fassungsgabe und einen glücklichen Tact in Beurtheilung dessen, was das Leben ihm darbietet — Eigenschaften, die ihm schon die Natur in hohem Grade verliehen, die aber in der Schule großartiger Erfahrungen noch schärfer ausgeprägt worden sind.

Doch dieses Licht wirft auch einen Schatten. Es ist der Stolz, eine gewisse Selbstüberschätzung in Folge

der Verstandesgaben, die eben doch immer noch nicht Geistestiefe sind; ein allzu rasches Urtheil, kurz jenes schnelle Fertigsein mit dem Worte, das nicht lange überlegt, und darum oft verwundet, ohne dies gerade zu beabsichtigen. Bei allem dem kann man nicht sagen, der Rheinbaier sei eben so rasch zur That oder zu irgend einem schlimmen Begehen, wie zum Worte. Er hat seinen Vortheil scharf im Auge, und handelt nur in gereizter und leidenschaftlicher Stimmung unüberlegt.

Man ist namentlich in neuester Zeit geneigt, das rheinbaierische Volk für revolutionär zu halten und auszugeben. Ich habe mich überzeugt, daß diese Beschuldigung falsch ist. Der Drang nach freier Aeußerung ist überwiegend, der Stolz zu groß, als daß nicht jeder über alles und jedes mitzusprechen und zu urtheilen sich getraute; der Trieb, sich mitzutheilen, beherrscht das Volk zu sehr, als daß es unterlassen könnte, seine Angelegenheiten und Beschwerden öffentlich in Rede und Gegenrede zu verhandeln. Ein Altbaier und einer vom Rheine könnten ganz das Nämliche etwa über eine Maaßregel der Regierung sagen, ich würde vielleicht den Ersteren mit Staunen ansehen, während ich mich über die Expectoration des Letzteren gar nicht wunderte. Und das nicht etwa darum, weil ich den Rheinbaiern für widersetzlicher oder für einen weniger treuen baierischen Unterthanen halte — Gott bewahre! — sondern lediglich darum, weil der Rheinländer, der Natur seines Stammes gemäß, sich schneller und unumwundener ausspricht, als der Deutsche eines andern Stammes. So ist die Unzufriedenheit, welche sich in Worten und Mienen des Rheinbaiers ausspricht, mehr

scheinbar, als wirklich. Er weiß nur zu wohl, daß es im Grunde auf der ganzen Erde keinen freieren und weniger gedrückten Bürger gibt, als ihn, er weiß, daß der Franzose doppelt so viel Steuern und Abgaben bezahlt, und dabei nicht um eines Pfennigs werth Freiheit mehr besitzt, als er; er weiß, daß sein Ländchen das Beste aus den französischen und deutschen Zuständen vereinigt, als Lohn für seine ausgestandenen Drangsale, erhalten hat — und doch wird er sich heftig und unmuthsvoll äußern, wenn ihn etwas genirt. Ich möchte sagen es liegt in seinem Blute.

Aus Unkenntniß dieser Eigenthümlichkeit sind die harten, oft so schiefen Urtheile über Rheinbaiern in der jüngst verflossenen Zeit der Aufregung in der Ferne gefällt worden. Das rheinbaierische Volk war aufgeregt, das ist wahr, aber welches war es nicht? Wen haben nicht jene welterschütternden Begebenheiten in Frankreich, Belgien und Polen aus seiner Ruhe aufgerüttelt? wer hat nicht wenigstens in Gedanken oder mit Worten Partei genommen in jenen bedeutsamen Kämpfen? — Und Rheinbaiern, das seit Jahrhunderten, ja ich darf kühn sagen seit Jahrtausenden, die Schwingungen jeglicher bedeutenden Erschütterung von Deutschland wie von Frankreich her verspüren mußte, Rheinbaiern, das bei allen großen Völkerkämpfen eine Schule schwerer Erfahrungen durchzumachen hatte; Rheinbaiern, der Boden, über den von jeher alle Stürme gezogen, das, wie ein ausgesetztes Kind, aus jeder Schutz gewährenden Verbindung heraus gerissen, wie ein vogelfreier Mensch von Allen nur als eine willkommene Prise für kurze Zeit betrachtet wurde, die man ausbeuten

müsse, so viel man könne, weil man ihres dauernden Besitzes nicht versichert war — dies Land hätte unberührt bleiben sollen, unberührt bleiben können von den großartigen Bewegungen der Jahre 1830—1832? Das hieße Unmögliches, darum Unvernünftiges verlangt.

Es gehört kaum ein Nachdenken von Augenblicken dazu, um jene so oft verdammte Aufregung erklärlich und selbst entschuldbar zu finden. Wie gesagt, Rheinbaiern weiß zu gut, um wie viel besser es jetzt daran ist, als vor fünfzig Jahren, wo es in 37 souveraine Herrschaften zersplittert war; es weiß die kostbaren Güter, welche es mit dem Blute seiner Söhne und mit tausend Opfern bezahlt hat, besser zu würdigen, als daß es nicht fürchten sollte, etwas von dem theuer Erkauften zu verlieren; es ist in der Zeit genug gehetzt und geängstet worden, als daß es nicht mißtrauisch sein sollte. Nehme man nun den Fall Polens, den dumpfen Schrei des Schrecks durch ganz Europa, die allgemeine Furcht, vor einem Despotismus, dem man vor zwanzig Jahren erst entronnen — wie hätten da die Gemüther eines lebhaften und an trüben Erfahrungen überreichen Volkes ruhig bleiben können? Dazu kamen, wie mir von den verschiedensten Seiten versichert worden ist, mancherlei Mängel in Gemeinde-Verwaltungen und jener kleine Despotismus, der viel drückender ist, als wenn selbst die Regierung despotisch wäre; dazu ferner das Unheil einer nahrungslosen Zeit, und zum Ueberflusse noch eine nicht kleine Zahl selbstsüchtiger oder bethörter und überspannter Aufwiegler aus der Heimath und der Fremde — und die Aufregung konnte nicht ausbleiben.

Und doch, was ist geschehen? Ist eine Revolution ausgebrochen? bestand eine Verschwörung, an der das Volk Theil genommen? hat sich dieses gegen sein Herrscherhaus aufgelehnt? wollte es vielleicht französisch werden? — Nichts von allem dem. Es hat in seinen Weinstuben seine gegründeten oder ungegründeten Klagen laut werden lassen, es hat Zeitungen gelesen und lebhaften Antheil an ihrem Inhalte genommen, es hat den Sprechern und Großsprechern zugehört und selbst gesprochen, es hat hie und da Freiheitsbäume errichtet, um eine lustige Nacht zu haben und sein Mißfallen an dem oder jenem Manne auszudrücken, (so viel ich weiß nie gegen den König) oft auch nur aus Stolz, um einen solchen Beschwerdebaum im Dorfe zu haben, da ja das Nachbardorf einen solchen besitze. Das Volk verband mit dem Aufpflanzen dieser Bäume keineswegs dieselben Begriffe, wie die französischen Sansculotten ihrer Zeit.

Ich bin weit entfernt, alle die lächerlichen und zum Theil böswilligen Demonstrationen jener Epoche entschuldigen oder gar rechtfertigen zu wollen, ich halte sie vielmehr fast sämmtlich für höchst unrecht und strafbar, aber ich habe zugleich ein gutes Recht, das rheinbaierische Volk gegen den Vorwurf eines revolutionären Sinnes zu vertheidigen. Das Hambacher Fest, die Spitze jenes Treibens, hat den besten Beweis geliefert, daß das Volk nicht an gewaltsamen Umsturz des Bestehenden dachte und eine Revolution nicht wollte, am allerwenigsten französisch zu werden wünschte. Die heutige Stimmung beweis't das unumstößlich. Damals angeregt durch die Weltbegebenheiten, durch Mauth

und Mangel gedrückt, durch das Geschrei der Chorführer in einen Strudel hinein gezogen, da und dort Behörden gegenüber, denen es an Muth und Energie fehlte, konnte das Volk allerdings zu mancherlei Excessen verleitet werden. Und auch das soll und kann nicht geleugnet werden, daß Einzelne eine gewaltsame Umkehr des Bestehenden wünschten, um sich auf Kosten Anderer zu bereichern; aber Einzelne der Art sind nicht das Volk, und solcher gäbe es unter ähnlichen Umständen in jeglichem Staate.

So viel ist mir während meines Aufenthaltes in diesem Lande klar geworden, daß die Rheinbaiern im Ganzen nicht schwer zu regieren sind, wenn man, was bei jedem Volke nöthig ist, ihre Eigenthümlichkeiten studirt. Sie sind jovial und gutmüthig, trotz aller ihrer Scopsis, sie leben gern und lassen leben, sie sind empfänglich für das Gute, sie sind offen, und sprechen ihre Wünsche und Beschwerden laut aus. Auch versöhnlich sind sie, tragen eine Unbill nicht lange nach, und sind durch geringe Zugeständnisse schon zu gewinnen. Dabei sind sie stolz auf ihre Gesetze und Institutionen, und bewachen sie mit eifersüchtigem Auge. Sie sind eifersüchtig, und fühlen sich tief verletzt, wo sie sich zurückgesetzt glauben, daher ihr schiefer Blick auf die Altbaiern, die sie stets für bevorzugt halten. Rang und Titel gelten ihnen wenig, die Auszeichnung des Adels nichts. Die Adeligen sind selten im Lande und fast ausschließlich im Beamten- und Militairstande zu finden. Rittergüter gibt es nicht mehr, dagegen herrscht viel Geldstolz, und leider wird

ein bedeutendes Vermögen als der erste Vorzug angesehen.

Gute und schlimme Eigenschaften gegen einander abgewogen, bleiben die Rheinbaiern immerhin ein tüchtiges Völkchen, obgleich sie noch lange nicht sind, was sie sein könnten und wofür sie sich halten. Aber es liegen herrliche Keime in ihnen, die nur der Befruchtung bedürfen.

Eins hat mich vorzugsweise betrübt, es ist der Mangel eigentlicher Nationalität, eines ächten Volksthums. Schon die ehemalige Zerstückelung des Ländchens erklärt diesen Mangel, noch mehr aber die Lage und die verschiedenen Schicksale desselben. Die öftere und meist so harte Berührung von außen hat diesem Volke wohl den zarten, kindlichen Schmelz genommen, den es, gleich andern Völkern, ohne Zweifel auch gehabt, und hat ihr dafür nichts Gediegenes gegeben, nicht die ächte Mündigkeit des Mannesalters, nicht die Weisheit des Greises. Es ist leider eine Verwaschenheit eingetreten, und es wird Mühe haben, eine schöne, glänzende Farbe wieder zu gewinnen.

In dieser Beziehung ist die Nähe Frankreichs nicht ohne Einfluß geblieben. Ohne dem Volke seinen ächt deutschen Sinn zu nehnen, hat es in den Sitten und Gebräuchen desselben doch manche Aenderung bewirkt. Es ist mancher sinnvolle Brauch, manche gute alte Sitte als altväterisch hinweggeworfen worden, und mit so vielen Umständen, deren Beseitigung ohne Widerrede der französischen Revolution zugeschrieben werden muß, hat man auch gar viel Gutes und Schönes weggeräumt. Wie unangenehm berührt es einen schon,

nicht einmal eine Nationaltracht zu finden! Während diese sogar in den meisten Gegenden des Elsaßes noch vollständig erhalten ist, ist hier alles der Erbärmlichkeit der Mode unterworfen.

In einem Dorfe Rheinbaierns sieht man jetzt die verschiedenartigsten Trachten. Da sind einige ältere Männer, die den breiträndigen, zum spitzen Nebelspalter aufgekrämpten Hut und den langschößigen Rock mit den großen blanken Knöpfen noch tragen, die jüngeren aber tragen Mützen, wie die Städter, Wamms oder Rock und Weste nach modischem Schnitte. Aehnlich ist es bei dem weiblichen Geschlechte. Die Hauben mit flatternden Spitzen und Garnirungen, oder der hohe abenteuerliche Giraffekamm haben das kleine durchbrochene Nebelkäppchen und die höhere Ziehhaube größtentheils verdrängt; Farbe, Stoff und Schnitt der Kleider sind nicht mehr gleichförmig, und es gemahnt einen fast, als sei mit der alten Tracht die alte Solidität und der schlichte Sinn entwichen, und mit den unpassenden Flittern der Mode ein launischer Sinn, eine gewisse Flatterhaftigkeit bei dem Volke eingezogen.

Auf mich hat der Mangel einer Nationaltracht äußerst verstimmend gewirkt, weil ich überzeugt bin, daß der Einfluß der Mode auf Wohlstand und Sitten eines Volkes nur verderblich wirkt, und selbst das gefährdet, was wir mit dem Worte Gemeinsinn bezeichnen. Und welchen Eintrag thut dieser Mangel der malerischen Schönheit des Volkes! Ich habe bereits auf den Unterschied der Bewohner der Ebene und des Gebirges auch in körperlicher Hinsicht aufmerksam gemacht. Wenn ich mir nun das Volk längs dem Gebirge bis

zum Rheine, diesen kräftigen, hübschen Menschenschlag, in einer Nationaltracht denke, wie sie selbst im obern Elsaß und in dem badischen Oberlande noch besteht, welch ein prächtiges Bild müßte da z. B. die Weinlese oder etwa der Wurstmarkt zu Dürkheim, oder jede Kirchweihe abgeben!

Wie es aber an einer Nationaltracht fehlt, so auch an wahrhaft volksthümlichen Spielen und Festen. Ich habe mich bereits darüber ausgesprochen, und habe hier nur nachzutragen, was ich unterdessen, bei genauer Nachfrage, noch erfahren. — Außer den gewöhnlichen Kirchweihen, mit denen hie und da noch der Schatten eines alten Brauches verbunden ist, wie z. B. das Aufpflanzen von hohen Maien, das Herumziehen im Dorfe mit dem geschmückten Kirchweihstrauß, das Ausgraben der Kirchweihe auf dem Felde, in dem einige Flaschen Wein verborgen liegen, und andere ähnliche Dinge, verdient nur der Purzelmarkt des Städtchens Billigheim bei Landau den Namen einer wahren Volksbelustigung. Dort findet am Gallustage ein Wettrennen auf der Wiese Statt, verbunden mit Wettlauf, ferner Baumsteigen und selbst das sogenannte Radschlagen und Purzeln um die Wette. — Ich habe es nicht gesehen, aber nach den Berichten darüber scheint mir diese Volksbelustigung, wenn auch nicht die sinnvollste, doch die einzige im Lande, die den Namen eines Volksfestes im engern Sinne verdient. — —

Wissenschaft und Kunst.

Ich habe bereits bei mehr als einer Gelegenheit angedeutet, und es als betrübende Erscheinung bedauert,

daß in dem schönen und reichen Rheinbaiern, in einem Volke, das hinsichtlich seines Verstandes wahrlich nicht stiefmütterlich bedacht worden, das Streben nach dem Materiellen so sehr überwiegt, die höhere geistige Ausbildung aber über Gebühr gering geachtet wird. Es ist schade, daß dieses Volk mit seinem practischen Sinn und Streben so sehr sein wahres Interesse verkennt. Aber eben diese practische Richtung ist schuld daran, nicht minder aber auch der heitere, allem Ernsten abholde Sinn, und vor Allem der Mangel an Gelegenheit, an erweckenden Elementen. An Talent fehlt es weniger als irgendwo, aber an Lust, Liebe und Beharrlichkeit zur Verfolgung wissenschaftlicher und künstlerischer Zwecke. Bei allem regen Leben betreffs der Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des gewöhnlichen Lebens, liegt es wie ein bleierner Schlaf über den höheren geistigen Interessen.

Man hat, wie es mir scheint, die Vortheile der wissenschaftlichen und humanistischen Bildung noch nicht in dem Maaße genossen, daß man im Stande wäre, ihren Werth zu beurtheilen. Man hat noch nicht erkannt, daß diese höhere geistige Bildung allein die Genüsse des Lebens erhöht und verklärt, und dem ganzen gesellschaftlichen Leben feste Basis, rechten Halt und Rundung gibt. Daher jene Gleichgiltigkeit gegen jede Wissenschaft und Kunst, welche nicht unmittelbar den Zwecken des gewöhnlichen Lebens dient; daher jene offen ausgesprochene Verachtung gegen alles, was nichts einträgt, jene stolzen Seitenblicke und das fast mitleidige Lächeln über jeden, der sich mit Wissenschaft oder Kunst eifrig beschäftigt.

Ein Gelehrter, ein Schriftsteller, ein Dichter, ein Künstler wird durchschnittlich für einen überspannten Thoren, für einen unnützen Menschen gehalten, und im gelindesten Falle als ein armer Teufel bezeichnet. Hat einer gar das Unglück, den Doctorgrad in einer andern als der Arzneiwissenschaft zu besitzen, so dient ihm diese Würde so wenig zur Empfehlung, als ein Adelsdiplom, ja er darf darauf zählen, der Gegenstand des Spottes für die zu werden, welche sich für Gebildete halten, ohne es zu sein. Und ihre Zahl ist, wie allerwärts, nicht gering.

Sogenannten gesunden Menschenverstand, etwas Witz und Suade halten die Meisten für zureichend, und ein gebildeter Mensch ist, wer sich mit diesen Eigenschaften in einer Gesellschaft leidlich zu benehmen versteht. Darum halten sich so viele für gebildete Leute, denen im äußersten Falle das Prädicat der Halbbildung zugestanden werden kann. Ueberdies sind die reichen Leute besonders stolz, weil sie Reichthum für die wahre Bildung halten. Daher kommt es auch, daß selbst geistliche und weltliche Beamte ihre wissenschaftlichen Kenntnisse großentheils blos für den Brod-Erwerb gesammelt zu haben und anzuwenden scheinen; daher kommt es, daß die Zahl der gründlich wissenschaftlichen Männer so klein ist, und daß selbst die tüchtigsten und fähigsten so wenig productiv sind.

Weit entfernt, zu behaupten, daß dies alles nur in Rheinbaiern der Fall sei, weiß ich gar wohl, daß viele andere Gegenden derselbe Vorwurf trifft, ja daß die einseitige Richtung unserer ganzen Zeit auf das praktisch Nützliche am Ende nur solche Resultate lie-

fern kann, indem sie das Leben immer mehr verflacht und seines tieferen Gehaltes entkleidet. Ehe darum der Deutsche eines andern Stammes hohnlächelnd auf das Rheinland herüber blickt, mag er sich erst unbefangen umschauen, ob das Gesagte nicht auch bei ihm trifft. Ueberhaupt habe ich meine Beobachtungen keineswegs hier niedergelegt, um einen Tadel über Rheinbaiern auszusprechen — so wenig mir auch der Zustand gefallen kann — sondern lediglich darum, weil ich die Ueberzeugung habe, es könnte in dieser Beziehung viel besser werden, und weil ich von Herzen wünsche, dies möchte geschehen. Die vielen vortrefflichen Elemente, welche in diesem Volke liegen, verbürgen die Möglichkeit der Erfüllung meines aufrichtigen Wunsches.

Ja, du liebes rheinisches Volk, mit deinem offenen empfänglichen Sinne, mit deinem hellen Verstande, in Rücksicht auf Wissenschaft und Kunst ist es Zeit, daß du aufstehest und in eine große Gährung gerathest und ausrufest: Es muß anders werden! Da liegen Schätze, welche dir noch fehlen, um dich zu einem der glücklichsten und vorzüglichsten Völker zu erheben. Sei nicht so stolz, zu glauben, natürlicher Verstand sei schon die rechte Intelligenz, ein wenig Belesenheit schon wissenschaftliche Bildung. Achte nicht gering, was mit zu dem Höchsten gehört; glaube nicht, daß das Heil der Welt einzig in den Fortschritten der Industrie, in Dampfmaschinen und Eisenbahnen, und darum alle Bildung in Real- und Gewerbschulen zu finden sei, sondern unterstütze wissenschaftliches Streben, und achte die Männer, die gern ihr Leben der Wissenschaft und Kunst weihen möchten. Von allem, was sie wirken,

fällt ja doch der Glanz auf dich zurück und der Vortheil auf deine Kinder.

Es liegt mir über allem Zweifel, daß in Rheinbaiern bald ein frischeres, regeres Leben der Wissenschaft und Kunst erblühen würde, wenn die Achtung dafür nicht mehr so gering wäre, wenn nicht gleichsam eine Schmach auf solchen Beschäftigungen läge. An Talenten fehlt es, wie gesagt, im Lande nicht, nur an Ermunterung. Man könnte zwar sagen, Rheinbaiern habe schon mehrere Männer der Wissenschaft hervorgebracht — wohl wahr, aber alles, was in dieser Beziehung geschehen ist und noch geschieht, ist viel zu wenig für ein so begabtes Volk. —

Was die Kunst speciell betrifft, so habe ich bereits Veranlassung genug gefunden, den Mangel an Kunstwerken und an rechtem Sinne dafür zu beklagen. Dies heitere, blühende Land scheint wahrhaft für die Pflege der Kunst geschaffen, aber es fehlt an Anstalten, an Mustern und vor allem an Protectoren, Gönnern und Liebhabern für dieselbe. Es sind Leute genug im Lande, deren Vermögens-Verhältnisse die Unterstützung künstlerischer Bestrebungen möglich machten, aber gerade diesen scheint vorzugsweise der Sinn dafür zu fehlen, und der Glanz des Geldes besticht ihr Auge mehr, als das schönste Gemälde. Nur das liebe Ich wird hin und wieder gewürdigt, in vergoldetem Rahmen das Prunkgemach zu schmücken. Darum verirren sich auch nur arme Portraitmaler in das Land.

Freilich ist hierbei nicht zu übersehen, daß es dem Ländchen an einer größeren Stadt fehlt, in welcher künstlerische Bestrebungen einen Herd finden könnten.

Entschuldigen kann das jedoch immer nicht, denn bei den vorhandenen Geldmitteln, bei der Dichtigkeit der Bevölkerung müßte es ein Leichtes sein, einen rheinbaierischen Kunstverein zu stiften und auf diese Weise die wenigen vorhandenen Maler (von Bildhauern hört' ich nie) anzufeuern, schlummernde Talente zu wecken und den Kunstsinn überhaupt zu beleben. Ich bin überzeugt, wenn's etwas Greifbares eintrüge, es wäre längst versucht.

Fast verzweifle ich daran, da selbst die erste und allgemeinste unter allen schönen und freien Künsten, die Dichtkunst, in nicht viel höherem Credit steht, namentlich wenn sie nicht fröhliche Lieder, Festgesänge und Hochzeits-Carmina zum Gegenstande hat. Die Sache scheint unglaublich, aber sie ist bei Gott! nicht anders. Freilich ist das Land selbst eine der lieblichsten Schöpfungen des größesten Dichters, Gottes nämlich, aber ich bin überzeugt, daß man sich just in Rheinbaiern am meisten über meine Begeisterung für die Schönheiten dieses Landes wundern wird. Die Leute wohnen mitten in der göttlichen Poesie, darum gilt sie ihnen so wenig.

Mit weit größerer Liebe wendet man sich der heitersten aller Künste, der Musik, zu, ohne übrigens auch bei dieser in die Tiefe zu gehen. Die Musik, dieses Gemeingut der ganzen Menschheit, in der es nicht jene Prärogative und Monopole gibt, wie in den übrigen Künsten, sondern deren Tempel sozusagen jedem offen steht, ist allenthalben am besten gelitten, und wird von unzähligen Dilettanten ausgeübt. Von einem namhaften Tonkünstler hab' ich übrigens nichts erfahren.

Auch hier fehlt es leider an einer tüchtigen Schule, welche wenigstens bei den begabteren und tieferen Gemüthern Sinn und Liebe für wahrhaft classische Musik erwecken und nähren könnte. Kurz vor den Jahren der politischen Aufregung hatte sich zwar ein allgemeiner rheinbaierischer Musikverein gebildet, der durch seine Leistungen einen wahrhaft veredelnden Einfluß auf den musikalischen Dilettantismus der Provinz hätte ausüben können, aber er ist an einem Fehler dieses Volkes wieder gescheitert, an der Unbeharrlichkeit und dem stolzen Sinne, vermöge dessen jeder an der Spitze stehen, wenigstens keine untergeordnete Rolle spielen möchte, weil er alles so gut zu verstehen meint, als Einer*).

Das ungefähr sind in der Kürze meine Erfahrungen über den Stand der Wissenschaften und Künste in Rheinbaiern. Näher ins Detail zu gehen, ist mir einestheils nicht möglich, anderntheils halte ich es für überflüssig. Wie die Sachen stehen, ist es klar, daß hier noch ein reiches und ohne Zweifel sehr ergiebiges Feld brach liegt und eifrigen Anbau fordert. Der Sturm des Krieges ist schon lange und hoffentlich auf länger vorüber, und Zeit und Gelegenheit den Künsten des Friedens günstig. Leget Hand ans Werk ihr alle, die ihr dazu berufen seid, ihr andern aber förderet dasselbe nach dem Maaße euerer Kräfte, damit über diesen Garten des Herrn auch der rechte Geist wehe

---

*) Dieser Verein ist im Jahre 1838 wieder ins Leben getreten, und hat dieses neue Leben sogleich durch tüchtige Leistungen bewährt. D. H.

die schlummernden Geister mit seinem belebenden Hauche berühre, und so dem ganzen Leben der Stempel der Weihe, der Veredelung aufgeprägt werde. — Und die Hand ist bereits am Pfluge im

Unterrichtswesen.

Was in Beziehung auf den Volksunterricht im Laufe zweier Jahrzehnte in diesem Lande geschehen, ist der Anerkennung in hohem Grade würdig. Ja, wenn man den Zustand des Schulwesens zur Zeit der französischen Herrschaft mit dem heutigen vergleicht, so muß man über die Resultate erstaunen, welche der Friede und eine wohlgeordnete Verwaltung hervorgebracht haben. Die große Zahl neu gegründeter Schulen und Bildungs-Anstalten, die gänzliche Unfähigkeit nicht weniger Lehrer, welche jene Zeit auf heute vererbt hat, die Menge solcher Individuen, deren Schülerjahre in die Zeit der französischen Revolution und der Napoleonischen Herrschaft fielen, und die nun weder lesen noch schreiben können, alles dies gibt das deutlichste Zeugniß für die Größe des Fortschritts ab, der in dieser Hinsicht gemacht ist.

Während man noch vor fünf und zwanzig Jahren froh war, einen alten Invaliden, einen Leinweber oder Schneider zum Schulmeister der Gemeinde zu erhalten, gehen nun, seit fast zwanzig Jahren, alle Elementarlehrer aus einem im Ganzen wohl geordneten Seminar hervor. Während damals die Gemeinden in dieser Hinsicht fast ganz sich selbst überlassen waren, hat jetzt die Regierung ein scharfes Augenmerk auf

diesen wichtigsten Gegenstand der Verwaltung gewendet, und sucht mit Eifer und weiser Umsicht alle derartigen Bedürfnisse zu befriedigen, und die Gemeinden mit Rath und That zu unterstützen.

Daher die große Zahl neuer Schulhäuser, die der Reisende — abgesehen von der Unzweckmäßigkeit vieler derselben — allenthalben mit lebhaftem Vergnügen betrachtet; daher eine Anzahl von nahe an zwölfhundert Elementarlehrern, welche in den siebenhundert und siebenzig Gemeinden des Landes den Unterricht einer Schülerzahl besorgen, welche wenig über einhunderttausend beträgt.

Wenn Rheinbaiern diesen Zustand des Volksunterrichts überblickt, so sehe es, um ihn gehörig zu würdigen, zugleich auf sein Nachbarland Frankreich, hinüber, das ihm von einer Seite her immer noch als das Land der Civilisation und Aufklärung gepriesen wird. Dort entbehrt ein sehr großer Theil der Landgemeinden noch der unschätzbaren Wohlthat des öffentlichen Unterrichts, und die Masse derer, welche noch auf der untersten Stufe geistiger Ausbildung stehen, ist zum Erschrecken groß. Ueberhaupt sollte man in den Rheinlanden längst durchweg zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß Frankreich mehr nach außen glänzt, als innerlich gediegen ist, daß es die rechten Grundbedingungen des Bestehens noch keineswegs in sich trägt, noch weniger el Dorado ist, für das es bis auf diese Stunde von vielen gehalten wird.

Betrachten wir nun die Anstalten, welche sich zunächst an den Elementar-Unterricht anschließen, so begegnen uns die sogenannten Realcurse, welche mit

allen lateinischen Schulen verbunden sind. Eine Verbindung, die von der ganzen, den Realunterricht so hoch schätzenden Bevölkerung verlangt wird, und ohne Zweifel sehr zweckmäßig ist, weil auf diese Weise die reale Richtung mit der idealen in das entsprechende Verhältniß gesetzt wird. — Außer diesen Realcursen bestehen noch drei Gewerbschulen zu Speier, Landau und Zweibrücken und die früher erwähnte Central-Gewerbschule in Kaiserslautern.

Für die weitere Fortbildung des weiblichen Geschlechts ist bis jetzt von Seiten des Staates und der Gemeinden noch nichts geschehen. Zwar bestehen in mehreren Städten sogenannte Institute, doch sind ihrer einestheils noch zu wenige, anderntheils entbehren sie, als Privat-Unternehmungen, der kräftigen Unterstützung, um den Anforderungen vollkommen entsprechen zu können, welche man in unserer Zeit an die höheren Töchterschulen und Erziehungs-Institute macht. Daher senden vornehmere und reichere Familien ihre Töchter meist in Pensionate des Auslandes.

Auch für Knaben besteht eine Privat-Anstalt in Dürkheim, unter der Leitung eines Herrn Leyendecker. Ihre Tendenz geht vorzugsweise auf den Unterricht in den Realgegenständen und den neueren Sprachen, doch sind die beiden classischen Sprachen nicht geradezu ausgeschlossen, werden aber nur auf Verlangen und in besondern Stunden gelehrt. Diese dem Sinne der Rheinbaiern entsprechende Richtung hat der Anstalt eine nicht unbedeutende Anzahl von Zöglingen zugeführt, und wie ich von mehreren Seiten hörte, ist man mit den Leistungen derselben zufrieden.

16

Die andere Säule nun, welche sich auf der breiten Basis des Elementar-Unterrichtes erhebt, und höher strebt, als die vorige, ist die der humanistischen Bildung. Ihr wird in diesem Lande des materiell-practischen Sinnes fast durchweg geringere Wichtigkeit zuerkannt, als jener andern, und doch ist sie um ebenso viel höher zu achten, als der Geist höher steht, denn der Körper. Der Mangel an tieferer classischer Bildung und Gelehrsamkeit tritt selbst in den sogenannten gebildeten Ständen deutlich hervor in der Geringschätzung, mit welcher man großentheils über die beiden classischen Sprachen des Alterthums aburtheilt. Das Studium der griechischen Sprache scheinen die meisten für gänzlich unnütz und zeitverderblich zu halten, und selbst die Erlernung des Lateinischen wird oft als überflüssig erklärt. Dagegen erwartet man von der Kenntniß des Französischen und Englischen ungleich größere Vortheile.

Diese Mißachtung des Alten und Ueberschätzung des Neuen hat ihren Grund einerseits in dem oft berührten Nützlichkeits-Principe, andererseits aber in dem verderblichen Mißkennen der außerordentlichen Vortheile, welche die Verbreitung classischer Bildung selbst ihren Verächtern, wenn gleich ihnen unbewußt, gewährt hat und täglich gewährt. Hätten diese klar erkannt, daß unsere ganze neuere Bildung nicht eine erst gemachte oder erfundene, sondern aus dem Alterthume hervorgewachsene und auf ihm ruhende ist, hätten sie die Geist und Herz erhebende und veredelnde Kraft der humanistischen Studien, und selbst deren unberechenbaren Nutzen für das practische Leben erkannt, gewiß sie würden ihr Verwerfungs-Urtheil zurücknehmen, und

mit Eifer auf das Studium des classischen Alterthums und seiner Sprachen auch bei denen dringen, welche weder in den Gelehrten= noch in den Beamtenstand zu treten, sondern bürgerlichen Gewerben sich zu widmen gedenken.

Doch was ich hier von der Mehrzahl der Rheinländer gesagt, gilt Gottlob! nicht von allen. Es gibt auch in Rheinbaiern noch Männer, denen die Wichtigkeit der humanistischen Bildung vollkommen klar ist, und die überhaupt das ideale Leben dem realen nicht unterordnen. Sie haben es mit Freuden gesehen und das Ihrige dazu beigetragen, daß in der neuesten Zeit eine beträchtliche Anzahl lateinischer Schulen gegründet worden, deren segensvolle Wirksamkeit sich bald offenbaren wird. Auch habe ich zu dem für das Gute leicht empfänglichen Sinne der Rheinbaiern das feste Vertrauen, daß selbst die Gegner dieser Anstalten in kurzer Frist deren Nutzen erkennen und zur Förderung derselben das Möglichste beitragen werden. Denn ich wiederhole, es fehlt diesem Volke so wenig als irgend einem andern an Liebe und Eifer für das Gute, sondern nur noch an der rechten Erkenntniß desselben und seines wahren Vortheiles.

Der lateinischen Schulen von zwei bis vier Klassen sind jetzt fünfzehn*), während ihrer bisher nur acht waren. Die Vorstände und Lehrer derselben werden fast sämmtlich als tüchtige Männer gerühmt.

---

*) Seit dem Jahre 1836 sind abermals zwei neue gegründet worden. D. H.

Außer diesen lateinischen Schulen besitzt das Land zwei Gymnasien in Zweibrücken und Speier. Von dem ersteren hab' ich bereits Erwähnung gethan, das letztere hab' ich während meiner wiederholten Anwesenheit in Speyer etwas näher kennen gelernt. Es wirken hier tüchtige, der Wissenschaft mächtige Männer*). Leider ist vor Kurzem einer der vorzüglichsten Geister, welche Rheinbaiern bisher besessen, dem Rufe an die Universität Freiburg gefolgt. Ein wahrer Verlust für Baiern, namentlich für diese Provinz, welche an solchen Männern wahrlich keinen Ueberfluß hat. Anshelm Feuerbach ist's, ein Sohn des berühmten Criminalisten, ein Mann, den Deutschland unbedenklich unter seine edelsten Geister, unter seine gediegensten Männer rechnen darf. Wer sein Werk über den Apoll von Belvedere kennt, wird ihn als geistvollen und gründlich gelehrten Archäologen bewundern. Aber er ist mehr als das, er ist einer unserer genialsten Männer, nicht nur durchgebildeter Philolog und ausgezeichneter Lehrer, nicht blos tief gelehrter Alterthums-Forscher, sondern zugleich gründlicher Kenner der gesammten Kunst und ein Dichter, der auf Deutschlands Parnaß eine Stelle unter den Ersten einnehmen würde, verschlösse nicht eine wahrhaft betrübende Bescheidenheit sein angefülltes Pult. Baiern hätte diesen Mann nicht gehen lassen sollen, es hat viel an ihm verloren, denn ich spreche es ohne Bedenken aus, es besitzt nicht zehn Männer seines Gleichen.

---

*) Unterdessen sind in dem Personale der Gymnasien sehr bedeutende Veränderungen vorgegangen. D. H.

Ein anderer Professor des Speyerer Gymnasiums wird wahrscheinlich ebenfalls nicht lange mehr in Rheinbaiern weilen, da man ihn gern nach München ziehen möchte. Es ist der der Mathematik und Physik, Fr. M. Schwerd, ein Mann, der mir in seiner Wissenschaft ganz und gar zu leben und zu weben scheint, dem aber die Liebe zu derselben keineswegs das Gepräge des strengen, finsteren Gelehrten aufgedrückt, sondern den sie wahrhaft bis zur liebenswürdigsten Heiterkeit verklärt hat. Ihn kennen gelernt zu haben, rechne ich mir nicht nur zum Vergnügen, sondern selbst zum Gewinn. Diese schlanke Gestalt mit dem feinen, blassen Gesichte, dessen Aug' am liebsten unter den Sternen irrt, oder sinnend auf die zu lösenden Probleme schaut, und doch wieder so kindlich freundlich einem jeglichen begegnet, hat mich überaus angesprochen. Wer vermuthet in dem anspruchslosen Manne einen der tüchtigsten Physiker und Astronomen Deutschlands? Daß er das Letztere sei, darüber haben sich früher bereits Männer wie Zach und Gauß ausgesprochen, und seine astronomischen Berechnungen geben dafür ein Beleg. Zum Beweise aber, daß er auch das Erstere sei, führe ich nur das im vorigen Jahre von ihm herausgegebene Werk an „Die Beugungs-Erscheinungen, aus den Fundamentalgesetzen der Undulationstheorie analytisch entwickelt und in Bildern dargestellt von F. M. Schwerd. Mannheim 1835. 4."

Schwerd ist geborener Rheinbaier (aus Frankenthal) und zwar der einzige unter den Professoren des Gymnasiums. Zudem ist er so zu sagen Autodidact, ein wahres mathematisches Genie, das ein Feld der

mathematischen Wissenschaften nach dem andern gleichsam im Sturm genommen, und sich auf jedem derselben durch seine innere Kraft behauptet hat. Rheinbaiern darf stolz sein auf diesen Mann.

Von höheren Bildungs-Anstalten besitzt das Land nur noch ein katholisches Clerical-Seminar. An einer kleinen Hochschule, einem vollständigen Lyceum nämlich, das den Uebergang zur Universität vermittele, fehlt es der Provinz. Ein solches Lyceum würde nicht nur sehr vielen das Studium erleichtern, sondern zugleich die Masse der höheren Intelligenz vermehren und die Cultur der Wissenschaften wesentlich fördern*). Auch an einer größern Bibliothek mangelt es, denn die vorhandenen in Speier und Zweibrücken sind kaum der Erwähnung werth. —

Es ist nun noch übrig, ein Wort zu reden über

Die religiösen und kirchlichen Verhältnisse.

Ich habe bereits früher geäußert, daß ich diesem wichtigsten Gegenstande besondere Aufmerksamkeit zuwenden wolle. Ich hab' es gethan, und will nun die Lage der Sache, so wie sie mir erschienen, in der Kürze darzustellen suchen.

Es ist den Rheinbaiern in der neuesten Zeit häufig der Vorwurf gemacht worden, daß ihnen der tiefere

*) Die Errichtung eines Lyceums zu Speyer ist jetzt im Werke. Das ganze Land hofft mit Zuversicht, daß es ein allen Confessionen gemeinsames werde, weil im entgegengesetzten Falle eine Confession sehr benachtheiligt würde. D. H.

religiöse Sinn großentheils abgehe, und mit ihm auch ein erhöhtes Interesse für die religiösen und kirchlichen Angelegenheiten überhaupt. Es ist nicht zu leugnen, daß der Vorwurf trifft. Zwar scheint es gerade jetzt, wo sehr viel und eifrig über die kirchlichen Angelegenheiten gesprochen wird, jener Vorwurf sei völlig ungegründet; wer jedoch die Eigenthümlichkeit des Volkes im Auge behält, vermöge deren es sich über jeden Gegenstand, welcher sich darbietet, mit großer Lebendigkeit und mit einem apodictischen Urtheile äußert, der wird sich durch die Lebhaftigkeit des gegenwärtigen Stimmenwechsels keineswegs täuschen lassen. Es fehlt wirklich, wie in Wissenschaft und Kunst, so namentlich in den Angelegenheiten der Religion und Kirche an tieferem Sinn und rechten Ernst. Die aber, welche den Bewohnern dieses rheinischen Landes den Vorwurf machen, haben gewöhnlich zwei wesentliche Punkte außer Acht gelassen. Der erste ist die von allen Seiten bestätigte Wahrnehmung, daß eine betrübende Kälte und Lauheit in religiösen Dingen bisher durch unsere ganze Zeit gegangen, der zweite Punkt aber betrifft die eigenthümliche Lage und die bisherigen Verhältnisse Rheinbaierns. Darüber ein Wort.

Kein anderes Land ist von Frankreich so unmittelbar und stark berührt worden, als eben dieses Rheinbaiern. Bezüglich der religiösen Ideen und des kirchlichen Lebens konnte diese Berührung nicht ohne tief gehenden und nachhaltigen Einfluß bleiben. Jener tolle Veitstanz der ersten französischen Revolution mußte dieses Nachbarland Frankreichs um so gewisser in seinen Wirbel hinein ziehen, als es auch hier die

Beseitigung mancher verjährten Mißbräuche galt, und das Land gar bald von den Sansculotten überschwemmt war. Die Ideen Voltaires und der Encyclopädisten, der gotteslästerliche Wahnsinn des blutdürstigen Jakobinismus wirkten ordentlich sinnverwirrend auch auf dieses deutsche Nachbarvolk. Das Christenthum, weil neben manchen Irrthümern und Mißbräuchen bestehend, wurde selbst als ein veralteter Irrthum, der den Aufschwung der neuen Ideen hindere, betrachtet und weggeworfen. Da war keine Schule mehr nöthig, denn man sog sich schnell an der Milch der neuen Weisheit groß, die sich, wie alles Ruchlose, leicht begreifen ließ. Da standen die Kirchen verödet und verwüstet, als läge ein schweres Interdict über dem Lande, und der bis zum Wahnsinn gesteigerte Hochmuth des menschlichen Herzens feierte unter lautem Triumpfgeschrei den blasphemischen Cultus der sogenannten Vernunft, die man allerdings nicht passender darstellen konnte, als durch eine schamlose Dirne.

Mittlerweile gewann aber der alte Gott wieder die Herrschaft über seinen kläglichen Affen. Der kleine Haufen derer, welche bis dahin, gleich den ersten Christen, in geheimnißvoller Stille den Cultus ihrer Väter geübt hatten, trat wieder hervor; aber der Sturm des Krieges war der neuen Entfaltung des religiösrn und kirchlichen Lebens nicht günstig. Auch war an die Stelle der Freiheit und der Vernunft ein anderes Idol getreten, die Kraft, personificirt in einem Menschen. Die abgöttische Ueberschätzung menschlicher Kraft und menschlichen Verstandes war dem Fortbestehen jenes Hochmuthes günstig, welcher die subjective Vernunft

für die allgemeine hielt und ausgab. Diese Vernunft nun, deren Hauptgeschäft es unter andern war, den Aberglauben zu vertreiben, warf mit diesem zugleich den Glauben weg, weil es ihr ebenso an Tiefe, wie an Bescheidenheit gebrach — an Tiefe, indem sie nicht im Stande war, sich die Wahrheiten der göttlichen Offenbarung anzueignen — an Bescheidenheit, indem sie alles wegwerfen zu dürfen wähnte, was sie nicht völlig begreifen, vielmehr mit Händen greifen konnte.

So war jene Zeit, und Zöglinge jener Zeit sind ja die meisten von denen, deren Jugend oder erstes Mannesalter dieser Periode religiöser Begriffsverwirrung angehört. Wen mag es nun noch wundern, daß bei dem Sinne, der so sehr nach dem Gemeinverständlichen verlangt, eine tiefere Religiosität, ein eigentliches inniges Glaubensleben noch nicht Platz greifen konnte? Ich habe mich in der That weniger darüber gewundert, daß in diesem nahberührten Grenzlande Frankreichs das ganze lebensvolle Christenthum bei den meisten zu einer trockenen Verstandesmoral zusammen geschrumpft ist, als vielmehr darüber, daß bei diesem dürren Gerippe, in dem kein Leben ist und das kein Leben gibt, die Sittlichkeit des Volkes doch noch auf einer Stufe steht, die wenigstens nicht tiefer ist, als bei andern, selbst deutschen Völkern. Ja wenn man das gewöhnliche Thermometer der Sittlichkeit anlegt, etwa die Zahl der unehelichen Geburten, der groben Verbrechen, der falschen Eide und dergleichen mit der in andern Staaten und Ländern vergleicht, so wird das Resultat dieser Vergleichung nur günstig für Rheinbaiern ausfallen. Das ist nun freilich nichts weniger

als eine Frucht jenes leeren Moralgeschwätzes, sondern es beweis't nur, daß der Kern des Volkes noch gut ist, und daß es, bei größerer Innerlichkeit des christlichen Glaubenslebens, auf einer sehr hohen Stufe stehen könnte.

Wenn man auch in dieser Beziehung die Vervollkommnungs-Fähigkeit des rheinbaierischen Volkes in Anschlag bringt, so sieht man es nur mit Bedauern, daß die Zahl derer so überwiegend ist, die da meinen, zur rechten Bildung und Aufklärurg gehöre vor allen Dingen das Wegwerfen der positiven Offenbarungs-Wahrheiten, wenigstens alles dessen, was über die Sphäre des gewöhnlichen Verstandes hinausgeht und in das Gebiet des Glaubens gehört. Ja der größere Theil der sogenannten Gebildeten ist förmlich von dem höheren Standpuncte des Evangeliums auf den tieferen des Gesetzes herabgestiegen, und hat sich eine Art philosophischer Moral gebildet, die er für das wahre, auf das Wesentliche reducirte Christenthum hält und ausgibt, während er alle Glaubenslehren im engeren Sinne für unnütze, oder gar für verderblichen Aberglauben ansieht. Ein großer Theil des Volkes ist diesem leuchtenden Beispiele gefolgt, und auf diesem schnell abschüssigen Wege sind Tausende beim crassesten Naturalismus, beim förmlichen Unglauben angelangt.

Eben das ist das Schlimmste an der Sache, daß viele gerade die für die Aufgeklärtesten halten, die am wenigsten glauben, und schnell bereit sind, andere für Bigotte, für Frömmler oder Dummköpfe zu erklären, und denen, welche die positiven Wahrheiten des Christenthums vertheidigen, den entsetzlichen Vorwurf zu machen,

als wollten sie aus eigensüchtigen Absichten die Welt wieder in die Dunkelheit und Dummheit früherer Zeiten zurückführen. Dagegen hält der sich für einen aufgeklärten Katholiken, der über die Lehren und Gebräuche seiner Kirche spottet, und sich rühmen kann, daß man ihn weder in der Kirche noch bei Beichte und Abendmahl sieht; ein aufgeklärter Protestant ist der, welcher gegen Alles protestirt, was er mit seinem zu kurzen Verstande nicht in den ersten fünf Minuten begreift, und ein aufgeklärter Jude ist der, welcher Wein trinkt, Schweinfleisch ißt und den Glauben seiner Väter verläugnet, ohne einen bessern zu bekennen.

Die Frucht dieser unseligen Afteraufklärung zeigt sich im Volke bereits in der Gleichgiltigkeit, ja in einer gewissen Verachtung des religiösen und kirchlichen Lebens. Der verderbliche religiöse Indifferentismus, der mit dem Materialismus Hand in Hand geht, hat namentlich in den Städten und Städtchen, wo man mit Gewalt aufgeklärt und gebildet sein will, die Kirchen leer gemacht. Aber auch auf dem Lande verspürt man den übeln Einfluß jener schädlichen Potenzen. Doch ist auf dem Lande die Kirchlichkeit durchschnittlich noch ziemlich groß, und auffallenderweise in den Dörfern der Ebene größer, als in denen des Westrichs. Die Ursache dieser letzteren Erscheinung scheint mir hauptsächlich in dem schon früher erwähnten geringeren Maaße geistiger Elasticität in den Bewohnern des Westrichs zu liegen.

Bei all dem darf nicht unerwähnt bleiben, daß die geschilderten Uebelstände nicht etwa ihren Grund in jener Irreligiosität haben, welche eins ist mit der Feindschaft gegen Religion und Kirche. Es ist mehr Begriffs-

Verwirrung in religiösen Dingen, als eigentliche Irreligiosität. Selbst die Unkirchlichsten sind nicht mit Wissen und Willen Feinde der Kirche, sie möchten dieselbe nur nach ihrem eigenen Sinne zugeschnitten und gemodelt wissen. Und auch so will niemand als gänzlich von seiner Kirche abgeschlossen betrachtet sein. Am deutlichsten tritt dies bei der Abschließung der Ehen hervor. Während nämlich nach dem Gesetze die Civilehe allein volle Giltigkeit hat, so besitzt das Volk doch noch gesunden Sinn genug, die Ehe als ein religiöses Institut zu betrachten, und der Fall, daß die kirchliche Trauung nicht nachgesucht würde, gehört unter die Seltenheiten, und findet allgemeine Mißbilligung. —

Was nun die Verhältnisse der einzelnen Confessionen gegen einander betrifft, so zeigt die numerische Zusammenstellung, daß die protestantiche etwa siebenzig tausend Glaubensgenossen mehr zählt, als die katholische. Beide wohnen in fast sämmtlichen Gemeinden friedlich neben einander, jedoch gibt es auch einzelne Dörfer, deren Bevölkerung ausschließlich aus Katholiken oder Protestanten besteht. Erstere gehörten früher zu dem Bisthum Speier, Letztere dem pfälzischen Hause. Nirgend zeigt sich offene Feindschaft zwischen beiden Religionsparteien, nur da, wo sich Simultankirchen oder gemeinschaftliche Friedhöfe befinden, gibt hin und wieder ein Thurmknopf, ein Wetterhahn, ein Kreuz oder eine Beerdigung Veranlassung zu vorübergehenden Mißhelligkeiten. Auch bezüglich der gemischten Ehen sind manche katholische Geistlichen Anhänger der strengen Observanz, beweisen sich nicht selten als Intolerante, und stören dadurch das gute Einvernehmen, in dem

die beiderseitigen Confessions-Verwandten sich befunden. Uebrigens ist die Zahl derselben doch nicht sehr groß.

Ich kann hier nicht umhin, eine Bemerkung einzuschalten, die ich gemacht habe. Die Toleranz nämlich, welche so häufig, namentlich an den Protestanten gerühmt wird, ist nicht selten das Ergebniß des Indifferentismus gegen die Religion überhaupt, oder gegen die confessionellen Unterschiede insbesondere, und als solche möchte ich sie keineswegs loben. Die rechte Toleranz ist nur da, wo jeder Einzelne sich lebhaft für die Grundsätze und Rechte seiner Confession interessirt, ohne sie deßwegen gerade für die allein seligmachende auszugeben, oder die andere anzufeinden, zu verketzern und den Frieden mit ihr zu stören.

Die protestantische Kirche des Rheinkreises besteht seit dem Jahre 1818, in welchem die Reformirten und Lutheraner, mit wenigen Ausnahmen, zusammen traten, um, nach Beseitigung der streitigen Lehren, fortan eine unirte Kirche zu bilden. Um die Gunst des Augenblickes nicht zu versäumen und das gute Werk sicher zu Stande zu bringen, wurde diese Union etwas schnell abgeschlossen, und die damalige Synode, welche die Möglichkeit eines theologischen Kampfes, wie er sich jetzt entsponnen, nicht voraussetzte, versäumte es, das Verhältniß der unirten Kirche zu den symbolischen Schriften der früher getrennten Kirchen mit unbestreitbar klaren Worten festzustellen, oder eine eigene Bekenntnißschrift zu entwerfen. So ist es denn gekommen, daß sich in neuester Zeit ein heftiger Streit darüber erhoben hat, ob nur die streitigen Lehren der beiden früheren Kirchen beseitigt worden, oder ob sämmtliche

Bekenntnißschriften derselben außer aller normirenden Kraft und Geltung gesetzt worden seien. Die Vereinigungs-Urkunde gibt für beide Annahmen Waffen in die Hand.

Im Grunde handelt es sich jedoch weniger darum, als um den Sieg des Rationalismus oder des Supernaturalismus überhaupt. Die protestantische Kirche Rheinbaierns konnte diesem Streite unmöglich fremd bleiben. Schon in den zwanziger Jahren hat er auf dem religiösen und theologischen Gebiete begonnen, und die politischen Bewegungen im Anfange dieses Jahrzehnts sind nur wie ein Intermezzo dazwischen gefahren, und haben die Streitenden auseinander gestäubt. Aber der Kampf war nicht vergessen, er hat unter jenem Gebrause der Revolutionen in der Stille an Intensität gewonnen, und tritt nun mächtiger auf als je. Wie wär' es anders möglich? der Anstoß war gegeben, der Apfel der Eris geworfen, und es muß nun, nach allen weltgeschichtlichen Erfahrungen, eine Art von Vernichtungskrieg geführt werden. Es handelt sich nicht mehr um die Abtretung dieses oder jenes kleinen Flecks auf dem wissenschaftlichen Gebiete, es ist ein Kampf auf Leben und Tod geworden. Die Vorkämpfer und Rufer im Streite stehen gerüstet und erbittert einander gegenüber, und führen derbe Schläge, die nicht blos auf den Schilden tönen, sondern in Mark und Leben dringen und den Gegner vernichten wollen.

Unstreitig werden diese Bewegungen und Kämpfe auf dem religiösen Gebiete von wesentlichem Vortheile für die protestantische Kirche Rheinbaierns werden,

und sie aus jener Zerfahrenheit retten, in der sie sich schon mehr oder minder befand, und in der sie immer mehr auseinander zu gehen drohte. In dieser Beziehung ist die jetzige Bewegung der früheren Ruhe, die nothwendig mit Auflösung hätte enden müssen, weit vorzuziehen, und der Mann, welcher den Sturm erregte, Dr. Rust nämlich, hat darum ein nicht geringes Verdienst, daß er für die christliche Offenbarung in die Schranken tritt gegen jene tausendgestaltige subjective Vernunft, die sich im Zerstören des positiven Christenthums gefiel, um eine sogenannte Vernunft-Religion, oder was das nämliche ist, den Naturalismus an seine Stelle zu setzen.

Denn das wird von den Einsichtsvolleren, selbst unter den Gegnern Rust's, zugestanden, daß es nothwendig war dem destruirenden Treiben des Ultrarationalismus entgegen zu arbeiten, mehr Einheit in die Lehre, mehr Ordnung in die kirchlichen und geistlichen Verhältnisse zu bringen, und durch Anregung eines wissenschaftlichen Lebens die eigentlichen Wächter der Kirche, die Geistlichen, aus dem Schlafe zu wecken und auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche dem religiösen und sittlichen Leben überhaupt, so wie dem gedeihlichen Fortbestehen der protestantischen Kirche insbesondere droht, so lange jener einseitige, alle positive Religion vernichtende Ultrarationalismus seinen zerstörenden Einfluß übt. Zugestanden wird ferner, daß, seit Rust eine Stelle in dem kirchlichen Aufsichts-Collegium einnimmt, in jeder dieser Beziehungen schon viel gethan worden, und überhaupt ein bedeutender Fortschritt zum Bessern nicht zu verkennen sei.

Bei allem dem hat er eine große Zahl von Gegnern, eben weil jene rationalistische Richtung bisher die herrschende, ja fast die einzige war. Man sieht ihn von dieser Seite als Feind der unirten Kirche an, weil diese, wie schon aus ihrem Katechismus und ihrem Gesangbuche ersichtlich, auf rationalistischen Grundprincipien ruhen sollte. Die Mehrzahl der Geistlichen aber fühlt sich durch die schroffe Art verletzt, mit welcher Rust der supernaturalistischen Ansicht Eingang zu verschaffen suchen soll. Da ich von dem Letzteren nicht genauer unterrichtet bin, so steht mir darüber kein Urtheil zu. Das aber weiß ich, daß man allenthalben, wo ein Kampf mit leidenschaftlicher Erregtheit geführt wird, dem Gegner nicht die Gerechtigkeit widerfahren läßt, welche er verdient.

So wird namentlich Rust von vielen geradezu in die Classe der Mystiker und Pietisten geworfen, wie sie, als Abart des biblischen Protestantismus, dem Hohn und der Verachtung preisgegeben sind. Ich kann das für nichts anderes halten, als für Folge jener Begriffs-Verwirrung, die, ohne über das Wesen des Mysticismus und Pietismus klar zu sein, alles mit diesen Namen belegt, was nicht mit dem gemeinen Rationalismus zusammen stimmt, und was von Verständigeren als Offenbarungsglaube erkannt wird.

So habe ich in Rheinbaiern wie anderwärts die irrige Ansicht verbreitet gefunden, der Supernaturalismus rufe das Secten- und Conventikel-Wesen hervor. Und doch bestehen hier, wo der Verstand das Gemüth förmlich überwiegt, wo der Rationalismus förmlich heimisch geworden, schon seit längerer Zeit sogenannte

pietistische Conventikel, und ihr früheres Bestehen beweis't, daß nicht Rust oder die kleine Anzahl offenbarungsgläubiger Geistlichen in neuerer Zeit sie ins Leben gerufen. Die Emmissaire der Brüdergemeinde in Neuwied besonders durchzogen längst heimlich das Land, und viele wendeten sich ihnen zu, nicht etwa darum, weil sie das, was jene predigten, für das Richtigste erkannten, sondern weil sie nichts Besseres kannten, und durch ihre lauen, kalten, oft sogar unchristlichen und unsittlichen Prediger nicht befriedigt, nicht erbaut wurden. Natürlich kamen auch andere hiezu, die durch das Besondere, namentlich durch das Geheimnißvolle der Sache angezogen wurden.

Es ist mir nicht bekannt, daß dieses Conventikelwesen in eigentliche Sectirerei ausgeartet wäre, daß sich die sogenannten Pietisten von dem kirchlichen Verbande losgesagt, von dem Besuche des öffentlichen Gottesdienstes, von Taufe und Abendmahl ausgeschlossen hätten. Aber manche Prediger, in deren Gemeinden sich ein Conventikel zusammen that, fingen an, sich bei jeder Gelegenheit gegen die sogenannten Frommen polemisch zu äußern, statt sich zu fragen, ob sie nicht selbst schuld seien an dieser abnormen Erscheinung. Denn das wird kaum ein Einsichtsvoller bestreiten, daß da, wo die Wahrheiten der christlichen Offenbarung unverkümmert gepredigt werden, das Conventikelwesen nicht aufkommen kann. (Etwas anderes ist es, wenn es bereits Wurzel gefaßt). Auf jene Weise aber wurden die, welche sich mit dem, was ihnen geboten wurde, nicht befriedigen konnten, gleichsam mit Gewalt aus der Kirchengemeinschaft verdrängt, und schlossen

sich entweder unter sich selbst nur enger zusammen, oder wallfahreten zu entfernten Predigern, wie etwa zu dem bekannten Convertiten Henhöfer in einem badischen Dorfe nicht fern vom Rhein.

Dieser Mann steht bei den sogenannten Pietisten auf der linken Rheinseite in nicht geringem Ansehen, und gibt mit sechs seiner Geistes-Verwandten ein Erbauungs-Blättchen unter dem Titel „Christliche Mittheilungen" heraus, das in Speier gedruckt wird, und die Stelle von Tractätchen vertritt. Ich habe viele harte und verachtende Urtheile über diese Blätter gehört, und konnte deßhalb nicht umhin, mich selbst von ihrem Inhalte zu überzeugen. Ich ließ mir einen Jahrgang derselben bringen, und fand darin populäre Betrachtungen über Stellen der hl. Schrift, erweckliche Ermahnungen in kleinen Erzählungen, Gebete, einzelne Gedanken und dergleichen. In allen spricht sich ein entschiedenes Anschließen an die Offenbarung aus. Eigentlich Sectirerisches, oder jenes läppische und süßliche Spiel mit dem Heilande, welches dessen ganz unwürdig ist, konnt' ich darin nicht finden; und obgleich mich manchmal bedünken wollte, als würden hie und da kleine Zusätze zum Inhalte der Bibel gemacht, so habe ich mich doch von einer Schädlichkeit dieser Blätter nicht überzeugen können.

Ueberhaupt ist das gefürchtete Ungeheuer des Pietismus und Conventikelwesens in Rheinbaiern, beim Lichte besehen, durchaus nicht so gefährlich, als es bisweilen dargestellt wird. Es ist nur eine geringe Zahl von Gemeinden, in denen sich diese Anhänger der Brüdergemeinde finden, und diese werden durchschnitt-

lich als ruhige, friedliebende, fleißige und ehrbare Leute geschildert. Wenn das die Frucht ihres Glaubens ist, so verdient er alle Anerkennung. — Freilich fehlt es auch nicht an Ausnahmen. — Es gibt hie und da solche Glieder der stillen Gemeinde, die von großem geistlichem Dünkel besessen sind, und andere, die über ihrer Frömmigkeit des irdischen Berufes ganz vergessen zu haben scheinen, und unter die Arbeitsscheuen gehören, ja selbst solche, die in sittlicher Beziehung große Flecken haben. Leider sind die aber in der ganzen Christenheit nur allzu häufig.

Damit es aber an keinerlei Extremen fehle, muß es in diesem der religiösen Schwärmerei nicht sehr günstigen Lande auch Schwärmer geben. Da will einer dem Herrn Jesu auf der Landstraße begegnet sein, ein anderer träumt in apokalyptischen Phrasen von dem nahen Ende der Welt. Noch vor wenigen Jahren lebte in einem Dorfe nicht weit von Landau ein Ackersmann, der unter dem Namen „der Prophet Wernz“ bekannt gewesen sein soll. Man sagt, er habe am liebsten beim Weinglase prophezeiht, und in einem Wirthshause noch kurz vor seinem Tode gerühmt, er werde auch seinem Leibe nach nicht sterben. Ich habe ein gedrucktes Pamphlet von einigen Blättern von diesem halbverrückten Menschen gesehen mit dem Titel: End vom Lied von dem Ackersmann. Zachariä 13, V. 4 und 5 (1824), eine gräßliche Reimerei über das nahe bevorstehende Ende der Welt.

Ich wiederhole, daß ich mich für die unirte Kirche über die dermalige Aufregung nur freuen kann. Diese Bewegungen werden sie aus der früheren Starrsucht

reißen und vor Tod und Verwesung bewahren. Ein neues kräftigeres Leben, eine frischere Farbe, ein festerer Grund, größere Einheit und in Folge dessen eine würdige Haltung nach außen, das sind die Bedingungen ihres Bestehens und jener segensreichen Wirksamkeit, welche sie an ihren Gliedern äußern soll. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so geht diese Kirche einer bessern Zukunft entgegen.

Was die katholische Kirche des Landes betrifft, so bietet sie nichts Auffallendes dar, indem sie ja nur als ein kleiner Theil in das große Ganze eingefügt ist, und nichts Eigenthümliches an sich trägt, da sie der freien, selbstständigen Bewegung entbehrt. — Bei der vorhin berührten vorherrschenden Richtung des Sinnes im Lande, kann es allerdings nicht fehlen, daß auch diese Kirche eine namhafte Zahl solcher Glieder aufweis't, die dem Indifferentismus huldigen, und von denen sich nicht wenige factisch von dem kirchlichen Verbande ausgeschlossen haben, weil ihre Aufklärung mit der Form auch das Wesen wegwirft. Dagegen hängt die Mehrzahl, und namentlich das eigentliche Volk, ziemlich fest an den Lehren und Gebräuchen der Kirche. Selbst die wenigen Wallfahrtsorte des Landes, unter denen die marianische Kapelle zu Oggersheim den ersten Rang einnimmt, werden von dem Volke noch besucht; ja sogar nach dem entfernten Walldürn begibt sich alljährlich eine nicht unbedeutende Zahl streng gläubiger Katholiken.

Da unter französischer Herrschaft alle Klostergüter eingezogen und zum Vortheile der Staatskasse veräussert wurden, so bestehen in Rheinbaiern keine Klöster

mehr. Ein einziges, das der Dominicanerinnen zu Speier, ist im Jahre 1826 wieder hergestellt worden, weil einige der ehemaligen Nonnen es angekauft und dann dem Staate überlassen haben, unter der Bedingung der Wiederherstellung. Es sind unterdessen einige Nonnen eingekleidet worden, aber keine sogleich auf Lebenszeit, und wie ich höre, auch keine aus Rheinbaiern selbst. Dem Kloster ist die katholische Mädchenschule der Stadt übergeben worden.

Bei aller Einheit und Gleichförmigkeit in der katholischen Kirche, und trotz ihrer strengen Disciplin, fehlt es doch auch unter den Geistlichen nicht an Nuancen. Es gibt mildere und strengere. Dies, wie bereits bemerkt, namentlich in Beziehung auf das Verhältniß zu den Protestanten *). Es sind nicht wenige unter ihnen, denen selbst der letzte Bischof, Dr. Petrus Richarz, zu mild und nachgiebig erscheint, indem er bei der Abschließung gemischter Ehen, wo die Brautleute das bekannte Versprechen nicht leisten wollen, den Geistlichen nur die assistentia passiva zur Pflicht machte.

Dieser Bischof Richarz, ein Mann von ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung, genießt übrigens im ganzen Lande hohe Achtung, bei denen, die ihn

*) Als Repräsentanten der überstrengen Observanz kann man den „Katholiken" betrachten, eine Zeitschrift, die in Speier erscheint, und deren Sinn und Art allenthalben genugsam bekannt ist. In ihrem allzu derben Eifer überschreitet sie nicht selten die durch die Liebe gezogene Grenzlinie, und macht sich wirklicher Intoleranz schuldig.

kennen, schon seiner Persönlichkeit wegen, bei allen aber wegen jener ächten Toleranz, die eben so fern ist von Indifferentismus, als von jenem blinden Zelotismus, welcher alle verdammt, die nicht auf demselben Wege das Heil suchen. Man bedauert allgemein den Verlust dieses Mannes, der bestimmt ist, den Bischofssitz von Augsburg zu besteigen, und nur in der Ernennung des bisherigen Domdechanten Geissel sieht man eine genügende Entschädigung. Es macht besonders guten Eindruck, daß der König einen geborenen Rheinbaiern zu dieser wichtigen Stelle auserseshen. Zudem ist der neu ernannte Bischof als vielseitig und fein gebildeter Mann bekannt, mit den Gesetzen und Verhältnissen der Provinz vollkommen vertraut, ist seit der Wiederaufrichtung des bischöflichen Stuhles (1822) Mitglied des Domkapitels, und die Katholiken dürfen mit Zuversicht von ihm erwarten, daß er die Interessen ihrer Kirche mit Umsicht und Eifer wahrnehmen werde, die Protestanten aber besorgen von ihm keinerlei Uebergriffe, weil sie die Ueberzeugung hegen, daß er eben so wenig, wie sie selbst, eine wahrhaft feindselige Stimmung in dieser gemischten Bevölkerung seines Vaterlandes hervorrufen wolle. —

Die Zahl der Menoniten in Rheinbaiern ist nicht sonderlich groß. Es mögen ihrer nur wenige über dreitausend sein. Sie scheiden sich in mildere und strengere oder Knöpfler und Häftler. Die Ersteren haben an einigen Orten eigene, auf Schulen und Universitäten gebildete und von ihnen besoldete Prediger, die Letzteren wählen ihre Vorsteher und Prediger aus ihrer Mitte. Die sogenannte Kirchenzucht ist bei diesen strenger als bei

jenen, auch verheirathen sie sich nicht mit Gliedern anderer Confessionen, wie die Knöpfler. — Dem größten Theile nach wohnen die Menoniten auf einzelnen Höfen oder in kleineren Dörfern, und machen oft weite Gänge, um ihren Gottesdienst zu besuchen. Durchschnittlich genießen sie den Ruf arbeitsamer, reinlicher, stiller und friedlicher Menschen.

Was die Juden betrifft, so beläuft sich ihre Zahl auf vierzehn bis fünfzehn tausend Köpfe. Die Emancipation, nach der sie in andern Ländern seufzen, ist ihnen hier durch die französischen Gesetze zu Theil geworden. Sie sind im Genusse aller bürgerlichen Rechte, wie die christlichen Confessionen, und entbehren meines Wissens nur das der Volksvertretung auf den Landtagen. An vielen Orten haben sie eigene Schulen, an andern besuchen ihre Kinder die christlichen Volksschulen. — Noch ist die Zahl derer nicht groß, die sich Gewerben zugewendet haben, die der israelitischen Ackerbauern aber noch viel geringer. Handel und Schacher scheinen auch in diesem Lande die Lieblingsbeschäftigungen der Juden bleiben zu wollen. — Hinsichtlich ihrer geistlichen Verhältnisse sind sie nach den vier Gerichtsbezirken des Landes abgetheilt, und jedem Bezirke ist ein Rabbiner vorgesetzt. In neuerer Zeit sind mehrere Synagogen erbaut worden, unter denen die zu Ingenheim, Kirchheimbolanden und Speier die bedeutendsten sind.

Trotz den günstigen Verhältnissen, in denen sich die Israeliten vergleichungsweise befinden ist mir hier, wie allerwärts, nichts klarer geworden, als daß dieses sogenannte Volk Gottes noch einen weiten Weg

hat bis zu seiner wahren Emancipation, die eben nirgend von außen kommt, nicht in Worten und nicht in äußerlichen Geberden besteht. — Wo der Geist des Herrn nicht ist, da ist keine Freiheit.

* * *

Es ist Zeit, daß ich gehe. Es ist längst keine Zugschwalbe und kein Storch mehr im Lande, der Himmel hat sein nebelgraues, dichtes Gewand angelegt, und die Erde ihren blendenden Hermelin um sich geschlagen; die rothen und falben Blätter, welche die herbstlichen Bäume so wundersam zierten, sind alle niedergefallen, und alle bunten Farben auf dem violetten Teppich des Herbstes sind verblichen. Nur die sinkende Sonne läßt noch einen tiefrothen Schein zurück, dessen leises Erblassen an das schwindende Roth des Lebens, an das allmählige Erblassen seiner farbenreichen Träume erinnert. — Was soll ich da noch unter all diesen Ruinen?

Es ist der Abend vor meiner Abreise, und ich komme von meinem letzten Gange durch die Stadt und um den Dom. Ich wollte frei athmen, aber die Herbstluft drückt mir auf die Brust, sie hat mich nicht erquickt, ich bin innerlich todtmüde. Wenn der Spätherbst kommt, fall' ich stets nieder, wie ein welkes Blatt; nur der Reiz des Reise-Lebens thut meiner kranken Brust wohl, und hält mich aufrecht. Wer mag auch im tiefen Herbst noch derselbe bleiben, wie früher? Ist denn das noch dieselbe Erde? Krank ist sie wenigstens, denn alle ihre wechselnden Farben deuten auf Siechthum.

Im Domgarten war es ganz still, nur der Abendwind fuhr frostig durch das nackte Gesträuch, und jagte einige raschelnde Blätter vor mir her über die dünne Schneedecke, und der Himmel sah aus, wie ein langer trüber Traum. — An der Mauer des Domes schlich ein altes Mütterchen hin, sah bald an ihr empor, bald bückte sie sich an den Fuß derselben herab. — „Was suchet Ihr?“ fragt' ich. — „Den güldenen Wiederkomm such' ich, Herr. Meine Tochter ist schwer krank, und nur das kleine Kräutlein, der güldene Wiederkomm, kann ihr helfen. Es wächst an Kirchenmauern und an steinernen Kreuzen.“ — Sie sah mich dabei mit einem Blicke an, der mir in der tiefen Dämmerung wie wirr vorkam. Es mochte auch vom langen Weinen kommen. — „Den goldenen Wiederkomm, ja den suchet, gute Frau,“ sagt' ich, „ich such' auch schon lange darnach.“ — Das Weib fing leise an zu weinen, und suchte durch ihre Thränen immer nach dem goldenen Wiederkomm.

Da fing die große Domglocke an zu läuten in tiefen Tönen, die wie eine wundersame, tief ergreifende Musik klangen, wie eine große, einsame Klage. Jeder Ton ließ noch einen Nachklang, wie ein leises Wimmern des Schmerzes, nach sich, der das Herz wund saugt, und doch lag wieder etwas süß tröstliches darin. So möcht' ich's ertönen hören, wenn man den stillen Ruhetag, den Sabbath meines Herzens einläutet, den Tag des goldenen Wiederkomms.

Es ist Allerheiligen-Abend. Der ganze Kirchhof meiner Vergangenheit lag plötzlich vor mir, so herbstlich kahl, so nebelfeucht, und jedes Grab schien sein

Weihwasser und seine flimmernde Zierde zu erwarten, aber ich hatte nichts als große Thränen. Und unter diesen Thränen blühten sie wundersam auf die öden Gräber, und schmückten sich allmälig von selbst. In den Trauerweiden und Cypressen wisperte es wieder wie alte Grüße, und die Blumen nickten wieder wie alte Bekannte, und das Flittergold rauschte wieder geheimnißvoll das halb verklungene Lied von Lieb' und Leid, die auch auf dem Kirchhofe neben einander begraben liegen. Sie sind wohl begraben, aber nicht todt, darum regen sie sich zuweilen wieder, und machen mich traurig.

Doch nein, ich will froh sein! Noch einen schäumenden Becher auf Rheinbaierns Glück und Heil, dann will ich den letzten Traum in diesem Lande träumen, den schönen Traum vom goldenen Wiederkomm.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Nachschrift des Herausgebers.

Ich habe zum Schlusse nur noch Weniges beizufügen. — An jenem Allerheiligen-Abend habe ich meinen Freund zum letztenmal gesehen. Die Briefe, welche ich von ihm erhielt, ließen mich zwar seinen Gesundheitszustand nicht klar sehen, aber doch ahnen, daß sein Brustübel sich verschlimmert habe. Eine stille Heiterkeit durchwehte sie alle. Rheinbaierns und seiner Reise durch dieses Land gedachte er mehrmals mit unverkennbarer Liebe, aber die Hoffnung, es wieder zu

besuchen, die er öfters geäußert, hatte er längst aufgegeben.

„Du weißt,“ sagt er in dem letzten dieser Briefe, den ich im Frühling des Jahres 1837 erhielt: „Du weißt, daß ich mich gefreut hätte, das schöne Land wieder zu sehen. Es wäre ein goldener Wiederkomm auf Erden geworden. Das soll nicht mehr sein. Ich habe nur noch eine Reise vor in das schönste aller Länder, alle andern sind aufgegeben. Es war eine Zeit, wo die Erde mir zu enge schien, jetzt hab' ich es ganz begriffen, daß es Herzen geben könne, welche sie mit sechs Fuß ihrer Fläche zu befriedigen vermöchte. Das meine ist ein solches. Meine Brust ist ja enger geworden. Zwanzig Jahre lang hat jeder Tag einen Stein herbei getragen, und ihn auf meine Brust geworfen, was Wunder, wenn sie morsch geworden und zusammen gebrochen ist unter diesem Grabhügel von siebenmal tausend schweren Steinen? Und doch wird sie weit, wenn ich der nahen Reise in die Heimath gedenke. Soll ich mich nicht freuen, Lieber? Der goldene Wiederkomm ist gefunden! Wie wird mir sein, wenn der Herr, mein Arzt, mich ganz durch jenes Kräutlein geheilt hat? — — Uns wird sein wie den Träumenden!“. . . .

Drei Wochen später hatte ich die Nachricht von seinem Tode.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druckfehler.

Es hat sich eine nicht unbedeutende Zahl von Druckfehlern eingeschlichen, von denen wir hier nur die bedeutendsten anführen wollen und den Leser bitten, minder wichtige selbst zu verbessern.

Im ersten Bande:

S. 15. Z. 12. von unten lies Entzückens statt Entsetzens.
S. 29. Z. 13. v. u. lies letharchischer statt lethargischer.
S. 72. Z. 6. von oben lies mir statt ihm.
S. 114. Z. 7. von oben lies weht statt wohnt.
S. 167. Z. 1. von unten lies er statt es.
S. 169. Z. 5. v. o. lies diesem Theile statt dieses Theils.
S. 194 Z. 15. von oben lies Rechten statt rechten.
S. 196. Z. 6. von unten lies sei statt seien.
S. 221. Z. 6. von oben lies Man statt Mann.
S. 238. Z. 5. v. o. lies anschaulichen statt ansehnlichen.
S. 244. Z. 14. v. oben lies den Strom statt dem Strome.
S. 246. Z. 10. von unten lies heben statt haben.
S. 264. Z. 7. von unten lies welcher statt welchen.
S. 277. Z. 6. von oben lies Bogen statt Borgen.

Im zweiten Bande:

S. 58. Z. 4. von oben lies dieser statt diese.
S. 62. Z. 13. von unten lies verklärte statt erklärte.
S. 88. Z. 11. v. oben lies incognita statt fncognita.
S. 90. Z. 14. von oben lies Harun statt Harum.
S. 85. Z. 1. von oben lies hinan statt hinab.
S. 103. Z. 11. von unten lies hats statt ats.
S. 107. Z. 9. von oben lies hier statt hie.
S. 115. Z. 11. von unten lies Genie statt Genre.
S. 121. Z. 11. v. oben lies anschwatzen statt aufschwatzen.
S. 121. Z. 18. von oben lies eine statt seine.
S. 123. Z. 13. von oben lies Thürme statt Thürmen.
S. 132. Z. 6. von oben lies Sorge statt Sorgfalt.
S. 136. Z. 8. von unten lies tauge statt tauche.
S. 147. Z. 6. v. oben lies ungünstigste statt ungünstige.
S. 152. Z. 12. von oben lies denn doch statt dennoch.
S. 177. Z. 1. von oben lies voll statt von.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Blaul, Friedrich,

Träume und Schäume vom Rhein in Reisebildern aus Rheinbaiern und den angrenzenden Ländern

Bd.: 2

Speyer ; Landau ; Grünstadt [1839?]

Bavar. 418 i-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10371591-6